Digitized by Google

Letzte
Wiener Spaziergänge.

Von

Daniel Spitzer.

Mit einer Charakteristik seines Lebens und seiner Schriften

von

Max Kalbeck.

(Dazu eine Heliogravüre: Spitzer's Portrait, nach Leop. Müller und ein Facsimile seiner Handschrift.)

Wien.
Verlag der Literarischen Gesellschaft.
1894.

I. N. 40625

PT2521
S93L4

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Raimann & Godina Wien, I., Fleiſchmarkt 12.
Papier von der Neuſiedler-Actien-Geſellſchaft für Papier-Fabrication

Vorwort.

Die folgende, unter dem Titel „Letzte Wiener Spaziergänge" vereinigte Sammlung Spitzer'scher Satiren reiht sich als abschließender Band an die sechs früher erschienenen Bände „Wiener Spaziergänge" an und enthält eine Auswahl der vom 2. Januar 1886 bis zum 3. April 1892 veröffentlichten Spitzer'schen Zeitungs-Feuilletons. Für den Herausgeber handelte es sich darum, den Umfang, welchen die „Literarische Gesellschaft" ihren Publicationen zu geben pflegt, nicht zu überschreiten und doch auch den Autor nicht zu verkürzen. Mit der Ausscheidung einer Anzahl von Aufsätzen — im Ganzen sind es achtzehn Stück — deren Wirkung sich mit dem Tage erschöpfte, für welchen sie geschrieben wurden, war beiden Theilen gedient. Dem vollkommenen Schriftsteller gebührt der Vorzug vor dem vollständigen. Bei der Abfassung der den einzelnen Artikeln vorangesetzten Ueberschriften habe ich mich bemüht, den von Spitzer angegebenen Ton zu treffen. Sollte mir dies nicht gelungen sein, so wäre dies kein Unglück; denn je weniger der Titel verspricht, desto mehr wird dann der Aufsatz halten. Der Redaction der „Neuen Freien Presse" sage ich für ihre hilfreiche Unterstützung meinen ergebenen Dank.

M. K.

Daniel Spitzer's

Leben und Schriften.

Die deutsche Satire ist ein Stiefkind der Literatur. Obwohl in Deutschland zu keiner Zeit Mangel an satirischen Talenten war und unsere großen Dichter ohne Ausnahme ihre starke satirische Ader hatten, so fehlte es doch bis in die neueste Zeit an einem Satiriker, der sich mit denen der Engländer und Franzosen hätte messen können. Jahrhunderte hindurch war die Satire als eine unumgängliche Uebung der Poesie und letztere selbst als eine Art von Schulmeisterei betrachtet worden. Seit die Renaissance sich den Horaz, beziehungsweise die Eintheilung seiner Gedichte in Oden, Satiren und Episteln, zum Muster genommen hatte, hielt es Jeder, der einen Band Reime herausgab, für seine Pflicht, mit einer Reihe von „Strafgedichten" aufzuwarten, die, vielleicht mit Ausnahme der Neukirch'schen und Günther'schen, von allen Musen und Grazien gemieden waren. Hatte die lateinisch geschriebene Satire der Deutschen im Zeitalter der Reformation es fast ausschließlich mit den Pfaffen zu thun, so wendete sich die Satire des 18. Jahrhunderts wieder nur gegen Gelehrte und Dichter, so daß die große Menge beiden akademischen Richtungen theilnahmslos gegenüberstand.

Mit Christian Ludwig Liscov schien zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die allgemeine Satire auch in Deutschland zu ihrem Rechte kommen zu sollen; wenigstens wäre dieser, von Swift angeregte, wahrheitsliebende, äußerst witzige, schlagfertige und sprachgewandte Vorgänger Lessing's berufen gewesen, das lange vernachlässigte Genre zu cultiviren. Aber er fiel als ein Märtyrer seines Freimuths, und was er versprach, mochten oder konnten die zahmen Nachahmer seiner Schule, von Rabener bis Falk, nicht halten. Vestigia terrent. Warum es die Deutschen auch in der Folge über die Literatur-Satire nicht weit hinausbrachten? Weil die Literatur so lange das einzige Gebiet des öffentlichen Lebens war, auf dem sie

ihre Meinung zu sagen sich getrauen durften. Die Zimperlichkeit, Verzagtheit und Bedientenhaftigkeit der „Gutgesinnten", die vor jedem freien Worte erschraken und servil waren, wo sie nur loyal sein wollten, die politische Zersplitterung mit ihrer Kleinstaaterei, Rechthaberei und Krähwinkelei, die von den Gewalthabern großgezogene und gepflegte allgemeine Unzurechnungsfähigkeit machte die Mißvergnügten mundtodt, schickte sie ins Exil und legte Beschlag auf ihre Schriften. Seit in Deutschland und Oesterreich ein Umschwung in diesen Dingen eingetreten ist, beginnt sich auch die Satire lebendiger zu regen, und die Prophezeihung Carl Julius Weber's, des „in Deutschland reisenden Deutschen", daß von dem „reichen und jovialen Oesterreich, von der herrlichen Kaiserstadt an der Donau bei etwas höherer Bildung und größerer Freiheit der wahre geniale lachende Satyr Deutschlands zu erwarten sei", hat sich in dem „Wiener Spaziergänger" endlich erfüllt.

Daniel Spitzer wurde am 3. Juli 1835 in Wien (Stadt Nr. 1216 alter Numerirung) geboren. „Ich erblickte das Licht der Welt an einem Tage, von dem man damals glücklicherweise noch nicht wußte, daß er ein Unglückstag für Oesterreich sei, und daß an demselben die Schlacht von Königgrätz verloren werden sollte, sonst hätte man vielleicht meiner Geburt Schwierigkeiten in den Weg gelegt oder mich doch wenigstens gleich nach derselben wieder eingesperrt", schreibt er und notirt sich als merkwürdige Constellation, daß in seinem Geburtsjahre Bismarck als Auscultator bei dem Berliner Stadtgerichte eintrat (4. Juni), Fanny Elslers Ruhm seinen Höhepunkt erreicht hatte, das „Leben Jesu" von D. Fr. Strauß erschien und die „erste deutsche Locomotiveisenbahn" von Nürnberg nach Fürth eröffnet wurde (7. December). Spitzers Eltern, Benjamin und Katharina, geb. Koritschoner, waren mährische Juden, die aus Nikolsburg als junge Eheleute nach Wien einwanderten. Der Vater († 1874 im Alter von 65 Jahren) hatte 1830 eine Fabrik von Musterdrucken in Ober-St. Veit bei Wien errichtet, die ihm nach mehrjähriger fleißiger Arbeit zu Ansehen und Vermögen verhalf. Von seinen sieben Kindern starben zwei Söhne und eine Tochter in blühender Jugend, die anderen vier, mit ihnen Daniel, der Sechstgeborene, erreichten ein höheres Alter. Ein Bruder und eine Schwester sind noch am

Leben. Als Daniel, der einen offenen, für die Wiſſenſchaften empfänglichen Kopf zeigte, die Lateinſchule beſuchen ſollte, ſiedelte die Familie dauernd in die Stadt über und wohnte in der Zeit ihres materiellen Wohlſtandes „Am Hof". 1845 kam der zehnjährige Knabe auf das akademiſche Gymnaſium, das er im September 1853 mit dem Zeugniſſe der Reife verließ. Die Claſſenteſtimonia kennzeichnen ihn als lobenswerthen Schüler, im Abiturientenzeugniſſe werden ſeine Leiſtungen in den Sprachen und der Geſchichte befriedigend genannt. Derſelbe ſtille und conſequente Fleiß, der dem Gymnaſiaſten eigen war, begleitete auch den Studenten durch ſeine Wiener Univerſitätsjahre. Spitzer wollte Advocat werden und bereitete ſich von 1853—1860 theoretiſch und praktiſch auf dieſen Beruf vor. Sein index lectionum, der ſich in muſterhafter Ordnung befindet, weiſt die obligaten juriſtiſchen, ſtaatswiſſenſchaftlichen, geſchichtlichen und philoſophiſchen Collegien auf. Allotria, die auf ſeine literariſchen und künſtleriſchen Neigungen hindeuten, wie die Vorleſungen über Geſchichte der griechiſchen Philoſophie, ausgewählte Stellen des Sophokles und Bauſtile des Mittelalters, wurden ſehr lau betrieben. Die vier Rigoroſen zur Erlangung der juriſtiſchen Doctorwürde beſtand Spitzer — das letzte im Februar 1860 — mit „günſtigem Erfolge."

Der Erinnerung an ſeine „Am Hof" verlebte Kindheit und Jugend hat der „Wiener Spaziergänger" eine rührende Elegie gewidmet, aus deren kühlem Spott es manchmal warm hervorquillt von vergebens zurückgehaltenen Thränen. Die Zeitereigniſſe gingen nicht vorüber, ohne einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Knaben zu machen, und der häufige Wechſel in der äußeren und inneren Politik ſeines Vaterlandes mag ihm frühzeitig jene Skepſis eingepflanzt haben, mit der er ſpäter die großen und kleinen Verhältniſſe in Welt und Leben zu betrachten pflegte. Er hat die beiden Kanonen, die ehemals vor der Wache „Am Hof" ſtanden, ſo lange ehrfurchtsvoll angeſehen, als ein „ausgiebiger Kanonendonner noch eine Rarität war." Seine Gefühle änderten ſich ſchon in der dritten Lateinclaſſe, wo gerade ein griechiſches Zeitwort abgewandelt wurde, als „während des Plusquamperfectums die Revolution ausbrach, welche die Erwachſenen vom Chineſiſchen und uns Schüler vom Griechiſchen befreite."

Er ſah „Am Hof“ den Grafen Latour aufhenken und die Soldaten nach dem Bombardement der Stadt über den Platz ſtürmen. Auch ſpäter, nachdem das alte Haus, in dem er ſo lange gewohnt, nebſt mehreren anderen Häuſern daneben niedergeriſſen und an deren Stelle das Gebäude der Creditanſtalt für Handel und Gewerbe errichtet worden war, führte den jungen Verwaltungsbeamten ſein Weg noch immer jeden Morgen über den Hof. Anſtatt nämlich mit väterlichem Beiſtande eine Advocaturskanzlei zu errichten und in derſelben mit Seelenruhe das Erſcheinen des erſten Clienten abzuwarten, hatte Spitzer ſich dazu verſtehen müſſen, ein Amt anzunehmen. Mit den Geſchäften des Vaters war es nach 1850 von Jahr zu Jahr bergab gegangen, und nur der ſchwergefaßte Entſchluß, ſich von allen Unternehmungen zurückzuziehen, rettete den Bedrängten vor dem Ruin und gänzlicher Verarmung. In Folge deſſen trat der Sohn zu Anfang der Sechzigerjahre bei der Niederöſterreichiſchen Handels- und Gewerbekammer ein und wurde nach dem üblichen Proviſorium vom 1. Jänner 1864 an als Concipiſt mit einem Jahresgehalte von 800 fl. und einer Quartierszulage von 120 fl. angeſtellt. Mit bewunderungswürdiger Geduld hat er es faſt ein Decennium in der Handels- und Gewerbekammer ausgehalten, die für ihn eine wahre Folter- und Marterkammer war. Er hatte eine Beſchäftigung, die ſeinem lebhaften, von einer regen Phantaſie beflügelten und gehobenen Geiſte ganz und gar nicht zuſagte, und Vorgeſetzte, die ihm nichts weniger als ſympathiſch waren. Gegen beide unterhielt er in der Stille ein unaufhörliches Geplänkel von kleinen Bosheiten, das endlich zum offenen Kriege ausartete und ihn veranlaßte, aus ſeiner Stellung zu ſcheiden. Das Beſtreben, die trockene Arbeit, welche ihm die „fürchterlichſte Langweile“ verurſachte, ſich möglichſt intereſſant zu machen, lockte mit dem Dichter den beginnenden Satiriker aus ihm hervor, und er bewies, „daß, wenn man den gegenwärtigen Schutzzoll für die vaterländiſchen Fußſocken nicht bald erhöhte, ſämmtliche Bewohner Oeſterreichs würden barfuß gehen müſſen“, oder er ſchilderte „die ungünſtigen Bedingungen, unter welchen die einheimiſche Fabrikation arbeitete, mit wahrhaft orientaliſcher Farbenpracht.“ Daneben jedoch befaßte er ſich eingehend mit ſocialen und nationalökonomiſchen Studien und ſchrieb volks-

wirthſchaftliche Artikel für die damals hoch angeſehene politiſche Tageszeitung „Der Wanderer", auch eine Brochure: „Schafft uns billige Kohlen", durch die eine erfolgreiche Agitation gegen die hohen Frachtſätze bei den öſterreichiſchen „Kohlen-Bahnen" eingeleitet wurde. Der damalige Präſident der Handelskammer hatte ein wachſames und argwöhniſches Auge auf den poetiſch-ſatiriſchen Herrn Concipiſten, und dieſe ſeine Wachſamkeit erſtreckte ſich ſogar bis auf die in den Schreibtiſchſchubläden des Bureaus liegenden Privatpapiere ſeines Untergebenen. Als Spitzer merkte, daß er ausſpionirt wurde, verſteckte er einmal eine von ihm entworfene grauſame Satire, welche die werthe Perſon des Herrn Chefs zum Gegenſtande hatte, unter ſeinen Schreibereien. Der Präſident las ſie und mußte die ihm zugefügten Injurien ſtumm hinunterwürgen. Aus dieſen und anderen Gründen bewahrte der aus dem Beamtenperſonale ausgeſchiedene Satiriker der „durch ihre reiflichen Erwägungen und eingehenden Prüfungen ſo gefürchteten Wiener Handelskammer" kein allzufreundliches Andenken, und ihre Repräſentanten wurden bald dem Chorus ſeiner unfreiwilligen Clowns eingereiht. Und doch hätte Spitzer Urſache gehabt, ſeinen Peinigern dankbar zu ſein; denn ſie haben indirect ihn zu dem gemacht, der er ſpäter geworden iſt. Ohne die Knechtſchaft in Egypten kein Auszug in das gelobte Land, und ohne die Handelskammer keine „Wiener Spaziergänge!"

Denn wie alle Satire aus dem Zwieſpalt zwiſchen Idealität und Realität hervorgeht, ſo wurzelt auch die Spitzer'ſche Satire im Gegenſatze ſeiner Empfindung und Umgebung. Auf den indifferenten Urſprung, die friedliche Quelle ſeines Schriftſtellergenies, das als wild ſchäumender Katarakt ſich herabſtürzen und alles ihm im Wege Stehende niederreißen ſollte, weiſen die Anfänge ſeiner literariſchen Thätigkeit zurück. Schon in den oberen Gymnaſialclaſſen und auf der Univerſität verdiente er ſich ſein Taſchengeld als Mitarbeiter humoriſtiſcher Zeitſchriften, wie der Münchener „Fliegenden Blätter", des Berliner „Kladderadatſch", und als 1857 das vortreffliche humoriſtiſche Wiener Wochenblatt „Figaro" von Rudolf Schürer v. Waldheim und Karl Sitter gegründet wurde, betheiligte er ſich eifrig in Vers und Proſa an dem

Unternehmen des ihm befreundeten Redacteurs. Zu den ſtehenden komiſchen Figuren, welche der ſchelmiſche Barbier unter dem Motto „Alles wird beſſer durch Seife und Meſſer“ um ſich verſammelte, den Kahlenberger und Grinzinger, Dr. Schreiberle, der Baroneſſe Fetzenberg und Freiin v. Schwindelau, den Muckerlich und Buckerlich, Thaddäus Hartriegl, Caſimir u. a. geſellte ſich auch der jocoſe Börſenbeſucher Itzig Kneipeles. Auch er, der Nachfolger des ſchwächeren „Salonmauſchel“ und das unerreichte Vorbild aller nach ihm erſchienenen jüdiſch-humoriſtiſchen Typen, war gleich ſeinen luſtigen Brüdern berufen, die Zeitereigniſſe, öffentlichen Angelegenheiten und geſellſchaftlichen Vorfälle im Spiegel eines beſtimmten Charakters aufzufangen und humoriſtiſch zu beleuchten. Der Zeichner des „Figaro“ hat den drolligen Itzig im Jahre 1867 verewigt: ein polniſcher Jude mit Schläfenlöckchen und Kaſtan ſitzt und lieſt ſchmunzelnd — man ſieht, wie er „ſprecht“ mit der rechten Hand — einen eben vollendeten Brief: „ä klan Briefel vün Itzig Kneipeles.“ Der Erfinder dieſer zum Mauſcheln getroffenen, ihr waſchechtes Jüdiſch-Deutſch mit vollem Behagen vorbringenden, auf zwanzig Schritt nach „Knofel“ (Knoblauch) und Knaſter duftenden Ideal-Figur, die als gerngeſehener Stammgaſt alle vier Wochen einmal in Figaro's Laden einkehrte, nicht um ſich raſiren zu laſſen, ſondern um andere über den Löffel zu balbieren — iſt Daniel Spitzer. Bei ſeiner Großmutter, einer uralten orthodoxen „Scheiteljüdin“, pflegte Daniel ſeinen Sprachſchatz zu vervollſtändigen, ſobald er an den Kneipeles-Briefen arbeitete, und die würdige Frau, die nicht wußte, wie viel ſie zur literariſchen Bildung ihres abtrünnigen Enkelſohnes beitrug, fühlte ſich durch die Beweiſe ſeiner Aufmerkſamkeit immer ſehr geſchmeichelt. Spitzer hat ſein ganzes Leben hindurch kein Bedenken getragen, die komiſchen und unangenehmen Seiten inferiorer Stammesgenoſſen lachend hervorzukehren, und wenn dies nicht immer ſo glimpflich für ſie ablief wie hier, ſo lag die Schuld nicht an ihm. Ein Glück, daß er nicht nur ſelbſt Jude war und aus ſeinem Judenthum keinen Hehl machte, ſondern auch in den bornirten, fanatiſchen und heuchleriſchen Antiſemiten die Schmach und Schande der Zeit geißelte, ſonſt wäre er am Ende, wie es dem ebenſo frei denkenden Anzengruber geſchah, ſammt

dem „Figaro" aus purem Mißverſtändniß zu den Feinden der Juden geworfen worden.

Noch vor den Kneipelesbriefen iſt Spitzer mit lyriſchen Gedichten an die Oeffentlichkeit getreten und zwar im Jahrbuche des „Oeſterr. Lloyd", das ein anſehnlicher Rendez-vous-Platz jüngerer und älterer, heimiſcher und auswärtiger Talente war. In den Jahrgängen von 1858 und 1859 ſind im Ganzen neun Spitzer'ſche Gedichte enthalten, welche, mit dreiundzwanzig anderen zu einem ſchmalen Octavheftchen zuſammengefädelt, ſich in ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe wiederfinden und wohl die vom Verfaſſer eigenhändig abgeſchöpfte Crème-de-la-Crème ſeiner erſten poetiſchen Verſuche bedeuten. Sie ſind nicht ſchlechter und nicht beſſer als andere Exercitien der damaligen öſterreichiſchen Dichterſchule, in welcher Geibel und Freiligrath, Grün und Meißner, Lenau und Beck die Lehrmeiſter waren. Einiges klingt, vielleicht durch die Vermittelung Meißner's und Hermann v. Gilm's, an die Franzoſen an; das öfter abgedruckte „Der zerbrochene Krug", (datirt Wien, Samſtag d. 15. Auguſt 1857) weiſt direct auf Béranger hin. Am werthvollſten erſcheint dem Inhalt nach das vierſtrophige „Der alte Wein" (am 15. Februar 1854 in der Kneipe gedichtet). Der Dichter trinkt auf die ſchöne Jugendzeit; als Knabe ſah er die Rebe pflanzen, als Jüngling, da er ſein Liebchen im Arm hielt, wurde der Moſt aus den Trauben gepreßt, und jetzt, da er allein im Wirthshauſe ſitzt, funkelt der goldene Trank in ſeinem Glaſe, und ihm iſt, wie er die Schaumperlen aufſteigen ſieht, als ob auch der Wein von ſeiner Jugend träume. Die Zeit der erſten Lieder war auch bei Spitzer die Zeit der erſten Liebe. Er hatte ſich, wie er berichtet, in ein holdes, ſchlankes Fräulein verliebt, das nebſt vielen anderen Reizen einen Mund beſaß, „der gerade groß genug war, um dem Punkt über einem „i" einen Kuß zu geben." Da er eben ſehr eifrig römiſches Recht ſtudirte oder doch ſtudiren ſollte — er machte aber lieber lyriſche Gedichte „an Sie" — ſo wurde er mit der quaestio Domitiana vertraut, einer im Corpus juris erwähnten exemplariſchen Frage, „die durch ihre ganz außerordentliche Dummheit verblüfft." Eine ſolche quaestio Domitiana habe er einſt der Angebeteten vorgelegt, indem er ſie fragte: „Lieben Sie mich, Fräulein Caroline? Fräulein Caroline aber ant-

wortete mit der Schlagfertigkeit eines Pandektiſten: Ganz und gar nicht. Man wird es daher verzeihlich finden, daß ich der Lyrik für immer Lebewohl geſagt habe."

Von ſeinen poetiſchen Jugendthorheiten wollte Spitzer hinterdrein nichts mehr wiſſen, aber wie aus Correcturen des vergilbten Liedermanuſcriptes hervorgeht, die ſeine Mannes-hand verrathen, hat er doch wohl in ſchwachen Stunden noch manchmal daran gedacht, das dünne Octavbändchen zu publiciren. Ihn haben dieſe Lyrika, ſelbſt wenn ſie nichts mehr geweſen wären als metriſche Uebungen, weſentlich gefördert; denn ſie halfen ihm die widerſpenſtige Sprache bändigen und ſchmeidigen, gaben der Kraft ſeiner Mit-theilung rhythmiſchen Schwung, verliehen dem Ausdrucke ſeiner oft ſehr diſſonirenden Gedanken Harmonie und ſchärften ſein feines Gehör für den melodiſchen Tonfall der Worte. Virtuoſen und Meiſter des Stiles, wie Spitzer einer war, haben in der Regel die Poetik abſolvirt, ehe ſie Proſa zu ſchreiben beginnen. Für den Beurtheiler des Satirikers aber ſind jene beiſeite gelegten Documente ſeiner künſtleriſchen Grundſtimmung deshalb von eminenter Wichtig-keit, weil ſie ihm Aufſchluß geben über die Beſchaffenheit ſeines Innern, das er ſorgfältig vor den Augen der Welt zu verbergen trachtete. Spitzer war nämlich keineswegs, wie es für oberflächlich Prüfende den Anſchein gewann, hart, grauſam, boshaft und ſcheelſüchtig, ſondern im Gegentheil weich, liebevoll, mitleidig und gutmüthig. Kein bloßer Ver-ſtandes-, vielmehr vorwiegend Gemüthsmenſch, bewahrte er ſich ſein ganzes Leben hindurch eine kindliche Naivetät, die durch einen Abgrund von der Schonungs- und Rückſichts-loſigkeit, ätzenden Schärfe und tödtlichen Treffſicherheit ſeiner Satire getrennt ſchien. Der Lyriker und Humoriſt in ihm hielt dem Satiriker und Kritiker die Wage. Aber, ſcheinen beide einander ſchroff gegenüber zu ſtehen, ſo bilden ſie doch nur die Höhenpunkte eines und desſelben Weſens, das in ihnen gipfelt, und ſind durch die natürliche Baſis des morali-ſchen Gerechtigkeitsſinnes, der unbeſtechlichſten Liebe zur Wahrheit miteinander verwachſen. Es entſpricht vollkommen der geſetzmäßigen Entwicklung ſeines ſchriftſtelleriſchen Cha-rakters, daß der ſentimentale Lyriker vom Humoriſten, dieſer vom Satiriker abgelöſt wurde, der dann, ohne auf die

früheren Stufen der Entfaltung zurückzugleiten, dieſelben dennoch niemals gänzlich verleugnete, ſondern immer wieder leiſe hervortreten ließ. Satire, und die Spitzer'ſche vor allem, iſt oft nur verhaltene Lyrik, die, in unempfängliche Zeiten gerathen, ſich ihrer zarten Empfindung ſchämt und dann logiſcher Weiſe in deren Negation umſchlägt. Verwandte Geiſter wie Horaz und Heine geben analoge Beiſpiele dafür. Die Heine'ſche Pointenlyrik, welche durch einen überraſchenden Witz am Schluſſe des Gedichtes den Ernſt des Ganzen in Frage ſtellt, iſt ſo gut eine Tochter ihrer Zeit wie ihr claſſiſches Vorbild, die berühmte zweite Epode des Horaz, in welcher er dem Wucherer Alfius mit dem „Beatus ille qui procul negotiis" das lieblichſte Lob des Landlebens in den Mund legt, um zuletzt der verführeriſchen Schilderung auf bekannte Art ein jähes Ende mit Lachen zu bereiten. Der Dichter fängt an, wenn nicht ſeinen weicheren Gefühlen zu mißtrauen, ſo doch deren zeitweilige Berechtigung und Allgemeingiltigkeit zu bezweifeln, und er verfolgt die Feinde ſeiner Geſinnung mit heimlichem Haß, während er ſich den Anſchein giebt, gemeinſame Sache mit ihnen zu machen.

Den Uebergang zu den humoriſtiſchen und ſatiriſchen Aufſätzen, die ſiebenundzwanzig Jahre hindurch unter dem Titel „Wiener Spaziergänge" als Feuilletons in drei großen Wiener Zeitungen erſchienen und ihrem Autor eine internationale Berühmtheit verſchafften, bilden einige heitere Lieder. Ihrer Handſchrift nach etwa aus dem Jahre 1864 oder 1865 herſtammend, ſollten ſie einen unvollendet gebliebenen Cyklus „Lieder eines Wiener Flaneurs" eröffnen; ſie verdienen der Vergeſſenheit entriſſen zu werden:

Brennt die Cigarre? Ja, ſie glimmt,
Sie glüht, die ſüße kleine Braune!
Ihr Rauch, der in die Lüfte ſchwimmt,
Weckt meine beſte Laune.

Ich geh' ins Grüne nicht hinaus!
Ich blaſe, wenn ich vor mich ſchaue,
Die runden Kringel luſtig 'naus
Und geh' den Weg ins Blaue.

*

Die Stadt mit ihren hundert Gaſſen,
Die lob' ich mir:
Zu ſehen und mich ſeh'n zu laſſen,
Zu lachen, plaudern und zu ſpaßen
Iſt mein Pläſir.

*) Vom Kohlmarkt komm' ich auf den Graben,
Hier iſt der Platz,
Wo einen hoffnungsvollen Knaben
Zwei Augen arg betrogen haben . . .
Es war mein Schatz.

Von allen Häuſern die Geſchichte
Weiß ich genau,
Dereinſt dort macht' ich auf die Nichte
Meines Profeſſors Sinngedichte
Und liebt' die Frau.

Nun komm' ich in ein ſchmales Gäßchen,
Im Wirthshaus da
Verkoſteten wir manches Fäßchen
Und trieben mit der Wirthin Späßchen,
Wenn's niemand ſah.

Bei dieſem Haus jetzt bleib' ich ſtehen,
Mir droht Gefahr:
Denn geſtern war's, wo ich geſehen
Beim Fenſter hier ein Mädchen nähen
Mit blondem Haar . . .

*

„Ach!" ſeufzte Rothſchild, als ich juſt
Vorüberging an ſeinem Wagen,
„Fühlt' ich ſtatt Orden auf der Bruſt
Doch in der Bruſt dies Wohlbehagen,
Die frohe Luſt, die dieſer Fant
Zur Schau hier trägt ſo arrogant!

„Mir machen der Millionen-Spleen,
Die Ziffern den Champagner ſauer —
Der bummelt ohne Sorgen hin
Und pfeift ſich einen Gaſſenhauer,
Und hat vielleicht kaum ſo viel Bohnen
Als ich zu Hauſe Millionen!

*) Dieſe und die folgenden Strophen des fragmentariſchen Gedichtes ſind mit Bleiſtift hinzugekritzelt und zeigen eine ſpätere Hand.

„Die Nelke blüht in seinem Frack,
Er schielt nach jedem Unterröckchen,
Die Linke steckt im Hosensack,
Die Rechte schwingt das leichte Stöckchen,
Und mag die ganze Welt falliren,
Den stört es nicht hier im Flaniren!"

Die drei flotten und kecken Bummelliedchen weisen unverkennbare formelle Fortschritte auf, wie diese nur bei erneuerten poetischen Uebungen erreicht werden konnten, und trotz ihrer ersichtlichen Abhängigkeit von Alfred de Musset's „Premières Poésies" lassen sie es bedauern, daß Spitzer der lyrischen Muse den Rücken wandte. Auffällig ist eine zweite Lesart der Schlußzeile „den stört es hier nicht im Flaniren." Unter dem Wort „Flaniren" steht das synonyme „Spazieren". Die Substitution ist keine zufällige; denn aus dem blasirten, halb sentimentalen, halb ironischen Flaneur à la Musset ist der „Wiener Spaziergänger" geworden, und an Stelle des lyrisch-epigrammatischen Liederkranzes, in welchem vielleicht der Dichter die Blumen reizender Wiener Frauen mit dem Immergrün seiner Gefühle verflechten wollte, band er den Stechpalmenstrauß stacheliger Prosaschriften. Die „Lieder eines Wiener Flaneurs" erweisen es zur Evidenz, daß Spitzer nicht an Anastasius Grün und dessen „Spaziergänge eines Wiener Poeten" dachte, als er am 25. Juni 1865 im „Localanzeiger" der „Presse" zum ersten Male spazieren ging. „Ich glaube, wenn ich an den Dichter Auersperg gedacht hätte, so würde ich weit eher den Titel einer anderen seiner Dichtungen gewählt und meine Plaudereien vielleicht „Schutt" genannt haben. Denn wir erfreuten uns damals eines außergewöhnlichen Deficits und standen vor der Sistirung der Verfassung, ... auch war das Wort noch immer nicht frei, wenn man es auch schon mit „i" und nicht mehr, wie Anastasius Grün im Jahre 1831, mit „y" schrieb."

Waren anfangs diese regelmäßig am Sonntag als dreispaltige Feuilletons erscheinenden „Spaziergänge" noch harmlos und behaglich dahinschlendernde Wochenplaudereien, die gleich den daneben im „Figaro" fortgesetzten Kneipelesbriefen eine Revue der Tagesereignisse bildeten oder noch lieber ein einzelnes Thema herausgriffen, um es in gefälliger, leichter Weise zu variiren, so nahmen allmälig, je weiter der

Spaziergänger seine Promenaden in die inneren und äußeren Verhältnisse von Stadt und Land ausdehnte, die von ganz Wien mit Ungeduld erwarteten und begierig gelesenen Artikel jene entscheidende, verhängnißvolle Wendung, welche den Verfasser zur gefürchtetsten Persönlichkeit Wien's und seine Artikel zu der gesuchtesten und gefährlichsten Zierde der Wiener Blätter machten. Seine ungewöhnlichen Erfolge erweckten ihm sofort eine Menge von Neidern und Feinden. Denen, die über die Kürze seiner Aufsätze die Achseln zuckten, entgegnete er lachend, ein Dolch könne nicht so lang sein wie ein Parapluie, und daß er seine Waffe zu führen verstand, sollten seine Widersacher bald mit Schmerzen an eigener Haut erfahren. Er hielt es nicht mit Horaz, der gelobte, seine Feder solle nie von selber einen Lebenden bedrohen, sondern nur, wie das Schwert in der Scheide ihm Schutz gewähren; aber er dachte wie der römische Dichter, wenn dieser sagt: Wer mich angreift — und ich rathe ihm es lieber bleiben zu lassen! — soll es mit Thränen bereuen, denn mein Lied wird ihn in den Mund der Leute bringen. (Sat. II, 1.)

So lange Spitzer der „liebenswürdige und geistvolle Chronikeur" blieb, wie der kritische Terminus für einen unterhaltenden Feuilletonisten lautet, d. h. so lange die Phantasie ihm die Objecte seiner Satire verallgemeinerte, und seine gute Laune den Witz am Gängelbande führte, so lange er dem geduldigen, weil unempfindlichen Typus zu Leibe ging, anstatt das Individuum beim Schopfe zu nehmen, ist seine Prosa bei aller eigenthümlichen Färbung von Heine und Börne, beziehungsweise von Jean Paul und Sterne, stark beeinflußt und noch an einzelnen Stellen seiner späteren Reisebriefe bricht dieser Einfluß immer wieder hervor. Börne's „Briefe aus Paris" und Humoresken, Heine's „Reisebilder" und „Salon" waren und sind noch heute geistige Mächte, denen kein beginnender Feuilletonist so leicht sich entzieht, und sie werden mustergiltig bleiben, so oft immer es sich darum handelt, der von den Pedanten der Schule eingeschnürten Sprache das Mieder zu lösen. Mächtiger und nachhaltiger aber wirkten auf ihn die berühmten und berüchtigten Briefe des Sir Philipp Francis ein, der unter dem Namen „Junius" im vorigen Jahrhundert gegen den Jacobitischen Absolutismus für die englische Freiheit kämpfte. Ihre sanglanten

Angriffe auf politiſche Inſtitutionen und mächtige Perſönlichkeiten, die ſelbſt des Königs Majeſtät vor den Richterſtuhl der Wahrheit und des Rechtes zu ziehen ſich erkühnten, der ſchlagende Witz, die gründliche Sachkenntniß, die hinreißende Beredtſamkeit und der claſſiſche Stil ihres Verfaſſers drängen ſich dem Satiriker als niemals völlig auszuſtudirendes Handbuch ſeiner Kunſt auf und lehren ihn deren wirkſamſtes, aber furchtbarſtes Mittel: die Sache in der Perſon zu treffen.

Berührungspunkte zwiſchen dem Briten und ſeinem öſterreichiſchen Nacheiferer mußten ſich dem letzteren in Menge ergeben, vielleicht eben ſo viele, wie ſich für Den, der heute beide mit einander vergleicht, Differenzpunkte zeigen. Während Junius für die hoffnungsvoll ſeinem Geiſte ſich ankündigende Zukunft zu Felde zog, ſetzte ſich Spitzer für eine unwiederbringlich verlorene Vergangenheit ein. In dieſem Sinne iſt er dem revolutionären Feuergeiſte des Engländers gegenüber ein verbitterter Reactionär, eine ins Streitbare übertragene Variante des „raunzenden" Wieners. Es gebricht ihm an der productiven Kraft geſtaltender Politik, um ſeinen in der Irre gehenden, von der unwiderſtehlichen Logik der Thatſachen gedrängten, über einander ſtolpernden Gegnern ein neues Ziel vorhalten zu können. Auch überſieht er, entmuthigt von den Widerwärtigkeiten der Uebergangsperiode, in welcher der öſterreichiſche Staat ſeit 1866 ſich befindet, daß der Proceß des Zerfalles und der Verweſung nothwendig iſt, um die Keime für die Ernten kommender Zeiten ins Blatt zu treiben, und entgeht nur darum dem verfänglichen Ruhmestitel eines laudator temporis acti, weil ſelbſt dieſes tempus actum zu erbärmlich war, um gelobt zu werden. Seiner politiſchen Satire, wie berechtigt ſie im Einzelnen iſt, fehlt ein poſitives Fundament, der reale Boden der Praxis, und deshalb läuft ſie Gefahr, für einen vorübergehenden Spaß genommen zu werden, den ſich der unterhaltungsluſtige Wiener mit Vergnügen gefallen ließ, ohne daß die Regierung nöthig gehabt hätte, der Sache eine ernſtere Bedeutung beizulegen. Daher kommt es wohl auch, daß Spitzer, der ſo viel Confiscirliches geſchrieben hat, ſehr ſelten einmal der vorgreifenden Hand des Staatsanwaltes zum Opfer gefallen iſt. „Confiscirt!" notirt er in eines ſeiner vielen Merkbüchelchen „ſeit 20 Jahren zum erſten Male, nachdem ich ſo viele Regierungen glücklich über-

ſtanden. Mild und väterlich kann die Regierung ſein, aber nicht der Unterthan. Das nonum prematur in annum kann der Satiriker nicht befolgen. Die Regierung veranlaſſe doch ihren Rath, Herrn F. U., mehr Ballete zu dichten! Es iſt auch unvorſichtig von ihr, wenn ſie mich unterdrückt. Denn ſo oft ich jetzt nicht ſchreibe, wird man ſagen: was muß nur der Regierung wieder eingefallen ſein, daß er nicht ſchreibt? Die geſinnungstüchtigen Leute haben mir ſchon längſt abgerathen, über Politik zu ſchreiben, aber es gehen ſo wenig Dummheiten vor, und U. dichtet ſo ſelten ein Ballet!" Und als zwei Oppoſitionsblättern, dem „Neuen Wiener Tagblatt" und der „Conſtitutionellen Wiener Vorſtadtzeitung" 1883 die Licenz zum Verkaufe in den Tabak-Trafiken entzogen wurde, rühmt er ſich, er habe die Regierungen immer zu den „leicht zerbrechlichen Gegenſtänden" gerechnet, die man „mit der größten Vorſicht — angreifen" müſſe, und ſo ſei es gekommen, „daß alle die zahlreichen Miniſterien, unter denen er ſchrieb, glücklich confiscirt wurden, ohne daß ihm jemals die Pforten der Tabak-Trafik verſchloſſen worden wären."

Nicht müde wird er, als der gute Deutſch-Oeſterreicher und eifrige Centraliſt, der er war, die Ereigniſſe, welche der einheitlichen Monarchie Stoß um Stoß verſetzten, zu ironiſiren. Nach der Rückkehr von ſeiner erſten italieniſchen Reiſe (1868) hat er Mühe, ſein Vaterland „unter dem Pſeudonym, unter welchem es jetzt in die Oeffentlichkeit tritt," wieder zu erkennen. „Als Oeſterreich habe ich es verlaſſen, als Oeſterr.-Ungariſche Monarchie finde ich es wieder." Ihn alteriren „die gemiſchten vaterländiſchen Aergerniſſe" mit ihren Czechen, Polen und Slovenen, ſowie den andern Völkerſchaften, „die er im Augenblicke, da er kein Nachſchlagebuch bei der Hand habe, zu nennen nicht in der Lage ſei." Er weiß, was eine neue Aera in Oeſterreich bedeutet, und meint, daß, wollte man den Beamten, wie den Soldaten die Kriegsjahre, die Aerenjahre doppelt anrechnen, „es im Dienſte ergraute Praktikanten geben würde, die ſchon vierzig Conceptsfrühlinge zählten, obwohl ſie ſich noch kaum in eine Raſirſtube wagen dürften." Auf die Occupation Bosniens und der Herzegowina anſpielend, rechnet er es dem „Honved-General für auswärtige Angelegenheiten," Grafen Andraſſy, dankbar an, daß „die Bevölkerung Oeſterreichs um mindeſtens eine Million Inſur-

genten gestiegen sei." Nach einer sehr kurzen Sitzung des Herrenhauses, in welcher die Zustimmung zum Berliner Vertrag ausgesprochen wurde, seufzt er, weil die Stunde des Mittagessens noch nicht da war, und er nicht wußte, was er in dem Schneegestöber anfangen sollte: „Ach Gott! das Herrenhaus hätte sich den Berliner Vertrag auch besser überlegen können!" und klagt bei der abweisenden Haltung, welche die Behörden der Kaiser Josef-Feier (1880) gegenüber einnahmen, daß die Beliebtheit des Schätzers der Menschheit nicht sehr beliebt sei. Das geflügelte Wort, daß man, um zu allen Zeiten ein guter Oesterreicher zu sein, vor Allem ein „sehr geübter Oesterreicher" sein müsse, rührt von ihm her. Da es den Abgeordneten „selbst im Schlafe, vorausgesetzt, daß derselbe verfassungsmäßig ist, nicht einfällt, zu demonstriren," so übernimmt er es, der Regierung und ihren Organen die heftigste Opposition zu machen. Das Ministerium des Auswärtigen nennt er eine Anstalt, deren Zweck es ist, „unbemittelten Ausländern Gelegenheit zu geben, mit den österreichischen Staatseinrichtungen kostspielige Experimente anzustellen", und als die amtliche „Wiener Zeitung" über ein neues Ministerium einen Leitartikel bringt, sagt er mit einer Anspielung auf den Chef des Blattes, sie habe zu den neuen Ministern „einen erläuternden Text veröffentlicht; denn die österr. Minister seien, wie die Ballete, ohne Programm nicht recht verständlich." Unerschöpflich ist er in Wendungen, um über den häufigen Ministerwechsel zu spotten. „Man hat von jeher den unzähligen Regierungen als mnemotechnischen Behelf neckische Prädicate und Kosenamen wie Bürger-Ministerium, Versöhnungs-Ministerium 2c. beigelegt. Ich als guter Patriot könnte nur wünschen, daß unsere großen Männer, deren Namen man so rasch vergißt, zur Erleichterung für das überbürdete Gedächtniß, alle Meyer hießen." „Wie die meisten anderen Sterblichen war auch Baron H. einmal Minister," „kein Mensch kann sich vor seinem Tode glücklich preisen, daß er nicht österreichischer Minister geworden ist," „Graf T. gerieth in das große Gedränge und wurde Minister," „in Folge der noch rechtzeitig bemerkten Unfähigkeit mehrerer Staatswürdenträger hat der Pensions-Etat eine namhafte Steigerung erfahren," „ein Minister gehört bei uns zu den vorübergehenden Erscheinungen, die nichts bedeuten," „wie jene meiner Leser

bestätigen werden, die früher einmal selbst Minister gewesen sind — man entschuldige meine Unbescheidenheit, daß ich auf ein so großes Lesepublicum rechne" u. s. w.

Ohne Zweifel ist in Sachen der Politik die strafende Satire, wie sie Junius hauptsächlich anwendete, besser am Platze als die lachende, welche Spitzer mit Vorliebe gebraucht. Dafür aber verfällt jene schneller der Vergänglichkeit und bedarf eher des Commentars. Zwar hat Junius Recht behalten, als er in der Widmung seiner Briefe „An das englische Volk" die Hoffnung aussprach, daß, wenn die Könige und Minister vergessen sein und die Maßregeln nur noch in ihren entferntesten Folgen fühlbar sein werden, die in der Sammlung seiner Briefe niedergelegten Principien diese doch vor dem Untergange schützen werden. Vielleicht noch mehr als ihre moralische Kraft und Würde ist es ihre ästhetische Schönheit, welche sie jung erhält. Und hierin wie in dem Abscheu vor den Unterdrückern der Bildung, Dunkelmännern, Stellenjägern, Strebern und Betrügern, berührt sich Spitzer mit seinem großen Vorbilde, ja er stellt es, was den sinnlichen Reiz der Form, das eigentlich Poetische, anbetrifft, noch in Schatten. Auch er äußert sich in einer Vorrede (zum dritten Bande der „Spaziergänge" *) über die Vergänglichkeit der Satire, aber er geht doch nicht so weit wie Liscov, welcher irrigerweise meint, daß derartige Schriften, die wider gewisse Personen gerichtet sind, „nur kurze Zeit gesucht werden", und daß man sie „bald satt bekomme", sondern vermuthet, da die früheren Sammlungen nach zehn Jahren noch immer verlangt werden, daß es „gewissenlose" Leser gebe, denen es gleichgiltig ist, ob eine Person oder ein Ereigniß aus ihrem Gedächtnisse entschwunden sei, wenn sie nur noch ihre Heiterkeit erregten. Viele, die am lautesten gegen den boshaften „Wiener Spaziergänger" schrieen, hätten sich bei ihm bedanken sollen. Denn was sie mit ihren für die Dauer der Ewigkeit berechneten Thaten und Werken nimmermehr erreicht haben würden, hat der Satiriker ihnen verschafft: er hat sie unsterblich gemacht, unsterblich lächerlich, und damit vor dem Ver-

*) Die „Wiener Spaziergänge" sind in sechs Bänden bei Julius Klinkhardt in Leipzig erschienen.

geſſen bewahrt. Ihre Namen werden auf die Nachwelt kommen, und was man einſt von ihnen wiſſen wird, wird man allein durch ihn wiſſen. Wer kennte heute einen Choerilus, Criſpin, Paſtor Lange, Profeſſor Philippi, Sievers, Herzog von Grafton, wenn nicht durch Horaz, Juvenal, Leſſing, Liscov, Junius? Ihnen ſchließt ſich das Gefolge Spitzer'ſcher Helden der Lächerlichkeit an. Mögen ſie ſelbſt uns gleichgiltig werden, die Art ihrer Behandlung intereſſirt und beluſtigt uns immer wieder.

Mit ſeiner Ueberſiedlung aus dem Localanzeiger der „Preſſe" in das Hauptblatt — ein an ſich gewiß ſehr unbedeutendes Ereigniß, das er in einem eigenen Feuilleton höchſt ergötzlich beſpricht — ergriff er von dem Gebiete Beſitz, auf dem er es zur unvergleichlichen Meiſterſchaft bringen ſollte, dem Gebiete der indirecten, negativen, perſönlichen, lachenden Satire, um herkömmliche Begriffe der Aeſthetik auf ihn anzuwenden. Aber, indem er theils ſeiner glücklichen Naturanlage, theils den Anregungen folgte, die er von den großen engliſchen Humoriſten Swift und Sterne empfing, eroberte er ein gutes Stück vom Reiche der Poeſie für ſeine Kunſt. Die Regeln der Aeſthetiker wollen nicht mehr recht auf ihn paſſen; denn er iſt Satiriker, Humoriſt, Kritiker, Poet, Moraliſt, Sittenſchilderer zugleich, ohne nach den feinen Unterſcheidungen und ſtrengen Definitionen der Schule zu fragen. Bald wirkt er mit vernichtender Satire, wo er nur ſeinen Humor ſpielen läßt, bald bringt er durch die bitterſte Satire rein humoriſtiſche Wirkungen hervor, die ſelbſt den unter ihrer Geißel blutenden Opfern ein heiteres Lachen ablocken müſſen. Es iſt bekannt, daß Richard Wagner ſich köſtlich über Spitzer's Invectiven amuſirt hat, und doch beſaß er keinen ärgeren Feind als ihn. Allerdings war er auch groß genug ihn zu ertragen. Und wenn Spitzer ſelbſt in einer Tagebuchnotiz jeder Satire, welcher die augenblickliche moraliſche Wirkung verſagt, die raison d'être abſpricht und ſich, wie viele Andere vor ihm, auf den oft citirten Juvenal'ſchen Hexameter „Si natura negat, facit indignatio versum" beruft, ſo wird er glücklicherweiſe von ſeinen eigenen Schriften widerlegt. Nebenbei bemerkt, hat es Juvenal mit der Behauptung, daß, wenn die Natur es verweigere, der Unwille Verſe mache, keineswegs auf ein Axiom abgeſehen; der Ausſpruch

ist ironisch zu verstehen und zielt auf den Stümper Cluvienus, den der boshafte Dichter in der nächsten Zeile mit sich zugleich als Beispiel für sein verkehrtes Sprüchlein aufführt, wie etwa Goethe von Schmidt-Werneuchen hätte sagen können: nur gründliche Pinsel wie ich und Schmidt sind im Stande die Natur wahrheitsgetreu zu malen.

Die Satire hat so wenig einen Zweck, wie irgend ein anderes Werk der schönen Kunst. Vor Thorheiten und Lastern abzuschrecken, oder Diejenigen, welche sich deren schuldig machen, zu bestrafen, ist ihres Amtes nicht, wenngleich es geschehen kann und geschieht, daß sie eine solche pädagogische Wirkung ausübt. Aber was eine accidentielle Folge ihres Wesens ist, gehört ihr nicht essentiell zu. Man darf also den Satiriker nicht nach dem Nutzen oder Schaden beurtheilen, den er etwa gestiftet hat, sondern einzig nach dem Grade seiner künstlerischen Vollkommenheit. Gewiß haben schon oft die Leidenschaften dem Künstler die Feder oder den Pinsel in die Hand gedrückt, aber ein echtes Werk der Kunst haben sie noch nie hervorgebracht. Wäre Spitzer's Satire im Ganzen nicht frei gewesen von jeder den Geist trübenden unlauteren Wallung des Blutes, — Menschlichkeiten laufen natürlich auch bei ihm mit unter, und er steht nicht immer auf der Höhe der Situation — so verfehlte sie ihr wahres Ziel, das in der Selbstbefreiung des Gemüthes besteht, und beschwerte die Seele des Lesers, anstatt sie zu erleichtern. Gerade daß Spitzer die Satire von dem falschen Begriffe des alten „Strafgedichtes" erlöst und in eine höhere reinere Sphäre hinaufgerückt hat, muß ihm zum bleibenden Verdienst angerechnet werden. Ernst, sittliche Würde, Idealismus, Begeisterung, Einfalt und Wärme des Gefühles sind die stillschweigende Voraussetzung, die dem satirischen Dichter erlaubt, mit den Objecten seiner Angriffe zu spielen. Als Mensch wird er dieselben verachten, als Künstler aber sie lieben, wie der niederländische Meister die schmutzigen Figuren und Scenen seiner Gemälde. So ist auch das Behagen, mit welchem Juvenal bei eklen und Abscheu erregenden Detailschilderungen verweilt, aus seiner künstlerischen Freude am Gegenstande erklärt und gerechtfertigt, und über den sowohl ästhetisch wie ethisch hohen Werth seiner Satire können nur Diejenigen in Zweifel sein, die nichts von der Sache ver-

ſtehen. Das Zerrbild und das Idealbild ſind vollſtändig gleichberechtigt, eines wie das andere ein Werk der Kunſt, eines wie das andere geeignet, moraliſch zu wirken. Wie Schiller ſagt, muß die Satire jederzeit aus einem Gemüthe fließen, welches vom Ideal lebhaft durchdrungen iſt, und zwar nicht blos die pathetiſche.

Wohin die verkehrte Auffaſſung vom Weſen der Satire führt, ſehen wir an dem Beiſpiele G. W. Rabener's, der zu ſeiner Zeit das allgemeinſte Anſehen genoß, ſelbſt von Goethe geſchätzt wurde, und der noch heute vielfach als Muſter eines ſatiriſchen Schriftſtellers, beſonders ſeiner „edlen Sachlichkeit" wegen geprieſen wird. Rabener ſchreibt eine lange Abhandlung vom Mißbrauch der Satire und ſetzt dieſe Satire auf die Satire der Geſammtausgabe ſeiner Schriften voran. Seiner Meinung nach iſt es ein Unglück, wenn die Satire denen in die Hände geräth, welche witzig genug ſind, Lachen zu erregen, aber nur aus Muthwillen ſpotten. „In der That ſind ſie weder boshaft noch neidiſch, aber ſie ſind muthwillig. Sie wollen nicht ganz allein lachen; die Welt ſoll mit ihnen lachen. Sie ſpähen die Fehler des Andern aus, nicht, ihn zu beſſern, ſondern ihn lächerlich zu machen." Sehr richtig; nur ſchade, daß das gerade die Rechten ſind. Rabener ſchließt von vorneherein ganze Kategorien von Dingen und Perſonen als ſacroſanct von der Satire aus: Thron und Altar, Regierung und Schule, ſollten ſie auch zu Brutſtätten der Gewalt und Lüge, Willkür und Thorheit entweiht werden; Fürſten und Geiſtliche, Beamte und Lehrer, mögen ſie immerhin Tyrannen und Ketzerrichter, Erpreſſer und Ignoranten ſein, dürfen abſolut nicht getadelt werden! Und eben dieſer ſelbſt für die Satire reife Leiſetreter und Liebediener brüſtet ſich vermeſſen gegen Andere: „Wir wollen es nur aufrichtig geſtehen: wir ſchreiben auch für die Nachwelt. Können wir wohl hoffen, daß wir durch die perſönliche Satire dieſen Zweck erreichen? Ich glaube es nicht. Unſere Satire wird nur Denen gefallen, welche den lächerlichen Menſchen kennen, den wir züchtigen. Eine allgemeine Satire wird eine allgemeine Beſſerung wirken." Nun, die Geſchichte hat erwieſen, daß gerade das Gegentheil der Fall iſt. Liscov, an dem Rabener ſich reibt, ohne ihn zu nennen, ergötzt uns noch heute, aber wer lieſt noch den ſeichten, ſchwatzhaften Rabener?

Dafür hat Liscov, so wenig wie Spitzer, auf seine eigene Unsterblichkeit hingearbeitet. „So hohe Absichten habe ich in meinem Schreiben nicht gehabt. Die Lust, die mit der Zeugung geistiger Kinder verknüpft ist, ist mein einziger Endzweck gewesen."

So sehr der Horizont Spitzer's im Laufe der Zeit sich erweiterte, so gern befaßte er sich nach wie vor mit den rasch vorübereilenden Erscheinungen der Mode und des Tages. Bei seiner Uebersiedelung vom bescheidenen Hinterstübchen in die vornehme Beletage der Zeitung hat er den ihm angeborenen Sinn für das Kleine mitgenommen, der dem Humoristen unentbehrlich ist, und auch noch etwas Anderes, das er zu einem der wirksamsten, ihm ausschließlich eigenthümlichen Mittel seiner scherzhaften Darstellung verwendete: die stereotypen Zunftausdrücke der journalistischen Handwerker, die löschpapierenen Redeblumen der Leute, welche à la Schmock um billiges Geld einen kostbaren Stil schreiben, die emphatischen, knallenden Kraftworte der professionellen Phrasendrescher, dazu die Partikel „so" zur komischen Steigerung der Rede. Mit dem Gegenstande verspottet er zugleich die Redensart und macht sich in zahllosen Höflichkeits- und Ergebenheitsausdrücken, weitläufigen Entschuldigungen, Betheuerungen und Geständnissen über Diejenigen lustig, die immer und ewig in kläglichem Tone von ihrer eigenen unausstehlichen Person reden. Was Rousseau von Voltaire sagt, er habe unter der Carnevalsmaske der Unwissenheit den Stolz eines untrüglichen Weisen verborgen, trifft in gewissem Sinne auch auf Spitzer zu; indem er geflissentlich sein Laienthum hervorkehrt, beschämt er anmaßende und unfähige Fachleute mit seinem den Nagel auf den Kopf treffenden Urtheil, wie er andererseits auch unter dem feierlichen Mantel eines finsteren wissenschaftlichen Ernstes die lustigsten Bocksprünge macht. So schlägt er immer mehrere Fliegen mit Einer Klappe: „Dank seiner intimen Beziehungen zur Hofoperndirection, die dadurch, daß er fast nie in die Oper geht und nie über sie schreibt, auf gegenseitige Achtung gegründet sind, weiß er" . . . „Obwohl er kein Diplomat ist und auch sonst noch in keiner Weise eine Abnahme seiner geistigen Kräfte fühlt" . . . „Die Bestandtheile und heilsamen Eigenschaften einer berühmten „Heilquelle" sind ihm nicht bekannt,

er weiß nur, daß der ruſſiſche General, der ſie trinkt, ſchon um halb 7 Uhr morgens einen ſchwachen Geruch wie von ſtarkem Marasquin verbreitet" ... „Er glaubt nicht an den Taumel des Faſchings, aber, da er nicht der Menſch iſt, der Thatſachen, die gegen ihn zu ſprechen ſcheinen, möglichſt zu vertuſchen ſucht, ſo ſtellt er nicht in Abrede, daß der Herr Reichsfinanzminiſter H. in der That ſeit einiger Zeit ſehr verſchlafen ausſieht" ... „Ohne unbeſcheiden ſein zu wollen, muß er geſtehen, daß ihm eine ſymphoniſche Dichtung für zwei Claviere zu viel iſt, da er ſich ſchon von Einem Clavier hinlänglich beſtraft erachtet" ... „Er iſt nicht genug Sportsman, um zu wiſſen, was ein dreijähriges Roß, das „Dante" heißt, mit der ſchönen Literatur zu thun hat" ... „Wenn er auch kein unbrauchbarer Staatsmann iſt und daher keine Ausſicht hat, jemals im Leben eine Sinecure zu erhalten" ... „Er wird ſich gewiß keine Kritik von Hirtenbriefen herausnehmen, denn er iſt ja ſelber Feuilletoniſt und weiß daher, wie leicht man beim Schreiben von einem Stoff auf den andern geräth" ... „Obwohl er nicht die Abſicht hat, die rothe Republik auszurufen, Caſſier der Creditanſtalt zu werden, oder auch nur ſeine Schwiegermutter zu vergiften, falls der Himmel eine ſolche über ihn verhängen ſollte" ... „Er hat einem Dichter den caſtaliſchen Quell ſchon ſo oft verbittert, daß" ... Noch deutlicher zeigt er ſeine Schalksnatur, wenn er ſich pathetiſch in die Bruſt wirft, um in großartige Exclamationen auszubrechen: „Ach, warum iſt nicht die ganze Menſchheit ein Ed. M., daß man ſie durch Verleihung des Franz-Joſefs-Ordens glücklich machen könnte!" ... „So trifft man euch denn, ihr Muſikanten, überall, ſelbſt in der Görzer Oper?" ... „Iſt es nicht eine Freude zu leben und der unfähige Schwager eines einflußreichen Mannes zu ſein?" ... „Fricka und Wotan ſchlafen auf ſanft anſteigender blumiger Höhe, o daß ihr ſanfter Schlummer ewig währte!" ... „So iſt denn, ach! von der ganzen Unſterblichkeit des Todten, deren er ſich erfreute, ſo lange er lebte, nichts übrig geblieben, gar nichts als ſeine ſämmtlichen Werke!" ... „O ich Unglückſeliger! Denken Sie ſich, das Marienbader Waſſer macht dumm, und ich habe keine Ahnung davon gehabt!" ... „Welchen himmliſchen Genuß müßte es gewähren, dieſen Schauſpiel-Dialog zu

ſtreichen!“ ... „Ach Gott, warum bin ich kein Lyriker, Muſikkritiker oder wenigſtens Handelsminiſter?“ ... „Sehen wir daher, was noch das Zweckmäßigſte ſein dürfte, der Zukunft mit Bangen entgegen!“ ...

Spitzer beſaß in hohem Grade „das Vermögen, an den Gegenſtänden eine große Menge von Verhältniſſen und Beziehungen wahrzunehmen, ſie gleichſam mit einem Blicke zu überſehen und ihre Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu unterſcheiden,“ eine Fähigkeit, auf der nach Leſſing der Witz beruht. Durch ein (verſchwiegenes) tertium comparationis findet er eine bisher nicht bemerkte Verwandtſchaft zwiſchen heterogenen Dingen auf und zwingt ſie, ſich miteinander zu verbinden. So beherrſchte er alle Ab- und Unterarten des Witzes und ſchreckte vor einer geiſtreichen Zote ſo wenig zurück, wie vor dem Vehiculum kleiner Geiſter und Poſſenreißer à la Saphir, dem als „Kalauer“ verpönten Wortwitze; doch gehört letzterer bei ihm zu den größten Seltenheiten und dient faſt immer einem höheren Zwecke, wenn er von der „Poſelariſirung der Literaturgeſchichte,“ den „Impotentaten von Rumänien, Serbien und Montenegro,“ den „aloiſiniſchen Myſterien“ des Prinzen Alois, und einem „Denuncianento,“ oder von den „Panſlavismopoliten,“ dem vornehmen „Obſcöniumspublicum,“ den „Ultramondkälbern“ und dem „Antiſemitzig vom Stamme Sem“ ſpricht. Häufig entſteht der Witz bei Spitzer wie der elektriſche Funke durch die Annäherung entgegengeſetzter Pole, und dieſe gleichſam auf natürlichem Wege erzeugten Witze ſind vielleicht die beſten, die wahren Blitze des Genies, die plötzlich wie aus dunklem Wettergewölk herniederfahren, einſchlagen und zünden. Als während des deutſch-franzöſiſchen Krieges der Hofrath K. im galiziſchen Landtage ſeine Stimme für das ziviliſirte Frankreich erhob und Oeſterreich in den Krieg gegen „die deutſchen Barbaren“ hineinhetzen wollte, ſchrieb Spitzer: „Nun, ich denke, die öſterreichiſche Regierung könnte in der That nichts Klügeres thun, als marſchiren zu laſſen, aber nicht die Armee, ſondern den Herrn Hofrath.“ Im Kataloge einer Kunſtausſtellung findet er den ſo häufig wiederkehrenden Druckfehler: „Verkäuflich“, da die meiſten der ſo bezeichneten Bilder dieſe Eigenſchaft gar nicht beſitzen.“ Einen eben ernannten Kriegsminiſter, von welchem behauptet wurde, daß

er ein ausgezeichneter Fachmann sei, der „das Angenehme der Uchatius-Kanonen mit dem Nützlichen der Krupp-Geschütze zu verbinden wisse“ schickt er am Schlusse seiner ironischen Begrüßung mit den Worten heim: „Sein Nachfolger ist bisher noch nicht bekannt.“

„Jetzt stehen die Declaranten am Weißen Berge“, sagt er 1870 von den Czechen... „Viele halten das tirolische Volk für Heuchler und glauben daher, der falsche Tiroler sei der echte Tiroler“... „Den Schluß der Procession machten die Weiber, sowie die Jungfrauen mit ihren Kindern“... Als ein Gründer, der, obwohl er Eigenthümer mehrerer Häuser geworden war, in seiner Vertheidigungsrede sich auf seinen ehrlich verdienten und bescheidenen Wohlstand berief und meinte, es sei gewiß jedermann zu gönnen, wenn er ein eigenes Heim besäße und nicht mit Weib und Kind auf die Straße zu wandern brauchte, findet es Spitzer „ein bischen stark, daß jemand, der schon ein Vorstadtheim und ein Landheim besitzt, auch noch für ein „vierstöckiges“ Ringstraßenheim in seiner oratio pro domibus an das allgemeine Gefühl appellire.“ Im Nekrologe eines seiner oft von ihm verspotteten Opfer ruft er wehmüthig: „Ach sie gehen Alle dahin, Einer nach dem Andern, sie sterben und geben meinen Geist auf!“.. Er berechnet, daß einem Gasteiner Curgaste, der den dortigen theuern Friseur gebraucht, bei bereits vorgeschrittener Glatze die Pflege jedes einzelnen Haares während der Curzeit auf 35—70 Kr. zu stehen kommt, und schließt aus der „Ebene der Damen auf die Damen der Ebene“... „P. war als Politiker niemals ernst zu nehmen, denn er hat zwar jede politische Lage immer rasch aufgefaßt, aber seine Auffassung war immer eine falsche“... „Der Cardinal A. hinterließ viele Millionen, so daß sich der Papst erst nach dem Tode seines treuen Rathgebers überzeugen konnte, wie viel er verloren hatte“.... „Weshalb der „ehrliche“ B. für das Ministerium gestimmt hat, weiß keiner, seine Ehrlichkeit jedoch berechtigt uns zu der Vermuthung, daß er über die Gründe, welche ihn hiezu bewogen, nicht besser unterrichtet ist als die Andern“.... „Das Ballet hat einen äußerst gesunden Humor, wenigstens wirkt dessen Lustigkeit nicht im mindesten ansteckend“... „Der frühere Finanzminister Baron K. begann sofort nach seinem

Rücktritte in einer Wochenschrift eine Novelle in langwierigen Fortsetzungen zu veröffentlichen, durch die er uns den Schlaf, den uns seine Finanzprojecte raubten, ratenweise zurückerstattet“... „Die Leute sterben hier alle eines unnatürlichen Todes: an Altersschwäche“... „Eine Rede, die ungeachtet ihrer Weitschweifigkeit nur ein Torso war; sie hatte nämlich weder Hand noch Fuß“... „In der Budgetdebatte, die nicht sachlich geführt wird, kommen keine Ziffern zur Sprache, wenn nicht zufällig ein Staatsmann eine Null genannt wird“... „Stuttgart besitzt außer seinen 92.000 Einwohnern keine besonderen Merkwürdigkeiten“... „Augsburg ist eine stille Stadt, die Fremden halten sich hier selten auf und, wie es scheint, auch die Einheimischen“... „Der Kummer hatte ihr selbst ihre Erinnerungen geraubt, und sie glaubte daher, sie sei erst 28 Jahre alt“... „T. einer der besonnensten Staatsmänner, der jeden Unsinn sehr lange überlegt, bevor er ihn ausspricht“... „Bis 1866 gehörten die Schneider und die Schullehrer zu jenen Herren der Schöpfung, die nur in besonders günstigen Erntejahren einen Schatten werfen“... „Interessant, daß die meisten österreichischen Dichter früher Beamte waren — ja, Müßiggang ist aller Laster Anfang“... In der Wandelbahn eines langweiligen Curortes befinden sich, „um Unglücksfälle zu verhindern, keine Haken an der Mauer, an denen man den Ueberrock, ohne ihn abzulegen, aufhängen könnte“... Er nennt einen Coburger Orden „die bescheidene Zierde ernestinischer Häuslichkeit“, den christlichen Sohn eines getauften jüdischen Vaters einen „Juden in zweiter Verdünnung“, die Wiener Hofbibliothek das „Versorgungshaus für verunglückte vaterländische Dichter“, den Hirschensprung in Karlsbad „nur eine sinnige Fabel, durch welche die Curtaxe poetisch verklärt wird“; er läßt eine silberne Statue des heil. Nepomuk „allen Schwankungen der Valuta ausgesetzt“ sein, einen herausgerufenen Theaterdichter „dankbar mit den Frackschößen wedeln“, einen Grafen, der gegen die Theorie polemisirt, daß der Mensch vom Affen abstamme, „in einer persönlichen Angelegenheit das Wort ergreifen“ und den katholischen Severinus-Verein über das Abschlachten des Borstenviehs an Freitagen im „wehmüthigen Tone der Familientrauer Klage führen“; er wird durch „die feierliche Langsamkeit eines Largo's an die Verhandlungen

des Steuer-Reform-Ausschusses" erinnert; er wirft Dingelstädt vor, daß er seinen „armen Jugendfreund Mosenthal die ganze Schärfe eines Nachrufes" fühlen ließ, bemitleidet eine zur Cur in X. weilende berühmte Schriftstellerin, „deren Namen ihm niemand sagen kann", ihres chronischen Leidens wegen: „schon über 9 Jahre ist sie Sechsunddreißig alt!", er sagt, daß Einer mit dem Orden der eisernen Krone dritter Classe „von der competenten Behörde die Erlaubniß zur öffentlichen Ausübung der Aristokratie" erhalten habe, daß die ehrenwerthen Abgeordneten, „geleitet vom Genius der Sprache, einander die massivsten Verbalinjurien an den Kopf werfen", daß bei den Premièren des Burgtheaters „Alle das Stück bereits auswendig wissen, mit Ausnahme der Schauspieler", daß ein alter Haushahn sein Mittagsschläfchen gestört habe, nicht etwa durch sein Krähen, sondern weil man ihm „den Sängergreis als heuriges Brathühnchen vorgesetzt hatte", daß die „einzige Seltenheit, welche das Museum zu A. aufzuweisen habe, dessen Besucher seien", und er räth einem Präsidenten des Abgeordnetenhauses, er „möge in Gottes Namen die Beine über einander legen, seine Brille putzen, sein Doppelkinn aus der Cravate fischen, zur Ordnung rufen, mit der Glocke drohen, und wenn es sein muß, einschlafen, aber doch um des Himmelswillen niemals für und noch weniger jemals gegen eine Sache sprechen". Gut erfunden sind auch Schlagworte wie: „eine complete Rundreisebildung in 30 Tagen", die „bis auf Weiteres noch so genannten Werthpapiere", ein „erhebendes Mittagessen", die „am rechten Ufer der Donau gelegene Jungfrau", der „Ritter ohne Furcht und Scrupel", der „sogenannte Busen einer Gouvernante", der „in den weitesten Kreisen zum Speisen eingeladene Dichter", der „Cardinal-Märtyrer L.", ein Aristokrat „von altverschuldetem Adel" u. s. w. Nicht alle satirischen Ein- und Ausfälle Spitzer's liegen so plan auf der Hand, daß sie sich so bequem mitnehmen und so leicht verstehen ließen wie die hier citirten. Auch ist jeder Witz, wie Goethe bemerkt, nur für den Unterrichteten da, weshalb ein witziges Werk nicht von Allen verstanden werde; Herder verlangt sogar, daß über Witz und Frohsinn niemand urtheilen solle als der selbst Witz und Frohsinn besitzt, was Diejenigen sich gesagt sein lassen mögen, die für die Fein-

heiten der satirischen Schreibart Spitzer's unempfänglich sind.

Keiner hat es wie Spitzer verstanden, seine Einfälle zur Geltung zu bringen; er sorgte nicht nur für den feinsten Schliff seiner Edelsteine, sondern auch für deren geschmackvolle Fassung. Von der Meisterschaft seiner stilistischen Form ist schon die Rede gewesen. Sie zeigt sich vor Allem darin, daß er immer genau das sagt, was er sagen will, und daß die Art, wie er es sagt, nichts Zufälliges hat; er verleiht dem geschriebenen Wort als Körper des Gedankens den Adel künstlerischer Schönheit. Dazu kommt eine außerordentliche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes, der mit dem Charakter der Gegenstände wechselt. Bald baut er Sätze von Lessing'scher Knappheit und erreicht im engsten Raume die größten Wirkungen, bald reiht er reich gegliederte und vielfach verschlungene Perioden zu Palästen von ciceronianischer Breite an einander oder führt eine Pyramide von Relativsätzen à la Jean Paul in die Wolken, um sie in die Spitze eines scharfkantigen Witzes auslaufen zu lassen. Fast alle seine landschaftlichen und genrehaften Schilderungen athmen echt poetische Empfindung und bringen den ehemaligen Lyriker zu Ehren. Was in der Novelle „Das Herrenrecht" vom motivirten Küssen gesagt wird (S. 64 u. 65), ist eine der reizendsten Variationen des unerschöpflichen Thema's. Johann Strauß hat kaum eine schmeichelhaftere Huldigung erfahren, als von dem „Wiener Spaziergänger", der, nachdem er die Popularität einer schönen Melodie auf das Anschaulichste geschildert hat, fragt: „Sind die Arabesken, die ein holder Frauenfuß zu einem Walzer von Joh. Strauß auf das Parquet zeichnet, nicht viel reizender, als die grauen Bilder von Theodor Pixis zu Wagner's „Tristan und Isolde"? Was er über die „kleine Coulisse" sagt, „aus welcher so manches reizende Lächeln hervorhüpft, so mancher Liebesblick als schüchterner Anfänger sich hervorwagt, hinter welcher Triumphe gefeiert und Niederlagen verborgen werden, ein Seufzer erstickt, eine Thräne zerdrückt wird", enthält mehr „Fächerpoesie" als die meisten dieser modernen Marterinstrumente, mit denen mehr oder weniger berühmte Männer von mehr oder weniger schönen Frauen zur Verzweiflung gebracht werden.

Während er ſich über die ſchlechten Frühlingsdichter luſtig macht, ſchreibt er eines der zarteſten Frühlingsgedichte, in welchem er die Amſeln das Schubert-Monument im Wiener Stadtpark umkreiſen und aus dem aufgeſchlagenen Notenbuche des Meiſters ihre Lieder lernen läßt, und während er über die neuen miſerablen Cigarren ſchimpft, apoſtrophirt er die alte gute „Milares“: „Einſt erging ich mich in deinem Aroma und baute Trattner- und Heinrichshöfe in die Luft, dieſen billigen Baugrund für arme Teufel; wenn ich deinen Duft athmete, gab mir die Nationalbank heimliche Rendezvous in ihren Kellern und der Kaiſer von China tauſchte mit mir die Schwüre ewiger Freundſchaft; in deine Lilaringe zauberte ich, auf dem Sopha liegend, das Bild der Geliebten, die, umſchlungen von den Rauchfeſſeln, meinen Redensarten nicht widerſtehen konnte; ich ließ den Kahlenberg Feuer ſpeien und jagte den Tiger im Halterthale; ich blies gegen die Zimmerdecke die Nullen der großen Zukunftsmillion“ ꝛc. Die „Wieſen und Wälder, ſowie die andere der Grundſteuer unterliegende Natur“ ſind unzählige Male von ihm in feierlichen Tönen beſungen worden. Ob er einen Sonnenaufgang auf dem Rigi oder einen Sonnenuntergang in Schönbrunn, den erſten Anblick des Lago Maggiore oder des Meeres, eine Fahrt durch das Drauthal oder die Gaſteiner Klamm beſchreibt, immer bringt er wie ein großer Maler mit wenigen Strichen, die ſo nur ſeiner Hand gelingen, ein eigenthümliches und anſchauliches Bild hervor, das von ebenſo ſchnell wie tief eindringender Beobachtungsgabe zeugt. Auch ohne ihr attiſches Salz wären ſeine Reiſebriefe, die er aus den öſterreichiſchen Kronländern, aus Deutſchland, Italien und der Schweiz geſchrieben hat, ein Eſſen für den literariſchen Feinſchmecker. Wer fühlt nicht mit ihm, wenn er, den Taumel des Entzückens, den er auf ſeiner erſten italieniſchen Herbſtreiſe empfindet, gleichſam einem Anderen aufladend, erzählt: „Einem Paſſagier in dem Coupé, in welchem ich allein ſaß, war zu Muthe, als müſſe er zum Fenſter hinausſpringen, um ſich bei jedem Baume für die grüne Ueberraſchung beſonders zu bedanken.“? Wie zufällig erfährt der Leſer, daß er nur Ein Buch auf der Reiſe mitführte: Goethe's Gedichte. Kann die Verehrung und Liebe, die er gegen den Dichter aller Dichter hegte, ſchlichter und kräftiger ausgedrückt werden?

Dergleichen Züge ehrlicher Begeiſterung finden ſich mehr bei Spitzer; da er ſie aber nicht dick aufzuſtreichen liebte, ſo verlieren ſie ſich unter den anderen Partien. Vor einem Lenbach'ſchen Bismarck-Portrait ruft er 1888 aus: „Wie großartig iſt dieſes mattblaue Auge, das den Beſchauer des Bildes überallhin verfolgt. Es verräth nicht nur die ganze Kraft dieſes Staatsmannes, ſondern auch das große Vertrauen in dieſelbe. Wer mit ſolcher Sicherheit ausblickt, hat zu Großes erlebt, um noch überraſcht zu werden, zu viele Siege errungen, um vor Hinderniſſen zurückzuſchrecken. Selbſt der Verluſt der Macht würde ihn nicht kümmern, denn er hätte noch immer eine Reſervemacht, den Geiſt". Geradezu monumental wirkt der berühmte Klimax: „Eiſerne Stirn, eiſerne Kaſſe, eiſerne Krone". Daß Spitzer im Nothfalle, d. h. wenn er gewollt hätte, einen ausgezeichneten Literatur-, Theater- und Kunſt-Kritiker abgegeben haben würde, beweiſt ſo mancher ſeiner „Spaziergänge", in welchen er den allerhöchſten Herrſchaften im Reiche der Kunſt im Vorübergehen ſeine Meinung ſagt. Unter dem Vorwande, den Leſer in den „Salon" einzuführen oder ihm den Inhalt eines neuen Stückes zu erzählen, bringt er die ſchärfſte Kritik lachend an den Mann. So hat er Makart, Wagner und auch kleinere neben dieſen Großen ohne weitere Umſtände be- und verurtheilt. Denjenigen, die ihm vorhielten, er könne nichts als abſprechen, und das ſei leicht, erwiderte er gelaſſen: „Da es, wie man behauptet, mehr Talent erfordert, das Gute anzuerkennen als das Mittelmäßige zu tadeln, ſo begnüge ich mich mit der beſcheideneren Aufgabe des ſchwächeren Talentes", und wie Anakreon ſcherzte, daß er ſich vergeblich bemühte, große Tragödien und Epopöen zu dichten, weil die verwünſchte Leier nur immer von Wein und Liebe töne, wie nach ihm Horaz das beſchwerliche Geſchäft, den puniſchen Krieg zu preiſen, lieber Würdigeren überließ und dafür Tanz und Geſang der Geliebten verherrlichte, ſo bekennt auch Spitzer ſchalkhaft, daß er ſich zu größeren Dingen nicht berufen fühle. Dann merkt man ihm ſo recht ſeinen Uebermuth an, ſeine hochgehobene ſatiriſche Stimmung; er iſt in der beſten Laune, jemanden zu „verreißen", und das Bewußtſein ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit gibt ſeiner Phantaſie eine Spannkraft, ſeinem Witz eine Sprungfertigkeit, daß er

wie Siegfried den Günther, auch den plumpſten ſeiner Leſer im Fluge mit ſich fortzutragen hoffen darf.

Und doch hatte der Verfaſſer der beiden „Novellen“: „Das Herrenrecht“ (1877) und „Verliebte Wagnerianer“ (1880) daneben ſeine trüben Stunden. Es nagte heimlich an ihm, daß er kein größeres, rein aus der freien Phantaſie heraus-componirtes Werk ſchaffen ſollte, welches unabhängig von Perſonen und Ereigniſſen der Zeit, alles Fremde von ſich ausſchlöſſe. Umſonſt! Sein aphoriſtiſches Talent, ſeine Natur, ſchon früh daran gewöhnt, Wahrnehmungen und Erfahrungen in kurzen Sätzen zuſammenzudrängen und Gedanken und Empfindungen zum Epigramme zuzuſpitzen, bedurfte geradezu der kleinen Form, um ſich mit Haltung und Sicherheit bewegen zu können. Wenn wir trotzdem die beiden in Erzählungen eingekleideten Satiren, zumal die erſte, für Muſter ihrer Gattung anſehen und ſie dem Beſten zur Seite ſtellen, was an Werken ähnlicher Art von verſchiedenen Völkern und Zeiten hervorgebracht worden iſt, ſo fordert uns nicht die Novelle, ſondern die in ihr ſteckende Satire zu dieſem Lobe heraus. Das „Herrenrecht“ iſt keineswegs die cyniſche Verherrlichung des Ehebruchs, als welche die Novelle von unkritiſchen Schwachköpfen denuncirt worden iſt, ſondern eine heitere Verhöhnung der ultramontanen Feudalen und ihrer mittelalterlichen Tugend- und Sittlichkeitsbegriffe, denen zu Folge die Liebe mit der Ehe nichts zu ſchaffen hat, „da letztere eine göttliche Einrichtung ſei, die den Zweck verfolge, das Ausſterben der Kapuziner und Urſulinerinnen zu verhindern“ (Vorrede zur neunten Auflage). Die „Verliebten Wagnerianer“ aber dürfen nicht, wie es öfters geſchehen, für eine Parodie genommen werden; nach demſelben Princip geformt wie der „Don Quixote“ des Cervantes, geben ſie ein ironiſches Bild verdorbener geſellſchaftlicher Zuſtände. Die verkehrte Richtung des hirn- und herzverbrannten Wagnerismus iſt in Gegenſatz zu dem natürlichen, geſunden Gefühl geſtellt und wird dadurch zur Carricatur. Eine einzige Spitzer'ſche Novellenfigur: Der reiche Dilettant Goldſchein, der muſikaliſche Sancho Panſa des „dämoniſchen“ Meiſters Schwappel und der entfernte Vetter des Marcheſe Gumpelino aus Heine's Bädern von Lucca, hat objectives, poetiſches Leben, die andern ſind nur verſchiedene Sprachrohre des Dichters. Beide Novellen wurden und werden zwar

viel gekauft, aber wenig verstanden. Die blöde moralische Entrüstung, mit welcher ein Theil der Kritik über sie herfiel, schreckte Spitzer von der Ausführung einer dritten, in der Idee bereits fertigen, satirischen Novelle ab. Sie wäre noch rücksichtsloser, im Sinne der tugendhaften Schreiber also noch unmoralischer ausgefallen; denn sie sollte — o Schreck und Scham! — mit einem Adamitenballe beginnen. Die nicht in Buchform, sondern in der Zeitung veröffentlichte dritte Novelle „Der Verkannte" (1883), eine ergötzliche Humoreske der Irrungen von sehr friedfertiger, zahmer Gesinnung, bietet keinen Ersatz für die bedauerliche Unterlassungstugend der Adamitengeschichte. Spitzer tröstete sich über seine angebliche Immoralität mit der Tagebuchnotiz: „Die Moral ist wandelbar (Sclaverei, Vielweiberei — große und kleine). Das Schöne ist ewig, so ewig wie die Wahrheit, deren Abglanz es nach Plato ist. Und das Ewige sollte die Magd der Vergänglichkeit sein?"

An epischen Anläufen fehlt es bei Spitzer auch sonst nicht, und er träumte Jahre lang von der Idee, einen Roman in der Art des „Tristram Shandy", seines Lieblingsbuches, zu schreiben. In den „Wiener Spaziergängen" kommen mehrere „Novelletten" vor: „Der Selbstmord eines Lebemannes", „Ein Roman in der Volksküche", „Amor in der Kaltwasser-Heilanstalt". Jedoch auch sie sind nur zierliche Arabesken, die sich um das Werk seines Lebens, um eben diese „Wiener Spaziergänge", ranken. Wenn Spitzer das Feuilleton dahin definirt, daß es ein Artikel sei, der nicht in die Zeitung gehöre und doch darin stehe, so will er der jüngsten unserer literarischen Kunstformen, welche sich mit dem modernen Zeitungswesen und aus ihm heraus zu immer freierer Selbstständigkeit emporgearbeitet hat, das poetische Bürgerrecht zugesprochen wissen. Ohne Zweifel kann das Feuilleton so gut ein Kunstwerk sein wie ein lyrisches Gedicht, und wie auch der rigoroseste Literarhistoriker dem unbescheidensten Lyriker nicht verwehrt, seine Lieder, die eigentlich gesungen werden wollen, zu einem Buche zu vereinigen, so darf der Feuilletonist, der sich ja von Hause aus an das lesende Publikum wendet, dieses Beneficium für sich erst recht in Anspruch nehmen, natürlich nur, insofern er kein gewöhnlicher journalistischer Handlanger, sondern ein Meister seiner Kunst ist, wie Daniel Spitzer. Man genießt

die „Wiener Spaziergänge" erſt recht im Zuſammenhange des Buches und bemerkt, wie unvergänglich friſch ſie ſich Jahrzehnte hindurch erhalten haben. Sie bringen das Gewitter der Satire, das, mit Blitz und Hagelſchlag herniederfahrend, die Luft reinigt, aber mit ihm zugleich den humoriſtiſchen Regenbogen, das Bild der unter Thränen lächelnden Sonne. Eine abgekürzte, heitere Chronik der Zeit, erzählen ſie in zwangloſen Capiteln die Geſchichte der neueſten menſchlichen Thorheiten, die, wie man ſich durch das Studium der antiken Dichter und Moraliſten überzeugen kann, von den älteſten im Weſen nicht verſchieden ſind. Ein Giardinetto des Witzes und der frohen Laune, das nach ſchwerer Lectüre zum Deſſert aufgetragen, vor geiſtiger Indigeſtion ſchützt, erinnern ſie an die etymologiſche Herkunft der Satire, die lanx satura, die gemiſchte Schüſſel, die „Farrago" Juvenal's. Spitzer hat gegen Alles geſchrieben, was öffentliches Aergerniß gab oder doch hätte geben ſollen; gegen unfähige Miniſter und unverſchämte Gaſtwirthe, dünkelhafte Gelehrte und ſpitzbübiſche Bankiers, beſtechliche Abgeordnete und käufliche Journaliſten, geſinnungsſchwache Politiker und fanatiſche Hetzcapläne, hochnaſige Ariſtokraten und beſchränkte Bierphiliſter, aufgeblähte Parvenus und antiſemitiſche Schnorrer, parlamentariſche Schreier und ſtimmloſe Tenoriſten, elende Dichter und ſchlechte Muſikanten, junge Dirnen und alte Betſchweſtern beiderlei Geſchlechtes; gegen das Protectionsweſen, die Steuerſchraube, das Lottoſpiel, die Geſellſchaftslüge, den Börſenſchwindel, kurz, gegen Eitelkeit und Niedertracht jeder Art. Er war, wenn auch Alles ſchlief, das allezeit wache „Gewiſſen Wiens". Schon Juvenal hielt es für rathſam, nur Diejenigen anzugreifen, die auf der Flaminiſchen und Latiniſchen Straße wohnen, d. h. die Todten; aber er befolgte ſeinen eigenem Rath nicht, ſondern zog über die Lebenden her. „Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus" dachte Spitzer mit Goethe's Mephiſtopheles und that desgleichen. Von Alters her ſuchen die mit der Geißel der Satire gezüchtigten Schwachköpfe und Elenden das Odium der Lächerlichkeit, dem ſie preisgegeben werden, dadurch von ſich abzuwälzen, daß ſie behaupten, ſolch ein „glaubens-, vaterlands- und gemüthloſer ſatiriſcher Schuft" halte nichts auf Erden mehr heilig, er ſei der Feind alles Hohen, Idealen u. ſ. w. Da wir aber wiſſen, daß ſie unter

dem Hohen und Idealen nur ihre werthe Perſon und unter den heiligen Dingen nichts Anderes als ihre Unfähigkeit, Dummheit und Schlechtigkeit, ihre äſthetiſchen, politiſchen und moraliſchen Greuelthaten begreifen, ſo wird kein urtheilsfähiger Menſch auf das Wuthgeheul jener Tröpfe hören.

Ja, in der That, war dem „Wiener Spaziergänger" nichts heilig, gar nichts als die Wahrheit, und wer ſein glänzendes Talent auf Koſten ſeiner Geſinnung loben wollte, möge ſich noch rechtzeitig an die ſchöne Stelle in Leſſing's „Anti-Goeze" erinnern, wo es heißt: „Ich kenne keinen blendenden Stil, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz und muß auch bei Spötterei und Poſſe, wenigſtens als Folie unterliegen." Spitzer ſelbſt warnt ironiſch vor ſeiner „immer höchſt einſeitigen" Darſtellung: ſie ſei mit Vorſicht aufzunehmen, denn er trachte, ſo weit er könne und dürfe, die Wahrheit zu ſchreiben. Er hat auch in der That nur Diejenigen lächerlich gemacht, die dies bereits ohne ihn gethan hatten, d. h. er hat nur aller Welt gezeigt, daß jene ſich lächerlich machten, ihrer Lächerlichkeit alſo nur eine größere Publicität gegeben. Zwar behauptet La Rochefoucauld, daß alle Menſchen lächerlich ſeien, und daß, wenn es Menſchen gäbe, an denen ſich nichts Lächerliches findet, dies nur daher komme, weil man dasſelbe an ihnen noch nie geſucht habe. Aber das iſt auch das Entſcheidende. Derjenige, an dem das Lächerliche nicht geſucht wird, iſt nicht lächerlich. Und wie konnte der ironiſche Spötter, der ſich ſo ängſtlich hütete, in das ſittliche Pathos der directen Satire zu verfallen, wie konnte er, ſobald ihn poſitiver Abſcheu und Ekel übermannte, zürnen, grollen und donnern! Man leſe die flammenden Worte der Entrüſtung gegen den Mörder Chorinsky (I Proceß Ebergényi), die zermalmende Invective gegen die Ringſtraßenbarone (II „Der Lord Oberſocialiſt"), die grandioſe Jeremiade über den ſchon ſeit 1869 von ihm vorausgeſagten wirthſchaftlichen Zuſammenbruch des Jahres 1873 (III „Krach!"), die vernichtende Abrechnung mit dem „Vaterland" (V „Das Organ der Feudal-Clericalen"), die ritterliche Vertheidigung der pöbelhaft inſultirten Witwe Makarts (VI „Der Tod Makart's") und die Abwehr der

lichtscheuen Schulfeinde (V„Allerhand Katzenmusik“).*) Bedürfte es noch eines positiven Beweises für den Ernst der idealen Gesinnung, die sich hinter Spitzer's Späßen verbirgt, so wäre er mit Händen zu greifen, wenn wir die neckische Kritik der „griechischen Greise im Burgtheater“ (vom 27. März 1887) mit folgender handschriftlichen Tagebuchbemerkung vergleichen, die denselben Gegenstand betrifft: „Wie wenigen Dramatikern ist es vergönnt, die Nachwelt als Publicum zu haben! Wie erhaben, wenn man den Lorbeer nach 2000 Jahren neue Blüthen treiben sieht! Glücklich ein Volk, das solche Dichter hat, wie groß erscheint es der Nachwelt! O trauriger Gedanke für jedes Talent, so schnell vergessen zu werden! Aus dem Dunkel der Jahrtausende treten die Lichtgestalten der großen Dichter und Künstler immer wieder hervor!“

Von Lichtenberg wissen wir, daß er die Gewohnheit hatte, Alles aufzuschreiben, was ihm Merkwürdiges vorkam. „Er las sehr viel, aber er dachte noch weit mehr“, heißt es von ihm im Vorwort der neunbändigen Ausgabe. „Lustige Einfälle, komische Ausdrücke, sonderbare Ereignisse, charakteristische Züge, Beobachtungen über sich und Andere, kurz, was ihm bemerkenswerth war, das schrieb er auf, alles unter einander, so wie es ihm eingefallen war.“ Genau ebenso hielt es Spitzer. Er führte immer und überall ein Notizbüchelchen mit sich, das er meist von beiden Seiten zugleich in Angriff nahm und nicht eher wieder mit einem andern vertauschte, als bis dessen Seiten alle mit einem schwarzen Gewimmel zierlicher kleiner Buchstaben bedeckt waren, die er mit Bleistift oder, wenn er zu Hause war, mit Tinte hineinkritzelte. Wenn er bei dieser Beschäftigung betroffen wurde, erröthete er wie ein ertappter Sünder, ließ sich aber weiter nicht stören, sondern schrieb, während er nur manchmal zur Seite schielte, ob er sich nicht auf einen Ueberfall gefaßt machen müßte, seinen Satz langsam zu Ende. „Wenn man harmlos ist“, bemerkt er über seine von allen Setzern gefürchtete Hand, „dann sind die Schriftzüge in der Regel groß und deutlich und verrathen jenes gute Gewissen des Schriftstellers, dem der Leser einen so guten Schlaf zu verdanken

*) Die römischen Zahlen zeigen immer den Band an, in welchem das citirte Feuilleton enthalten ist.

pflegt. Ich aber habe mir meine Kleinschrift angewöhnt, weil mir immer während des Schreibens war, als schaute der Staatsanwalt über meine Achsel, und ich es ihm so sauer als möglich machen wollte, jedes Wort, das mir aus der Feder floß, mitzulesen."

Und nicht allein seine Notizbücher, sondern auch alle ihm über den Hals geschickten Papiere von Briefen, die er nie beantwortete, Einladungen, denen er nicht folgte, Verlobungs-, Vermählungs- und Todesanzeigen, auf die er nicht reagirte, Umschlägen von Broschüren, die er nicht las, überzogen sich bei ihm bald mit jenem krausen Gewirr von stenographischen Zeichen und condensirten Buchstabenzügen, das nur von ihm enträthselt und geordnet werden konnte. Diese Aufzeichnungen bildeten die embryonalen Anfänge seiner Feuilletons. Eine Woche trug er sie gewöhnlich mit sich herum, stets das von Tag zu Tag anwachsende Material sichtend, vertheilend, prüfend, zusammenschiebend, ausdehnend, einschränkend, ergänzend, bis am Freitag oder Samstag mit der eigentlichen Niederschrift begonnen wurde. Er machte niemals ein Concept (und darin declarirt er sich als Journalist, der er auch mit Leidenschaft war), aber dafür oft zwanzig Reinschriften. Stets begann er in der Zuversicht, das Richtige zu treffen, mit dem Titel: „Wiener Spaziergänge" und seiner bekannten, der ersten Zeile vorangesetzten Chiffre Sp—r. Ueber eine Zeile jedoch, bestenfalls über einen Satz brachte er es ohne sofortige Correctur nicht hinaus. Meistens gefiel ihm der ganze Anfang nicht mehr; dann legte er das Blatt bei Seite und nahm ein anderes zur Hand. Nach vielen vergeblichen Versuchen, Proben und Wiederholungen brachte er endlich im letzten Augenblicke unter unzähligem Verbessern, Streichen, Ueber- und Umschreiben sein Werk zu Stande. Die letzte Reinschrift, die zur Druckerei wanderte, sah ziemlich gut aus und bestand in der Regel aus einem engbeschriebenen Quartblättchen. Das Manuscript vom „Herrenrecht" zählt nicht mehr als neun solcher Blättchen, die im Druck ein stattliches Bändchen von hundert Seiten ausmachen. „Es erfordert viel Arbeit, damit man der Arbeit die Arbeit nicht anmerke", schreibt Spitzer aus eigener Erfahrung und deutet dabei auf Heine, der „ein Meister darin war, seine Arbeit zu verbergen und immer die sorg-

ſamſte Toilette machte, um im ungezwungenſten Négligé zu erſcheinen."

Wer die Spitzer'ſchen Notizbücher und Manuſcriptfragmente nicht blos geſehen ſondern ſtudirt hat, muß geſtehen, daß er zwar keiner der fruchtbarſten, aber einer der fleißigſten Schriftſteller war. Wenn er nicht las, ſo ſchrieb er, wenn er nicht ſchrieb, ſo dachte er ſchon wieder darüber nach, was er demnächſt ſchreiben würde. Er nahm ſeinen Beruf ernſt und füllte ihn mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit aus. Daher kommt es auch, daß ſein faſt unausgeſetzt beſchäftigter Geiſt für die Sorgen der häuslichen Wirthſchaft nicht viel übrig hatte. Im Gaſthauſe oder im näheren Freundeskreiſe ließ er ſich völlig gehen, und an Ruhetagen oder auf Reiſen erholte er ſich gründlich von den Strapazen der „Saiſon". Da war er einer der liebenswürdigſten, heiterſten und harmloſeſten Geſellſchafter, der über die geringſte ihm erwieſene Aufmerkſamkeit gerührt war und über den dümmſten Spaß Thränen des Lachens vergoß. Man konnte ihn zu Allem haben, und bei ſeiner unglaublichen Hilfloſigkeit in praktiſchen Dingen ließ er ſich bei den verſchiedenſten Geſchäften des gemeinen Lebens ſehr leicht, und nicht immer zu ſeinem Vortheil, von Anderen beſtimmen. Ja, es war ihm geradezu ein Bedürfniß, ſich antreiben und lenken zu laſſen, und er wäre, was das betrifft, ein guter Ehemann geworden. Aber es fehlte ihm die Courage und wohl auch ein wenig die Luſt zum Heiraten. Als eine Junggeſellenſteuer von der Regierung verlangt werden ſollte, ſchrieb Spitzer: „Aber iſt es denn nicht für den Junggeſellen Strafe genug, vereinſamt dazuſtehen? Und wäre es nicht grauſam, den Junggeſellen, der ja ohnehin gern geheiratet hätte, wenn dies möglich wäre, ohne dann eine Frau zu haben, auf ſeine alten Tage zu zwingen in den Krieg zu gehen, der leider, da die Ehekriegskunſt nicht ſo große Fortſchritte gemacht hat wie die militäriſche, noch immer ein dreißigjähriger oder im günſtigſten Falle ein ſiebenjähriger iſt?" Und bei anderer Gelegenheit ſagt er: „Ich war leider nie verheiratet und bin es glücklicherweiſe noch immer nicht." Charakteriſtiſch für ſeine Indolenz im bürgerlichen Leben iſt es, daß er einmal zwei Wohnungen zu gleicher Zeit bezahlte, nur um aus der einen nicht ausziehen zu müſſen. Er wohnte interimiſtiſch mit ſeinem Bruder Bernhard in einem ziemlich

theuren Gasthofe. Dieser hatte nicht allein eine neue Wohnung gemiethet, sondern auch, da er auf zwei Monate ins Ausland reisen mußte, und dem Bruder den Umzug so bequem wie möglich machen wollte, sämmtliche Bücher, Kleider und Wäschstücke in Kisten eingepackt. Als er zurückkehrte, saß Daniel noch zwischen den vernagelten Kisten im Hotel; er hatte sich lieber vollständig neu equipirt, als daß er den Umzug bewerkstelligt hätte. In seinen Gewohnheiten war Spitzer sehr conservativ; er ging immer in dasselbe Wirthshaus und blieb, so lange ihm nicht aufgekündigt wurde, immer in derselben Wohnung. Sehr glücklich war er, als er (1881) in einem der stillsten Seitenhöfe des weitläufigen Schottenhofes ein langes schmales Zimmer erhielt. Dort saß er zwischen seinen Büchern und Schriften Jahr ein Jahr aus, rauchte Cigaretten, las und schrieb. Der Schmuck seiner Wände bestand in einem kostbaren Aquarell von R. Alt, das ihm ein reicher Verehrer einmal zum Präsent gemacht hatte, einer Chodowiecki'schen Radirung und einem schönen Porträt von Lorenz Sterne. Seine kleine Bibliothek enthielt etwa fünfhundert Bände, darunter die wenigen Autoren, die er immer wieder las: die Satiriker Sterne, Swift, Rabelais, Lichtenberg und Liscov, die Dichter Goethe, Lessing, Heine, Uhland, Merimé, Byron und Musset. So fügsam er seinen Freunden gegenüber war, so energisch trat er fremder Dreistigkeit und Zumuthungen gegenüber, denen ein öffentlicher Charakter seines Rufes nur zu häufig ausgesetzt ist. Als in den goldenen Jahren des „wirthschaftlichen Aufschwunges", wie der Actienschwindel in Oesterreich euphemistisch und dann von Spitzer ironisch genannt wurde, Alles zur Börse ging und die kleinsten Journalisten die größten Bestechungssummen einheimsten, wich der „Wiener Spaziergänger" allen Verlockungen, die oft in der gefälligsten Form an ihn herantraten, um sein Stillschweigen zu erkaufen, standhaft aus. Ein einziges Mal war er naiv genug zu glauben, daß eine von den neuen Banken wirklich, wie man ihm vorspiegelte, honoris causa ein bedeutendes literarisches Unternehmen ins Leben rufen wollte. Er wurde an die Spitze desselben berufen, mit der Garantie eines sehr ansehnlichen Monatsgehaltes. Kaum bemerkte er, daß die Gründung des ihm in Aussicht gestellten Redactionsbureau's nur eine Form war, unter der die geriebenen Literatur-

freunde ſich ſeiner zu verſichern gedachten, als er auch den glänzend dotirten Poſten ſofort im Stiche ließ. Und dieſer makelloſe Ehrenmann, der mit der Börſe und den Banken nie etwas Anderes zu ſchaffen hatte, als daß er ſie verſpottete und vor ihnen warnte, wurde von frechen Sudlern „ein als Schriftſteller verkleideter Börſianer genannt, der für die Literatur gar keine Bedeutung habe!" Bei der Beſcheidenheit ſeiner Anſprüche, der bedürfnißloſen Einfachheit ſeiner Lebensweiſe und ſeiner geradezu ängſtlichen Sparſamkeit war es ihm möglich, aus den reichen Honoraren, die ihm ſeine Feuilletons und die vielen Auflagen ſeiner Bücher brachten, im Laufe der Jahre ein kleines Vermögen zuſammenzuſcharren, das er ſelbſt in der letzten jammervollen Zeit ſeines Lebens, da er ſich größeren Comfort hätte vergönnen ſollen, nicht anzutaſten wagte. Der Traum ſeiner irdiſchen Sehnſucht war, einmal von den Zinſen ſeines Capitals leben zu können, ohne auf die Arbeit ſeiner Feder angewieſen zu ſein. Schickſalsironie hat es gewollt, daß er ſtarb, als er im Begriffe ſtand dieſes Ziel zu erreichen. Trotz ſeiner ſtrengen Oekonomie hatte er für den Bedürftigen immer eine offene Hand und ſchlug ſelten ein Darlehen ab. Er gehörte zu Rivarol's „la meilleure espèce d'hommes: faisant un epigramme contre un sot et donnant un écu à un pauvre."

Nach dem Abſchied von der Handelskammer floß ſein Leben ziemlich gleichförmig dahin; es war das eines ſtillen, einſamen Gelehrten, der nur ausnahmsweiſe einmal bei unumgänglichen Anläſſen den eleganten Weltmann hervorkehrte, und ſah dem des Horaz, das dieſer in der ſechſten Satire ſeines erſten Buches beſchreibt, zum Verwechſeln ähnlich. Nur die Reiſen, welche er ſeit 1867 jedes Jahr zu machen pflegte, ſorgten für eine wohlthätige Unterbrechung des gewohnten Pendellaufes. Er war in Süd- und Norddeutſchland, öfters in Italien (bis Neapel) und der Schweiz (bis Chamounix), in Belgien und Holland und hielt ſich auch einmal ein Vierteljahr in Paris auf. Im Jahre 1880 wollte er nach Spanien und hatte ſchon alle Vorbereitungen für die Reiſe getroffen, aber „je mehr er ſich mit dem Gedanken einer ſpaniſchen Reiſe vertraut machte, deſto mehr kam er von derſelben zurück und fuhr endlich nach — Znaim". In kleinen, alterthümlichen Neſtern, die eine anmuthige

Umgebung haben, fühlte er sich am wohlsten. Nachdem er die Beamtenlaufbahn für immer verlassen und sich gänzlich der Literatur, beziehungsweise der Journalistik zugewendet hatte, ging er im December 1871 zur „Deutschen Zeitung" und von da im November 1873 zur „Neuen freien Presse" über. Bei beiden Blättern war seine Stellung eine sehr angenehme, bei der „Neuen freien Presse" besonders, solange Etienne, der eine der beiden genialen Begründer des Blattes und Spitzer's specieller Verehrer, noch lebte. Aber schon zu jener Zeit konnte es ihm widerfahren, daß er mit der Tendenz des Blattes, an welchem er mitarbeitete, in Widerspruch gerieth, und Ludwig Speidel mußte ihm einmal ein Feuilleton zurückschicken, weil die Leitartikel ungefähr das Gegentheil von dem sagten, was die „Spaziergänge" enthielten. Aus diesem und ähnlichen Gründen erschienen einige Male Spitzer'sche Aufsätze, die für Wien „unmöglich" waren, in der Berliner „Gegenwart". Paul Lindau, der damalige Redacteur dieser Wochenschrift, gab seiner Bewunderung für den „Wiener Spaziergänger" vielfältigen Ausdruck und stellte ihn in einem eigenen Essai dem deutschen Lesepublicum vor. Auch Karl Braun-Wiesbaden, Hans Blum als Redacteur der „Grenzboten" und Julius Stettenheim wußten den Satiriker nach seiner wahren Bedeutung zu schätzen, so daß Spitzer in Deutschland bald ein größeres und verständnißvolleres Publicum gefunden hatte als in Oesterreich. In Frankreich ist er durch die Uebersetzung des „Herrenrechtes" berühmt geworden, die zuerst in Gambetta's „République française" und dann als „Le droit du seigneur" in Buchform erschien. Die „Spaziergänge" aber wurden in allen Blättern der Welt, sogar in türkischen, nachgedruckt und mit Vergnügen gelesen.

Im Februar 1891 erkrankte Spitzer plötzlich unter sehr bedenklichen Symptomen, nachdem er sich kaum von einer bösen Influenza erholt zu haben glaubte. Merkwürdig, daß das Leiden, das ihn ergriff, in ähnlicher Form auftrat, wie die Krankheit, vor der er Zeit seines Lebens in beständiger Angst schwebte: der Gesichtskrebs. Zwar wurde durch die ersten medicinischen Autoritäten der Wiener Facultät die „Gutartigkeit" der Neubildungen constatirt, die im Zellgewebe der Haut und im Knorpel der Backenknochen sich ausbreiteten. Aber der unglückliche Patient, der mehr als vierzig schmerz-

hafte Operationen überſtehen mußte, erlitt unter dieſer „gutartigen" Krankheit die entſetzlichſten Qualen. Ein Bild des Jammers und gleichgiltiger Selbſtverwahrloſung hockte er mit verbundenem Kopf, einen Korkſtöpſel zwiſchen den Zähnen, in ſeiner Sophaecke und wartete mit übermenſchlicher Geduld auf den Erlöſer, den einzigen, der ihn aus aller ſeiner Noth entheben konnte. Aber er ſchien ſich noch einmal zu erholen, und als er endlich ſo weit wieder hergeſtellt war, daß er von Wien abreiſen konnte, faßte er neuen Lebensmuth trotz der traurigen körperlichen Verfaſſung, in der er ſich befand. Wie athmete er auf, als er von der Stätte ſeiner Leiden Abſchied nahm!

„Il vaut mieux pour jamais me bannir de ce lieu,
Je me retire donc. Adieu, Paris, Adieu!"

ſingt Boileau frei nach der dritten Satire Juvenals, in der es heißt:

„Sed jumenta vocant, et sol inclinat; eundum est,
Nam mihi commota jamdudum mulio virga
Adnuit: ergo vale nostri memor!"

Zu deutſch:

Doch ſchon knirſcht das Geſpann, die Sonne neigt ſich; ſo geh'n wir,
Daß mir der Fuhrmann länger nicht winkt mit geſchwungener Geißel:
Lebe denn wohl und bleibe mir treu!

Es war ein Abſchied für ewig; der Wiener Spaziergänger ſollte ſeine geliebte Vaterſtadt nicht wiederſehen. Am 11. Januar 1892 ſtarb er in Meran. Seine dortigen Freunde geleiteten ihn auf ſeinem letzten Spaziergange und errichteten einen einfachen Block aus weißem Laaſer Marmor auf ſeiner Ruheſtätte, der hoch über alle andern Gedenkſteine emporragt.

Vöslau, im Mai 1894. Max Kalbeck.

Daniel Spitzer's

Letzte

Wiener Spaziergänge.

Wereschagin's Heiligenbilder. — Ein verrückter Gastwirth. Maskenbälle ohne Mönche und Nonnen. — Graef's mageres Märchen.

2. Jänner 1886.

Die traurigen Folgen der Wereschagin-Ausstellung im Künstlerhause sind schneller eingetreten, als sich selbst die verschlafensten Clericalen träumen ließen. In Triest sind nämlich bereits einige Cholerafälle vorgekommen, ferner wurde die zu so schneller Berühmtheit gelangte „Heilige Familie" des Malers, die den Beschauer mehr durch ihre Quantität als Qualität interessirt, von einem frommen Besucher mit Vitriol bespritzt, und endlich soll nach dem Berichte der Zeitungen ein Gastwirth auf der Landstraße in Folge der gotteslästerlichen Gemälde des Russen plötzlich verrückt geworden sein und während der Betrachtung des Bildes, das die Auferstehung als ein Erwachen vom Scheintode darzustellen sucht, auf einmal ausgerufen haben, „er sei von Gott gesendet, um die Kirche zu retten".

Wir wollen nicht über die durch Verbreitung unreifer Lehren entstandene Cholera, noch über den Fanatiker, der die Reinheit des Glaubens durch schwefelsaures Eisen-Oxydul wiederherzustellen bemüht war, sondern nur von dem Gastwirthe sprechen, der allgemein

als verrückt bezeichnet wird und den man, anſtatt ihn auf eine Kanzel zu bringen, von der er für ſeine Sendung Gläubige werben könnte, auf das Beobachtungszimmer des allgemeinen Krankenhauſes gebracht hat. Es iſt wirklich merkwürdig, in welche Widerſprüche ſich die Freigeiſter verwickeln, und man kann nur darüber ſtaunen, daß ſie ſelbſt bisher dem Beobachtungszimmer des allgemeinen Krankenhauſes ſo glücklich entgangen ſind. Beruft man ſich nämlich auf die Wunder, die in alter Zeit geſchahen, dann fragen ſie höhniſch, warum denn ſolche Wunder ſich nicht in unſerer Zeit ereignen, und wenn nun plötzlich ein Gaſtwirth, der mit keiner Rate der Erwerbſteuer im Rückſtande geblieben und vorſchriftsmäßig geimpft iſt, vor einem gewählten Kreiſe von Zuhörern verſichert, daß er den göttlichen Auftrag erhalten habe, die Kirche aus ihren notoriſchen Drangſalen zu erretten, dann glauben ſie nicht an eine wunderbare Erleuchtung, ſondern behaupten, der Mann ſei verrückt. Wenn man Mahomed, der ſich ja auch auf eine göttliche Sendung berief, ſofort in das Irrenhaus gebracht und ihm dort den Mund geſtopft, beziehungsweiſe das Haar geſtutzt hätte, dann würde es nie einen Koran und Mahomedanismus gegeben haben.

Wir denken, wenn ein unglücklicher Gaſtwirth den Verſtand verlöre, ſo würde er doch vor Allem auf culinariſchem Gebiete mit den Denkgeſetzen in Widerſpruch gerathen, indem er etwa einem Apfelſtrudel durch eine Sardellenſauce einen pikanten Beigeſchmack zu geben verſuchen würde, oder indem er in ſeinem Größenwahn den Gäſten ſo rieſige Portionen von gedünſtetem Schöpſer-

nen vorsetzen ließe, daß diese sie bei aller Anstrengung nicht zu bewältigen vermöchten, oder endlich, indem er das Unterrichtsministerium mit Eingaben belästigen würde, in denen er demselben die Errichtung eines Lehrstuhles für böhmischen Käse an der czechischen Universität oder die Einführung junger Biere in der Volksschule vorschlagen würde. Aber freilich, in einer Zeit, in der die Naturgesetze mit immer größerer Frechheit die Herrschaft an sich reißen, kann ein so seltsamer Vorfall, um einen beliebten ketzerischen Ausdruck für Wunder zu gebrauchen, nur mehr durch Verrücktheit erklärt werden. Allerdings aber muß man sich fragen, weßhalb man dann den ungläubigen Maler Wereschagin mit solcher Erbitterung verfolgt, der ja auch, wie wir aus seiner „Auferstehung" ersehen, sich nichts Anderes zu Schulden kommen ließ, als daß er Wunder in natürlicher Weise zu erklären sucht.

Da alle denkenden Köpfe schon jetzt mit Spannung dem kommenden Fasching entgegensehen, so mochte wohl eine k. k. von trüben Vorahnungen gequälte Polizei-Direction die Besorgniß hegen, es könnte von einigen Verehrern des Mummenschanzes der Versuch gemacht werden, dem Eifer, mit dem der hochwürdige Clerus die Bilder Wereschagin's verfolgte, eine scherzhafte Seite abzugewinnen, und sie hat daher schon jetzt für Besucher von Maskenbällen das Verbot erlassen, im Mönchs- oder Nonnenkleide auf diesen zu erscheinen. Es wird wohl Niemand zu leugnen versuchen, daß ein Maskenball, der sich rühmen darf, von der Behörde genehmigt worden zu sein, ernstere Ziele zu verfolgen habe und

nicht zum Tummelplatze des Muthwillens und Spottes herabsinken dürfe. Auf welche Ausschreitungen man aber gefaßt sein mußte, wenn unruhige Köpfe in augenblicklicher Ermanglung anderer Freiheiten die Maskenfreiheit ausgebeutet und das geistliche Gewand gewählt hätten, um einem zersetzenden Schabernack zu huldigen, brauche ich wohl nicht hier eingehender zu behandeln. Ich berufe mich nur auf Wallenstein, der zu sagen pflegte:

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme —

und gewiß wird Jeder dem großen Feldherrn beipflichten, daß es, wie er sich soldatisch derb ausdrückte, eine Gemeinheit, oder, wie wir sagen wollen, eine grobe Tactlosigkeit ist, auch die ehrbarste und keuscheste Gewohnheit eine — Amme zu nennen. Wenn also Wallenstein die Menschen im Allgemeinen solcher Unarten für fähig hält, so wird er wohl von den Besuchern der Maskenbälle insbesondere keine viel schmeichelhaftere Meinung gehabt haben.

Bei der Zulassung geistlicher Gewänder auf den Maskenbällen sind aber auch Mißverständnisse der ärgsten Art, namentlich bei naiven Besuchern, nicht ausgeschlossen. Wie leicht könnte ein solcher einen Spaßvogel, der die Maske eines geistlichen Würdenträgers gewählt hätte, wirklich für diesen halten und glauben, derselbe trage nur eine falsche Nase, um unerkannt acht Liter Bier auf Einem Sitze austrinken oder mit einer leichtfertigen weiblichen Charaktermaske in die mißliebigsten näheren Beziehungen treten zu können. Da nun eine derartige

Maskerade die öffentliche Wohlfahrt in keiner Weise fördert, ja nicht einmal zur Befriedigung der Neugierde dient, indem wir uns glücklicherweise einer so großen Anzahl von Mönchen und Nonnen erfreuen, daß es nicht nothwendig erscheint, erst einen Maskenball zu besuchen, um sich an deren Anblick zu erquicken, so wird das Verbot jener Costüme gewiß allseitig mit Genugthuung begrüßt werden.

Glücklicherweise ist in Folge des in dem Saale der Gartenbau-Gesellschaft ausgestellten „Märchens" des Malers Graef, das durch einen scandalösen Proceß in Berlin berühmt geworden ist, bis jetzt noch Niemand verrückt geworden, und es wird wohl auch keinen Anlaß geben, daß irgend welche Gewänder von der Polizei verboten werden, da das „Märchen" selbst keine solchen trägt, sondern in der Toilette der meerentstiegenen Venus und ähnlicher, dem Kleiderluxus abholder mythologischer Damen gemalt ist. Das Märchen ist splitternackt wie die Wahrheit. Die Wahrheit hat zwar durch diese ihre „Unverfrorenheit" stets Anstoß erregt, allein in unserer prüde-verlogenen Zeit kann Jeder, der von der nackten Wahrheit nichts wissen will, sogar vorgeben, daß sie sein sittliches Gefühl beleidige. Das Märchen aber hat immer eines, wenn auch nur sehr einfachen, Gewandes bedurft, es schmeichelt sich ja gerade durch dieses ein und ist nichts als die verkleidete, das heißt gekleidete Wahrheit. Das blondhaarige Märchen Graef's steht am Ufer eines dunklen schilfbewachsenen Teiches im Walde und blickt in die Sonne, die seinen Leib hell beleuchtet. Die Sonne bringt aber auch nicht mehr an den Tag,

als jede andere Marchande-de-Modes. Das weibliche Weſen iſt ſo mager, daß ſich kein Menſchenfreſſer ein Gewiſſen daraus machen würde, es am Charfreitage zu verſpeiſen, und es hat ſo dünne Beine, daß jede Solotänzerin ſie als Arme tragen könnte. Nur für unſere nicht verwöhnten Clericalen iſt es ein fetter Biſſen, denn deren Organe ſchreien ſchon Mordjo über die Sündhaftigkeit des Malers, der es gemalt, des Kunſthändlers, der es ausgeſtellt hat, und des Publicums, das es beſucht.

Ein neues Eisenbahnunglück. — Ministerfreunde und Strohmänner.

22. Februar 1886.

Dem Minister unseres ohnehin so bedauernswerthen Handels und Verkehrs, Herrn Pino von Friedenthal, ist schon wieder ein großes Eisenbahnunglück zugestoßen, das dritte binnen wenigen Jahren. Man erinnert sich vielleicht noch, wie schwer er im Jahre 1883, ebenfalls im Februar, bei der Debatte über den Bau der Galizischen Transversalbahn in unserem Abgeordnetenhause mitgenommen wurde, einer strategischen Bahn, bei der ganze Regimenter bestochen wurden; hierauf entging er mit knapper Noth einem kleinen Malheur auf dem zweiten Geleise der Eisenbahnstrecke Tulln-Wien, und nun wäre er in dieser Woche bald das Opfer der Prag-Duxer-Bahn geworden, und er darf sich glücklich preisen, daß er bei dieser Kohlenbahn mit dem nackten Portefeuille davonkam und nur fürchterlich angeschwärzt wurde. Es sind unglaubliche Dinge im Abgeordnetenhause zur Sprache gebracht worden, es hagelte Beschuldigungen und Beschimpfungen, und einmal fiel sogar das derbe Wort Reitzes — was schreibe ich denn? — nein, der regierungsfreundliche Abgeordnete Dr. Kronawetter sprach wohl auch davon, daß der

Miniſter ſich um dieſen Bankier nicht mehr kümmern ſolle, da die von ihm ſo heiß geliebte Regierung dieſes Reizes nicht bedürfe; aber das derbe Wort, das er gebrauchte, war der Ausdruck: „Schweinereien“, mit denen er die Financirung der Prag-Duxer Bahn bezeichnete; eine Allegorie, die ich unerwähnt ließe, wenn ſie nicht von dem Hauſe mit enthuſiaſtiſchem Beifalle begrüßt worden wäre.

Die Vorgeſchichte dieſer Bahn iſt ſchnell erzählt. So wie man in den Siebziger-Jahren, in dieſer Zeit des epidemiſch gewordenen Gründungskitzels, Baugeſellſchaften gründete, um im Hinblicke auf den wohlfeilen Sand der Wüſte daſelbſt Zinshäuſer zu errichten, mit der Ausſicht auf die Fata morgana, ſo erbaute man damals auch phantaſtiſche Kohlenbahnen, um die Kohlen, auf denen die Freunde der Ungeduld zu ſtehen lieben, zu verfrachten. Zu dieſen Kindern der verjüngten Volkswirthſchaft gehörte auch die Prag-Duxer Bahn, die eine ſogenannte Sackbahn war, indem ſie von Prag über Dux in den Sack der Gründer ging. Sie begann bald nach ihrer Geburt zu kränkeln, und die rhachitiſche kleine Eiſenbahn mußte ſich daher jener Roßcur unterziehen, die in der ſchonungsvollen Bankiersſprache „Sanirung“ genannt wird. Dieſes edle therapeutiſche Ziel wurde durch ein Heftpflaſter erreicht, nämlich durch die Vereinigung mit der kerngeſunden Dux-Bodenbacher Bahn. Da nun aber in Folge der hohen Apotheker-Rechnung zu beſorgen ſteht, daß die Actionäre beider Bahnen ihr ganzes Geld verlieren, und ſo die Verwaltungsräthe ihrer natürlichen Verſorger beraubt werden könnten, ſo

hat man an den Staat das Verlangen gerichtet, er möge die Dux-Siameſiſchen Zwillinge adoptiren und deren Locomotive an ſeinem Buſen wärmen.

Der Handelsminiſter, der ſich für die Verſtaatlichung dieſer Bahn ſchon vorher in hohem Grade intereſſirt hatte, weihte leider in ſeine verkehrspolitiſchen Pläne einen Mann, Namens Klier, ein, der ſich eines ſolchen auf gegenſeitige Achtung gegründeten Verhältniſſes nicht würdig zeigte, indem er ſich von den Beſtechungs-Technikern der Bahnunternehmung für ſeine Vermittlerrolle zwiſchen dieſer und dem Miniſter durch eine Summe von „enormer Höhe" entlohnen ließ. Glücklicherweiſe aber wurde dieſer Mittelsmann, ehe er dem Unternehmen noch weitere Male bezüglich der Ertragsfähigkeit desſelben auf den Zahn fühlen konnte, von der ſühnenden Gerechtigkeit erreicht, da er ſpäter bei dem Verſuche, auch das Vertrauen einiger Hausknechte zu mißbrauchen, die er angeblich in ſeine Dienſte nehmen wollte und um die verlangten Cautionen prellte, von dem Gerichte zu einer mehrjährigen Kerkerſtrafe verurtheilt wurde und ſo gewiſſermaßen ſelbſt, noch vor der Prag-Duxer Bahn, in die Regie des Staates überging.

Es wurden in dem Abgeordnetenhauſe für Klier ſehr beſchämende Briefe vorgeleſen, da aus denſelben hervorging, wie nahe er dem Miniſter ſtand und wie tief er ſeither geſunken iſt, der gegenwärtige Kerkerſträfling. Mit heiterem Staunen vernahm man, wie in dieſer geſchäftlichen Correſpondenz Klier's mit mehreren Financiers Herr v. Pino nicht mit ſeinem wirklichen

Namen, ſondern entweder aus Scherz oder aus Zartgefühl mit den Pſeudonymen „Exenhofer“ und „Alfred“ bezeichnet wird. Nachdem man aber deſſen klägliche Vertheidigungsrede im Hauſe gehört hatte, war man ſelbſt verſucht, ihm ſtatt ſeines wirklichen Prädicates „v. Friedenthal“ das pſeudonyme „v. Jammerthal“ beizulegen. Der Miniſter führte zu ſeiner Rechtfertigung an, daß er ſich keiner Menſchenkenntniß erfreue, für die er ja in der That kein Porteſeuille beſitzt, daß er ein zu „weiches Gemüth“ habe und daher „manchen Menſchen, den er hätte hinauswerfen ſollen, nicht hinausgeworfen habe“. Es wäre nur zu wünſchen, daß der Handelsminiſter in Anbetracht der Weichheit ſeines Gemüthes, die ihn davon abhält, ihm naheſtehende Perſönlichkeiten zur Thür hinauszuwerfen, für eine ſolche Thätigkeit die von Klier geprellten Hausknechte engagiren würde, um ſie ſo für ihre bei ſeinem Vertrauten erlittenen Verluſte zu entſchädigen. Eine triftigere Entſchuldigung für den angegriffenen Miniſter machte der Abgeordnete Dr. Magg geltend, der darauf hinwies, daß zwei andere hervorragende Mitglieder des Cabinets, der Miniſterpräſident Graf Taaffe und der Finanzminiſter Dunajewski, ebenſo an Gemüthserweichung litten, wie ihr College, indem auch Männer, die ihnen näher ſtanden und die ſie gleichfalls nicht hinauswarfen, gegenwärtig in Banden ſchmachten, wie Klier, die Schwindler Neminar und Bontoux. Es wäre recht hübſch, wenn die drei Freunde der drei Miniſter, nachdem ſie ihre Freiheit wiedererlangt haben werden, ein kleines Conſortium bilden und eine Bahn, wenn auch nur eine

Secundärbahn, bauen würden für den Criminalverkehr mit — Stein.*)

Da der Abgeordnete Dr. Steinwender, dem wir den ganzen Einblick in das Gemüthsleben unſeres Handelsminiſters verdanken, auch gegen die „Strohmänner" geeifert hatte, die durch ihre Abſtimmung in der General-Verſammlung die Vereinigung der blühenden Dux-Bodenbacher Bahn mit der dahinwelkenden Prag-Duxer Bahn bewirkt hatten, ſtürzte ſich die Regierungspreſſe mit Ingrimm auf die armen Strohmänner und verlangte für ſolche die ſtrengſten Strafbeſtimmungen. Wenn der Fuchs von den Flöhen zu ſehr gepeinigt wird, ſo nimmt er ein Bündel Stroh in das Maul, geht damit in das Waſſer, und wenn die Flöhe dann auf das trockene Stroh hüpfen, läßt er dieſes fallen und lacht ſeine Quäler aus. So nehmen auch die Officiöſen, da ihnen das Waſſer ſchon bis an den Hals reicht, die Strohmänner ins Maul, damit die Oppoſition ſich auf dieſe ſtürze, und wenn dies geſchieht, laſſen ſie jene ganz einfach fallen.

Wir wiſſen es ja ſchon lange, daß in dieſer Welt des Scheines, um nicht zu ſagen des Betruges, der Strohmann eine höchſt wichtige Rolle ſpielt. Man denkt nicht an ihn und ſpricht von ihm nicht, und wenn nicht hin und wieder bei großen Bank- und Eiſenbahnſcandalen die Verdienſte, die ſich der Strohmann um die Geſammtheit erwirbt, beſprochen würden, ſo wüßten wir nichts von dieſem beſcheidenen, unter uns wandelnden Wohlthäter der Menſchheit. Kommt Einer dem Menſchen-

*) Eines unſerer angeſehenſten Gefängniſſe.

Ideal näher als der Strohmann? Während der Actionär die General-Verſammlung, die über ſein Wohl und Wehe entſcheiden ſoll, ſchwänzt, macht der Strohmann, der arme Teufel, den die Sache gar nichts angeht, der keine einzige Actie beſitzt, der niemals in ſeinem Leben auf eine Dividende zu rechnen hat, die Verſammlung beſchlußfähig und haucht das „Ja", das den ſchweren Alp von der Bruſt des Verwaltungsrathes wegbläſt. Wir haben es vor Jahren bei dem berühmten Proceſſe gegen den Eiſenbahn-Director Ofenheim im Gerichtsſaale gehört, wie das ganze Getriebe der Actiengeſellſchaften ohne den Strohmann ſtocken würde, — die Schlote müßten aufhören zu dampfen, die Mühlen zu klappern, die Locomotiven zu keuchen. Und ſeinem Verdienſte wird mit Undank gelohnt. Während er regelmäßig dem müßigen Verwaltungsrathe für deſſen Mühewaltung dankt, iſt es noch nie einem Vorſitzenden eingefallen, den Strohmännern für ihre Opfer an Zeit und Mühe den Dank des Verwaltungsrathes auszudrücken; er übergeht die Verdienſte derſelben mit Stillſchweigen, und wir erfahren hievon erſt in den leider ſo ſeltenen Fällen, in denen die Herren Verwaltungsräthe auf der Anklagebank ſitzen.

Und iſt es denn in dem ſeriöſen wirklichen Theater anders als in dem Kaſperl-Theater des wirthſchaftlichen Lebens, als in der Kreuzer-Komödie einer General-Verſammlung? Die Stimme einer Sängerin zerreißt ſein Ohr, aber in ſeiner Selbſtloſigkeit ſchreit der Strohmann: Da capo! Eine neue Trompeten-Oper würde durchfallen, wenn nicht der Strohmann da wäre, der ſich aufopfert, indem er bei den langweiligen Stellen, bei denen

ſelbſt Frauen mit häßlichen Zähnen das Gähnen nicht unterdrücken können, enthuſiaſtiſch klatſcht, und während bei einem Trauerſpiele die egoiſtiſchen Zuſchauer ſchon längſt nach dem Winterrocke geeilt ſind und an das Nachtmahl denken, wird er noch immer nicht müde, den Autor herauszurufen, der hingebungsvolle Strohmann, obzwar er ſich ebenſo gelangweilt hat wie du, erbärmlicher Genußmenſch! Stünde nicht die lateiniſche Sprache gegenwärtig, da man damit umgeht, dieſen ererbten claſſiſchen Uebelſtand abzuſchaffen, in ſolcher Mißachtung, ich würde mit dem Dichter rufen: Sic vos non vobis!

Soll ich auch noch von den Strohmännern der Miniſter ſprechen? Nein.

Die ſlaviſch-clericale Majorität unſeres Abgeordnetenhauſes hat ſich nicht um die ſchweren Anklagen gegen den Miniſter gekümmert; ſie hat ihm, der ſelbſt mit ſeinem Vertrauen zu Unwürdigen ſo wenig ſparte, ihr Vertrauen votirt und die Eiſenbahnvorlage angenommen. Und auch Jene haben zugeſtimmt, die ſo oft den ſittlichen Ernſt gepredigt und nicht den Millionären, ſondern den Armen, die ſich um das Stück Brod zum Leben ängſtigen, den Werth der ehrlichen Arbeit angeprieſen haben. Ehrliche Arbeit, — woher nehmen und nicht ſtehlen? Tragt eure ſo reich mit Butter beladenen Häupter ja nicht mehr in der Sonne ſpazieren! Doch auch auf die Sonne iſt nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen, denn ſie bringt in unſerer Zeit manche ſo ſonderbare Unſchuld an den Tag, daß ich fürchte, ſie wird ſelbſt noch, wenn ſie ſo fortfährt, in ein ſehr ſchiefes Licht gerathen.

Faſtenzeit. — Errungenſchaften der Antiſemiten. — Die Urdeutſchen Mödlings. — Aus dem Künſtlerhauſe.

21. März 1886.

Die Zeit des tollen Uebermuthes iſt vorüber, und der ſchönen Dame, die dir nach langem Zögern ein Stelldichein auf der Redoute gewährt hat, iſt der düſtere Faſtenprediger gefolgt, der dir ohne weitere Umſtände ein Rendezvous im Fegfeuer verſpricht. Der ſparſame Familienvater reibt ſich vergnügt die Hände, daß endlich die Zeit gekommen iſt, da die Entbehrung zur Pflicht wird, und der Fromme, dem der Fleiſchgenuß unterſagt iſt, wendet nunmehr ſeine volle Aufmerkſamkeit dem ſtillen Walten der „Mehlſpeisköchin" zu. Reuig kehrt der ungerathene Sohn, der ſich jede Nacht auf einen andern Maskenball verirrt hat, in die Arme des alten Vaters Morpheus zurück, und nur der unerſättliche Genußmenſch geht der Gelegenheit zur Einkehr in ſich ſelbſt mit ihren zweifelhaften Ergebniſſen vorſichtig aus dem Wege.

Die Faſtenzeit iſt gekommen auch für den Chroniſten, der den heiteren Vorfällen des Lebens nachſpürt, denn die Ereigniſſe waren, wenn man ihm geſtatten will, den beſchränkten Vorrath ſeiner Bilder durch das Faſten-Menu zu bereichern, der reinſte Spinat mit Eiern, die

ausgesprochensten Nudeln mit Gries, der absolute Stockfisch mit Kraut. Allerdings hat der Handelsminister Baron Pino sein Portefeuille niedergelegt, aber ein Ministerwechsel in unserem Staate, in dem ein Minister den andern jagt, bietet dem in dieser Beziehung verwöhnten Steuerzahler keine Abwechslung mehr. Der nunmehrige Ex, wie ihn der ahnungsvolle Klier in seinen Briefen nannte, ist auf seine Besitzung in Kärnten abgereist, um sich, frei von allen Amtssorgen und Parlamentsqualen, an dem ewig heiteren blauen Bogen zu erfreuen. Während aber der Handelsminister ungeachtet seiner „patriotischen Hingebung" nicht in der sonst üblichen Weise ausgezeichnet wurde, hat in dieser Woche ein Handelsmann für seine patriotische Hingebung oder, wie Eingeweihte versichern, Hergebung, von der Regierung den Adelsstand erhalten und ist durch sie ein bereits adeliger Bankierssohn für eine Hingebung von gleich hohem Betrage „Comthur" geworden, ein Titel, der noch besser klänge, wenn er nicht zu sehr an „Comptoir" erinnerte.

Die Fastenzeit ist auch dem Abgeordnetenhause als der geeignete Zeitpunkt erschienen, um sich mit dem Lose der Beamten zu beschäftigen, die keinen Aschermittwoch brauchen, um das erhebende Gefühl der Entsagung kennen zu lernen, da sie durch ihr Anstellungsdecret das Recht auf lebenslängliche Nichtbefriedigung ihres Appetits schriftlich in der Hand haben. Der Abgeordnete Dr. Jaques beantragte nämlich, daß das executionsfreie Minimum, in dessen Genusse die Staatsbeamten schon seit Längerem schwelgen, auch verschuldeten Privatbeamten

gewährt werde. Da er bei dieſer Gelegenheit den Antiſemitismus bei den Haaren in die Debatte hineingezogen hatte, um ihn beim Schopfe faſſen zu können, bekämpfte ihn der Semitophage Fiegl. Obwohl ſich nach der Behauptung dieſes Parlament-Ariers unter den Antiſemiten nicht nur „Mörder und Räuber, ſondern auch national fühlende Männer“ befinden, unterdrückte er doch ſelbſt ſein nationales Fühlen und verſagte es ſich, den Gegner mit der in ſeiner tiroliſchen Heimat beliebten Anſprache: „Soakriſcher Schwanz!“ zu begrüßen. Herr Fiegl ſprach wohl von den bedeutenden Leiſtungen der Antiſemiten in Oeſterreich; aber die Welt weiß von deren Wirkſamkeit nichts, als daß ſie das Abgeordnetenhaus mit einigen pathetiſchen Schwätzern bereichert, daß ſie die Bürgerſchaft zu entzweien und den Deutſchen Schulverein zu ſprengen verſucht, und daß antiſemitiſche Studenten Heine als commentwidrigen Dichter aus der deutſchen Literatur hinauszuwerfen ſich bemüht haben. Außer dieſen Schöpfungen auf politiſchem, ſocialem, nationalem und literariſchem Gebiete iſt uns nichts bekannt, das auf ihrem ſonſt ſo productiven Miſte gewachſen wäre.

Alle Menſchen ſind gleich, vorausgeſetzt, daß ſie vorſchriftsmäßig geimpft ſind, freilich nicht alle in ſo frappanter Weiſe wie Tiroler und Chineſen. Das Landl, wie die Tiroler ihr Land nennen, hat zwar manches Talentl, aber Herr Fiegl iſt kein ſolches, und die Tiroler ſcheinen dies auch eingeſehen zu haben, indem ſie ihn niemals in den Reichsrath wählten. Wir verdanken dieſen Abgeordneten dem Wahlbezirke Mödling bei Wien, der

erſt vor Kurzem die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt hat, indem die dortige Ortsgruppe des Deutſchen Schulvereins in einem höchſt anmaßenden Schreiben dem verdienſtvollen Leiter des Vereins, der ſich erlaubt hatte, auf ſtrenge Einhaltung der Statuten zu dringen, einen Verweis ertheilte und ihr Mißtrauen zu erkennen gab; eine Kundgebung, die leider erkennen ließ, daß auch Kleinſtädter hin und wieder vom Größenwahne befallen werden. Das groteske Schriftſtück war in dem Stile des ſeligen Schulmeiſters Bacherl gehalten, der ſich „der Teutſchen Teutſcheſter" nannte und den ich gerne erwähne, weil ich glaube, daß er in unſerer Zeit, in der ſeine verrückten Ideen ſich immer mehr Bahn brechen, bereits im höchſten Grade reif für eine kleine „Rettung" wäre. Unterzeichnet, oder, um den deutſchen Schulmännern Mödlings nicht Unrecht zu thun, „unterfertigt" war die Humoreske von dem Abgeordneten Fiegl und einigen anderen Urdeutſchen Mödlings, von denen unſchuldigerweiſe zwei einen urböhmiſchen Namen führen.

Ebenſowenig Abwechslung wie das geſellſchaftliche Leben und die Politik bietet in dieſer Faſtenzeit die Kunſt. Die eben eröffnete Jahresausſtellung im Künſtlerhauſe erinnert uns an die Wirthin, die einem Gaſte, der ſie fragte, ob man bei ihr Table d'hôte ſpeiſe, erwiderte: „Es gibt nur Kälbernes, Sie können es aber Table d'hôte ſpeiſen, wenn Sie wollen." Die Jahresausſtellung bietet uns eine ſolche wenig abwechslungsreiche Table d'hôte, zwar viele Gänge, aber auch viel Kälbernes. Von den wenigen trefflichen Bildern will ich nur die Porträts Benczur's erwähnen. Er hat drei

ungariſche Grafen gemalt, darunter den Grafen Andraſſy, den ehemaligen Miniſter, deſſen Perſönlichkeit allen Wienern bekannt iſt. Der Graf iſt kein junger Mann mehr, er befindet ſich in jenem Alter, in dem Haar und Bart ſchon anfangen, ſchwarz gefärbt zu werden. Der intereſſante Kopf, der aus der hummernrothen Uniform herausſchaut, iſt zum Sprechen getroffen, und die Beine in den engen Hoſen ſind von einer Naturwahrheit — wie ausgeſtopft!

Weniger anregend iſt ein Porträt des ausgezeichneten Architekten Baron Haſenauer. Der Architekt hat einen Scheitel, den, wie Schiller in ſeinem „Liede an die Freude" ſagt, „die Mode ſtreng getheilt", ja es iſt ſogar zu beſorgen, daß das Haar gebrannt iſt, und man wendet ſich mit wehmüthigen Gefühlen von der eleganten Brandſtätte ab.

Eine Venus Urania von Griepenkerl gibt ſich alle mögliche Mühe, antik auszuſehen; es gelingt ihr aber nicht. Dieſe Göttin wäre höchſtens nach dem Geſchmacke des engliſchen Königs Georg, der die Frauen liebte: blond, dick und in den Vierzigern.

197: „Nymphenraub." Arme Räuber!

305: „Ganz der Papa." Der Säugling kann noch immer von Glück ſagen, daß er nicht ganz die Mama iſt.

273: „Mädchen mit Taube." Eine nackte Dame mit einer Hinteranſicht, von vorne geſehen.

608: „Römiſches Kaiſermal." Iſt es vielleicht hiſtoriſch, daß, wie wir aus dieſem Bilde entnehmen können, bei den Malzeiten der römiſchen Kaiſer keine Speiſen auf den Tiſch kamen, und daß daher der Bevor-

zugte, der zu dieſen Diners geladen war, nichts zu eſſen bekam? Ich weiß es nicht, ich bin kein Geſchichtsforſcher.

562: Eine Marmorſtatue „Die Geſinnungstreue.“ Leicht und veränderlich ſind alle Frauen, heißt es in der Oper, daher hat der Künſtler die Geſinnungstreue als einen Mann dargeſtellt, ſplitternackt mit Helm und Schwert. Es iſt begreiflich, wenn ein geſinnungstreuer Mann keine Orden trägt, aber warum ſollte er nicht eine Schwimmhoſe tragen dürfen?

359: Das Porträt eines bekannten Dichters, der in einer Frühlingslandſchaft auf einer Bank ſitzt. Die Natur, die eben erſt erwacht iſt, wird ſich dieſes Zuſtandes nicht lange erfreuen, denn der grauſame Lyriker lieſt ihr aus einem Büchlein ſeine Gedichte vor.

634: Die Porträtbüſte Stettenheim's, des Redacteurs des Berliner Witzblattes „Wespen“. Der witzige Kopf blickt außerordentlich ernſt, — es ſcheint kein Spaß zu ſein, immerfort Spaß zu machen.

Neuer Frühling und alte Liebhaberinnen. — Eine Frauen-Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines und die Walpurgisnacht. — Die Cholera. — Dr. Gregr und die czechische Sprache.

18. April 1886.

Die Wiesen grünen, die Bäume schlagen aus, und die ganze Welt wird wieder jung, mit Ausnahme einiger in der Entwicklung doch bereits zu weit vorgeschrittener jugendlicher Liebhaberinnen. Gläubig hat die Frühlingsprimel ihren Busen den ersten Sonnenstrahlen geöffnet, und ihrem Beispiele folgt die üppige haunakische Amme, die den schüchternen Versuch wagt, ihrem nahrhaften Berufe auf einer Bank im Freien zu obliegen.

Der Mensch fühlt sich in seinen vier Wänden beklommen, und in Ermanglung jedes andern Schöpfungsdranges schöpft er wenigstens frische Luft. Die Ringstraße ist von Spaziergängern überfüllt, denn Dank dem schlechten Geschäftsgange ist es noch immer gewinnbringender, herumzuspazieren, als seinen Geschäften nachzugehen. Die Stutzer, diese Lazzaroni der guten Gesellschaft, tragen die neuesten Frühjahrsmoden zur Schau und beäugeln die geputzten Spaziergängerinnen, deren Reize freilich oft nichts sind, als Credite im Hauptbuche ihrer Schneider. Die Unerfahrenen glauben oft, daß man sich in dieser eleganten Welt mörderisch

langweilt; indeſſen unterhält man ſich dort gottvoll, denn der Eine weiß immer etwas Pikantes von dem Anderen. Während dieſe in dem vornehmen Theile des Ringes ſich ergehen, hüpft der jugendliche Börſen-Galopin auf dem Schottenringe umher, um die Kunde von der allgemeinen „Beliebtheit" in die „flaueſten" Kreiſe zu tragen, und nur manchmal wandelt, in der Menge verloren, ein ſtiller Träumer, der ſeine Luftſchlöſſer baut im gothiſchen, Renaiſſance- oder Barockſtile.

Kommſt du auch wieder, Nachtigall? Haſt du deine Liebeslyrik noch immer nicht an den Nagel gehängt, und hoffſt du noch immer, Hörer zu finden, die deinen melodiſchen Variationen lauſchen über das ſo alte Herzensthema?

Auch in dem Stadtparke beginnt es zu knospen, die Vögel zwitſchern und die Kinder jauchzen, und nur der ſelige Bürgermeiſter, der arme Zelinka, ſchneidet ein Geſicht, als hätte er Hunyadi-Laszlo-Bitterwaſſer getrunken und könnte doch nicht herunter von dem Poſtamente, an das ihn der grauſame Bildhauer gefeſſelt für alle Zeiten. Unſer Schubert aber iſt dort aus dem winterlichen Bretterſarge auferſtanden, melodiſcher Gedanken voll hat er wieder die Feder ergriffen, über ſeinem Haupte kreiſen die Amſeln, ſie blicken neugierig in das Notenheft, das in ſeinem Schoße liegt, und fliegen auf den nächſten Baum, um ſelbſt zu trillern. Viele zieht es jetzt, da auch der große Durſt zu den intereſſanten Natur-Erſcheinungen gehört, mit unwiderſtehlicher Gewalt in den Prater, Andere ſehnen ſich nach dem ſtillen Wirthshausweben der Wälder, die unſere

Stadt umgeben, und den lieblichſten Waldvögelein, den Backhendeln; der Gemüthsmenſch aber wandert nach Schönbrunn, um nach ſo langer Trennung den Elephanten wiederzuſehen und die alten, auf gegenſeitiger Achtung gegründeten Beziehungen zu erneuern.

Da der Frühling gekommen iſt, macht ſich auch ſchon der Einfluß der herannahenden Walpurgisnacht geltend, denn die ältlichen Damen, die ſich nach dem verliebten Rendezvous auf den Blocksberg ſehnen, beginnen ſchon in hohem Grade aufgeregt zu werden. Die Frauen-Ortsgruppe des Deutſchen Schulvereins in der Alſervorſtadt mußte bereits, wie wir aus dem jüngſten, von der Centralleitung herausgegebenen Berichte entnehmen, wegen der Keifereien mehrerer, bis auf die Tournüre und ähnliche Toilette-Gegenſtände „unverfälſchter deutſcher“ Theilnehmerinnen, die einander in die Chignons zu fahren und ſo das Eigenthum dritter Perſonen zu beſchädigen drohten, aufgelöſt werden. Einige dieſer neckiſchen weiblichen Kobolde des neunten Bezirkes haben um ihre Aufnahme in die Frauen-Ortsgruppe der Vorſtadt Wieden angeſucht, um dort ihre tumultuariſchen Sabbathe fortzuſetzen, und werden nächſtens ihren Umzug aus dem neunten in den vierten Bezirk vielleicht mittelſt Beſen bewerkſtelligen, eines Transportmittels, das vor der, leider auch den Jüdinnen zugänglichen, Tramway gewiß den Vorzug verdient. Selbſt in der lieblichen Hauptſtadt der grünen Steiermark ſollte, den Zeitungsberichten zufolge, ein höchſt bedenklicher Fall antiſemitiſcher Wuthkrankheit vorgekommen ſein. Man konnte ſich, da dieſe ſonſt ſo reich geſegnete Provinz

nach der letzten Volkszählung mit nicht mehr als 1782 Juden bedacht erſcheint, den ſonderbaren Vorfall nur durch die Annahme erklären, daß frivole Antiſemiten das Gerücht verbreitet hätten, ſämmtliche Juden in Oeſterreich würden unter Anerkennung ihrer langjährigen und unermüdlichen Wirkſamkeit penſionirt werden, ſo daß Graz, der Stadt der Penſioniſten, die Gefahr drohte, der Verjudung rettungslos anheimzufallen. Doch beruhte die Nachricht von einer antiſemitiſchen Kundgebung des Landeshauptmannes von Steiermark auf einem Mißverſtändniſſe.

Glücklicherweiſe iſt unſer Vaterland bisher von einer andern Krankheit verſchont geblieben, der Cholera, die in Italien unter beängſtigenden Umſtänden auftritt. Doch die Cholera iſt ein unliebſames Thema, ſie hat ſich auch niemals Freunde zu machen gewußt, denn ſie ſchließt ſich keiner Partei an, hat kein Programm und gehört zu den „Wilden“. Wenn ſie wenigſtens gemäßigt liberal wäre und zum Schrecken aller Feinde der guten Sache als Viehſeuche aufträte!

Auch auf das Abgeordnetenhaus hat der beginnende Frühling ſeine zauberiſche Wirkung geübt, und die raſchere Blutcirculation äußerte ſich während der Budget-Debatte in einer wirklich verſchwenderiſchen Mannigfaltigkeit von Beleidigungen. Aber ſo wie es Kranke gibt, die nur jenem Arzte ihr Zutrauen ſchenken, deſſen Unhöflichkeit allgemein anerkannt iſt, ſo glauben auch Viele, den Abgeordneten, der für das Intereſſe des Volkes eintrete, erkenne man vor Allem an der Grobheit, über die er verfügt, und ſie ſind mißtrauiſch gegen

die höflichen Umgangsformen, die bald nur mehr bei dem Drillen von Recruten ihre Berechtigung haben werden. Der czechiſche Abgeordnete Dr. Gregr namentlich war ſo heftig in ſeinen Angriffen auf die Deutſchen Böhmens, als wenn er bereits den weißen Krönungsſchimmel vom Hradſchin herunterwiehern gehört hätte. Im Rechte ſchien er uns nur zu ſein, als er ſeinem Unmuthe darüber Luft machte, daß die Bewohner des deutſchen Theiles von Böhmen vor der Erlernung des Czechiſchen zurückſchrecken, und die Vortheile dieſes Studiums anpries. Denn es läßt ſich nicht begreifen, warum die Deutſchen nicht beſtrebt ſind, ſich in ihrer gedrückten Stimmung durch die Conjugation czechiſcher Zeitwörter ein bischen zu erheitern, und eine Sprache ſich anzueignen verſchmähen, deren praktiſcher Werth für Jeden, der die Sommerfriſche in Czaslau zu genießen vorhat, nicht geleugnet werden kann.

Bei der Berſerkerwuth, die im Hauſe herrſchte, konnte es Niemanden Wunder nehmen, daß die unglückliche Vorlage über den Landſturm „durchgepeitſcht" wurde. Hoffentlich werden aber die aufgeregten Abgeordneten, die jetzt nach Hauſe geſchickt wurden, ſich im Schoße ihrer Familie wieder beſänftigen. Und möchten doch auch die Abgeordneten der äußerſten Linken, die über die Garantie Oeſterreichs für die egyptiſche Staatsſchuld ſprachen, die Gemüthsruhe finden, um ſich wenigſtens mit den bekannteſten Ereigniſſen der Gegenwart ein wenig vertraut zu machen, denn die Unkenntniß, die ſie in Betreff Egyptens an den Tag legten, war wirklich pyramidal!

Verfrühte Hundstage. — Seeliſche Unfallsverſicherung. — Allmutter Germania. — Vortheile eines auf Engagement abzielenden Miniſtergaſtſpieles.

30. Mai 1886.

Nach der Bärenkälte in der erſten Hälfte des Wonnemonats, die uns ſtatt duftiger Fliederbüſche ein üppiges Aufblühen der Flanell-Induſtrie zu verſprechen ſchien, ſind wir in der zweiten Hälfte des Mai von einer ſo tropiſchen Hitze heimgeſucht worden, daß die Aſtronomen bereits der Vermuthung Raum gaben, die Sonne habe in ihrer immer zunehmenden Zerſtreutheit den Aequator mit der Mariahilfer Linie verwechſelt.

Man darf wohl unter derartigen Verhältniſſen mit großer Spannung dem Sommer entgegenſehen, denn um hinter einem ſolchen heißen Frühling nicht zurückzuſtehen, bleibt ihm nichts übrig, als einige Krokodile im Communalbade gaſtiren und die Kinder der ſommerlichen Generation als Mohren auf die Welt kommen zu laſſen.

Die Hunde haben auch früher als ſonſt ihre ſchöne Beſonnenheit verloren und ſind bereits in mehreren der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder wüthend geworden; ja, die Prager „Politik" hat gar nach dem Ritter v. Schmerling geſchnappt, und obwohl

es nach einem ſolchen Anfalle vielleicht vorſichtig geweſen wäre, ihn von dem Dr. Paſteur in Paris unterſuchen zu laſſen, den verrückten Wunſch ausgeſprochen, derſelbe möge in Disciplinar-Unterſuchung gezogen werden. Auch das Abgeordnetenhaus wurde durch einen Hund beunruhigt, und die erregte Debatte, zu der er Anlaß gab, war eine hohe Auszeichnung, die er, wie ſo Viele, nur ſeiner Schnauze verdankte, denn das Gericht hatte die Auslieferung eines Abgeordneten verlangt, deſſen Hund ohne Maulkorb herumgelaufen war.

Doch hat ſich das Parlament auch mit dem traurigen Looſe der Arbeiter, obzwar denſelben längſt ein Maulkorb umgehängt iſt, beſchäftigt. Unſere Regierung, die es ja überhaupt liebt, die Abſchnitzel der Bismarck'ſchen Politik aufzuleſen, hat auch den Verſuch gemacht, aus den Spänen, die dem Hobel dieſes Staatsmannes entfallen ſind, ihr neues ſociales Nothgebäude aufzuführen. Das Unfallverſicherungs-Geſetz hat daher gar keine Rückſicht darauf genommen, daß Oeſterreich ein Agriculturſtaat und die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter in der Landwirthſchaft beſchäftigt iſt, und daß daher nicht nur der Acker und das Vieh, ſondern auch der Arbeiter, der jenen beſtellt und dieſes hütet, gegen Unfälle verſichert ſein ſollte. Die Grundbeſitzer auf der Rechten haben jedoch die Ausdehnung der Unfallverſicherung auf die landwirthſchaftlichen Arbeiter erfolgreich abgewehrt, denn ſie begnügen ſich damit, die bäuerliche Seele gegen Unfälle zu verſichern und bei jeder Gelegenheit auf die bedauerlichen Folgen, die ein guter Schulunterricht auf dieſe haben könnte, hinzuweiſen, ein

Verſicherungs-Modus, der auch den Vorzug hat, ihnen nicht die geringſten Koſten zu verurſachen.

Es war durchaus nicht, wie Viele behauptet haben, auffallend, daß die Antiſemiten während der Debatte über dieſe wichtige und ſchwierige Frage ſich in ein tiefes Schweigen hüllten, denn Jeder ſpricht, wie er es verſteht. Nur ein Abgeordneter aus Deutſchböhmen, der zu den Apoſteln des „unverfälſchten" Deutſchthums in ſehr nahen Beziehungen ſtehen ſoll, benützte dieſe Debatte, um in übrigens ſehr warmer Weiſe auch die nationale Sache zur Sprache zu bringen. Da er ſeine Rede mit den Worten ſchloß, daß „das Haus der Allmutter Germania" ihren Söhnen ſtets offen ſtehe, halten wir es nicht für überflüſſig, der verehrten Allmutter zu empfehlen, vor ihren unverfälſchten Söhnen ein wenig auf der Hut zu ſein, da es unter dieſen ſolche geben ſoll, die ihre Mutter nicht ſehr zimperlich behandeln, ſo daß die gute Allmutter Germania ſchließlich Gefahr liefe, aus ihrem Hauſe nach bekannten Muſtern delogirt zu werden.*)

Aus der Körperſchaft, der die Beaufſichtigung unſerer Staatsſchulden obliegt, ſind zwei verdienſtvolle Mitglieder, die Barone Doblhoff und Königswarter, ausgeſchieden.

Der Finanzminiſter war nämlich der Anſicht, daß unſere Staatsſchulden nicht mehr ſo klein ſeien, um noch immer einer Aufſicht zu bedürfen, und er hat ſich daher

*) Anſpielung auf einen für einige Zeit von Staatswegen in Ruheſtand verſetzt geweſenen Antiſemitenhäuptling und Deutſchnationalen.

über die Zudringlichkeit der Commiſſion, die einige von ihm creirte Schulden etwas abfällig beurtheilte, bitter beklagt. Die Mehrheit der Commiſſions-Mitglieder widerrief daher ihr tadelndes Urtheil und behauptete, daß ſie der Schriftführer aus Altersſchwäche mißverſtanden habe, — gewiß ein glänzendes Zeugniß für die wunderbare Elaſticität dieſer ledernen Herren.

Ich will ſchließlich, obwohl ein Miniſter bei uns zu den vorübergehenden Erſcheinungen gehört, die nichts bedeuten, nicht unerwähnt laſſen, daß wir ſtündlich der Ernennung eines neuen Handelsminiſters entgegen zu ſehen haben.

Wenn man bedenkt, daß erſt vor Kurzem Baron Pino über die Klinge oder richtiger über das Staatsruder ſpringen mußte, und daß nunmehr ſein Nachfolger ſich ebenfalls ſprungbereit hält, ſo würde es ſich vielleicht empfehlen, auch Miniſter in derſelben Weiſe, wie dies ſchon jetzt bei jugendlichen Liebhabern und Coloratur-Sängerinnen zu geſchehen pflegt, vorſichtshalber zuerſt gaſtiren zu laſſen, bevor man ſich zu einem fixen Engagement derſelben entſchließt. Die Zeitungen hätten dann auch nicht nöthig, einem gaſtirenden Miniſter einen ganzen Leitartikel zu widmen, ſondern ſie würden ſich begnügen, denſelben mit einer kurzen kritiſchen Notiz abzufertigen, wie etwa: Baron W., der geſtern zum erſtenmale als Handelsminiſter auftrat, wußte mit ſeinem Geſetzentwurfe die Zuhörer nicht zu erwärmen. Die Gewandtheit, mit welcher er die an ihn gerichtete Interpellation nächſtens zu beantworten verſprach, verrieth wohl eine gute Schule, doch ſcheint uns die Begabung

des Gaſtes, welcher bisher Statthaltereirollen in der Provinz mit großem Beifalle geſpielt, für das Rollenfach erſter Miniſter nicht auszureichen.

So würden die Zeitungen Raum, der Staat Geld und die Miniſter ſich eine Blamage erſparen.

Die Königstragödie im Hauſe Wittelsbach und das Kunſtwerk der Zukunft.

13. Juni 1886.

Die entſetzliche, wenn auch längſt vorhergeſehene Kataſtrophe, die über den unglücklichen König von Bayern hereingebrochen iſt, hat überall das tiefſte Mitgefühl hervorgerufen und ſelbſt in unſerem Vaterlande, in dem die Verrücktheiten einander ſo jagen, daß ſie uns vollauf zu beſchäftigen vermöchten, das Intereſſe faſt ausſchließlich in Anſpruch genommen. Der Romantiker auf dem Throne der Wittelsbacher hat dem ſimpeln geſunden Menſchenverſtande weichen müſſen; der „Großmächtigſte", wie er noch zuletzt in der Proclamation des Thronverweſers genannt wurde, iſt, ach! nicht einmal ſeiner Sinne mehr ſo mächtig wie der unterſte ſeiner Unterthanen; der ſchwärmeriſcheſte aller Anhänger Richard Wagner's, deſſen Wähnen niemals Frieden fand, muß ſein Wahnfried in dem traurigen Irrenhauſe ſuchen.

Ich habe dieſen ſo edel veranlagten Monarchen, deſſen Kopf jetzt zu ſchwach geworden iſt, um auch nur eine leichte Krone tragen zu können, in meinem Leben zweimal geſehen: im Sommer des Jahres 1869 in München bei der Generalprobe von Richard Wagner's „Rheingold" und zwölf Jahre ſpäter in Brunnen am

Vierwaldſtätter See auf dem Dampfer, den er gemiethet hatte, um des Nachts ungeſehen von Menſchen und ohne dieſe ſehen zu müſſen, einſame Waſſerfahrten zu unternehmen. Mir war es, als hörte ich auch in dieſer Sommernacht die Nixen des Vierwaldſtätter Sees lachen, wie damals die Rheinnixen, als der ſchlanke königliche Jüngling aus ſeiner Loge ihrem Geſange, in ſchwärmeriſche Träumerei verſunken, lauſchte. Aber das Lachen der Schweizer Waſſerjungfrauen klang ſo ſchneidend, ſo republikaniſch ſchadenfroh, vielleicht nur deßhalb, weil der ſchlanke Jüngling ein dicker Mann geworden war und der Contraſt zwiſchen einem koloſſalen Leibe und mondſüchtiger Romantik ſo leicht eine unverſchämte Heiterkeit herausfordert. An den Ufern des Vierwaldſtätter Sees, in Triebſchen, hatte ja auch der Meiſter gehauſt, als er im Jahre 1865 gezwungen worden war, München zu verlaſſen. Hier hatte ihn der König insgeheim beſucht, und nun ſuchte er die Erinnerungen an jene ſchöne Zeit, in welcher der Dichtercomponiſt den „Ring des Nibelungen" fertig ſchmiedete und die Invaliden der Walhalla zwang, auf ihre alten Tage noch zu ſingen, wieder wachzurufen. Das bayeriſche Volk hatte damals, im Jahre 1865, den unheilvollen Einfluß Wagner's auf den König ahnend, die Entfernung des excentriſchen Mannes aus der Umgebung des Monarchen gefordert; es wollte nicht, daß der junge König in dem Capua der nervenzerrüttenden Zukunftsmuſik erſchlaffe, und daß die Oper auf den Enkel ebenſo verderblich wirke, wie das Ballet auf den Großvater. Allerdings liefen damals auch Gerüchte von komiſcheſter Abenteuerlichkeit in München um, und die

Furcht vor der Verſchwendungsſucht des genialen Muſikers gebar die merkwürdigſten Uebertreibungen. Man ängſtigte ſich, daß es mit den geregelten bayeriſchen Finanzen bald vorüber ſein und der Credit des Landes leiden werde, da Niemand einem Staate Geld borgen würde, der einen Richard Wagner ernähren müſſe und in dem die Schulden des Letzteren Staatsſchulden ſeien; man munkelte, daß die Staatseinnahmen des letzten Jahres auf Atlashöschen und Schlafröcke verbraucht worden ſeien, und behauptete, daß ſich die Auswanderung aus Bayern ſeit der Aufführung von „Triſtan und Iſolde“ ins Maßloſe geſteigert habe. Aber ſo viel iſt doch gewiß, daß die Freundſchaft mit Richard Wagner keineswegs eine Sinecure war, daß dieſe Jedermann, der ſich ihr leichtſinnig hingab, vollauf in Anſpruch nahm, und daß zu beſorgen ſtand, es würden auch den König, der ſchon den Reiz des trauten „Du“ im Verkehr mit dem Freunde gekoſtet hatte, die Sorgen um die unendliche Melodie bald mehr beſchäftigen, als die anderen Regierungsſorgen. Man verlangte, daß der jugendlich ſo hochbegabte Monarch alle Kräfte zuſammenraffe, das Staatsſchiff zu ſteuern, und nicht, wie er es zu thun liebte, als Lohengrin in ſilberner Rüſtung einen Nachen mit einem vorgeſpannten Schwane durch die künſtlich aufgeregten und mit Kupfervitriol blau gefärbten Wogen eines Waſſertümpels lenke, den er ſich unter dem Dache des königlichen Schloſſes in München zur eifrigeren Pflege dieſes romantiſchen Ruderſports hatte anlegen laſſen. Noch nie vorher hat aber ein Schwan in einem königlichen Schloſſe eine ſolche Verwirrung hervorgerufen, mit Ausnahme vielleicht des-

jenigen, der die ſchöne Leda bethörte und ſo den ſpartaniſchen König Tyndareus zum Schwanrei machte. Denn die poetiſche Kupfervitriol-Löſung des Schwanenbaſſins drang durch die proſaiſche Zimmerdecke und verwüſtete die prächtigen Gemächer des Münchener Schloſſes. Der König nahm es ſich ſehr zu Herzen, daß ſeine Schwärmerei für den Dichter-Componiſten, die für ihn ſo verhängnißvoll werden ſollte, von dem Volke nicht getheilt wurde, und daß dieſes den Abſchied des Doppelfürſten der Muſik und Poeſie von München jubelnd begrüßte. Man darf aber, um kein ſtrenges Urtheil über die Bevölkerung zu fällen, nicht vergeſſen, daß zu jener Zeit nur die bevorzugteren Naturen den hohen, dauernden Werth der Zukunftsmuſik und unendlichen Melodie zu würdigen vermochten, und daß kein Einziger in dem größten Componiſten auch den größten Dichter aller Zeiten erkannte, wie dies jetzt ſelbſt den Beſchränkteſten klar iſt. Die buckligen Verſe dieſer Operndichtungen, deren Liebreiz durch eine reiche Sprachſchnitzer-Ornamentik noch bedeutend gehoben wird, die herbe Entſagung, die in dem keuſchen Vermeiden aller Geſchlechtswörter ſich verräth, das neckiſche Geſellſchaftsſpiel der Hauptwörter in dieſen Muſikdramen, die einander fortwährend von ihrem Platze zu verdrängen ſuchen, und die Fürwörter, die bei Wagner Allerweltsfreunde ſind, wahre Kalfakter, die es mit keinem der anweſenden Wörter verderben wollen und ſich daher auf alle beziehen, — dieſer ganze Zauber übte ja ſeine Wirkung erſt allmälig und war zu tiefſinnig, um die Herzen der Leſer und Hörer ſofort im Sturme zu erobern, und erſt heute vermögen wir es, uns dieſem ganzen

wonnigen Sprachduſel innig und voll hinzugeben und die verlangten Opfer des Intellects freudig darzubringen.

Der König mußte auch noch den Schmerz erleben, daß die Stadt München ihm einen Bauplatz auf der Höhe am rechten Ufer der Iſar für die Errichtung eines großen Opernhauſes nach den Angaben Wagner's verweigerte, — einen Bau, der als Zwing-Uri der Zukunftsmuſik weithin ſichtbar hätte ſein ſollen. Er hat jedoch ſeither noch weit größere Bauten aufgeführt, deren Koſtſpieligkeit ihn vielleicht über das Scheitern jenes Planes getröſtet hat. Wer mit unſerer Weſtbahn nach München reiſt, der ſieht aus dem Chiemſee ein rieſiges unvollendetes Schloß aufſteigen, eine ſteinerne Sphinx, die jedem Vorüberfahrenden das Räthſel aufzulöſen gibt, wozu ſie eigentlich da ſei, obwohl ſie Millionen verſchlungen habe, — ein Räthſel, das der Paſſagier-Oedipus ſchon lange vor dem Eintritte der gegenwärtigen Kataſtrophe auflöſte, indem er mit der Hand auf die Stirne deutete.

Rückſichtsvoll unterdrückter Reiſebrief. — Ludwig XIV. in den bayeriſchen Alpen. — Die Cholera, keine Erfindung der Juden und Liberalen. — Die militärfreundliche Börſe.

26. September 1886.

Ich habe in dieſem Sommer den Leſern nichts von meinen Reiſen erzählt, aber da nach den Berechnungen der Statiſtiker jährlich mehr als drei Milliarden Briefe geſchrieben werden, kommt es auf ein paar Reiſebriefe mehr oder weniger auch nicht mehr an, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß man meine Verſäumniß im Weltverkehre nicht beſonders arg verſpürt haben werde. Ich habe übrigens heuer keine neuen Gegenden beſucht, ſondern nur ſolche, die ich ſchon wiederholt beſchrieben habe, das öſterreichiſche und bayeriſche Gebirge. Es iſt dort alles ziemlich unverändert geblieben: das Speiſezimmer in den Gaſthöfen iſt noch immer der Tempel des ewig Kälbernen, und der Wein ſchmeckt an den meiſten Orten nach wie vor wie der ſauerſte Eſſig, ſo daß man ihn ſtets mit der Beſorgniß trinkt, für ſein ganzes Leben lang „marinirt" zu werden. Die norddeutſchen Gäſte, welche die Mehrheit der Beſucher bilden, namentlich in Tirol, erfreuen ſich ihres alten ugolinesken Appetits, ſo daß die Table d'hôte ein wahres Eſſen „omnium contra omnes" iſt. In hohem Grade beru-

higend iſt es jedoch, daß die Zahl der hübſchen Mädchen nicht abgenommen hat; nur iſt leider der Weg zu dieſen Engeln, wie ſeit jeher, mit hölliſchen Schwiegermüttern gepflaſtert.

Ueber die Tiroler neuerdings zu ſchreiben, habe ich ſchon deshalb unterlaſſen, weil Einem ein ſolches Unterfangen von den meiſten Eingeborenen, den Clericalen nämlich, ſehr übelgenommen wird. Wer immer dieſen Verſuch unternommen hat, mußte ſich ſagen laſſen, daß er das tiroliſche Volk nicht kenne und verſtehe, ſo daß man glauben ſollte, die Einwohner gingen wie die türkiſchen Frauen vermummt umher und man könne ihr ſo beliebtes Koſewort „Soakriſcher Schwanz!“ nur mit Zuhilfenahme eines tatariſchen Wörterbuches enträthſeln. Und doch muß man es ſich jetzt ſogar in Camerun gefallen laſſen, daß darüber ſehr viel geſchrieben wird, eine Gegend, die vielleicht nicht ſo viele Schwarze hat wie Tirol, ſich aber, was die Schwierigkeiten für den Beſchreiber betrifft, mit dem Lande der Glaubenseinheit wohl zu meſſen vermag. Wenn aber die Fremden nach der Anſicht der clericalen Preſſe über Tirol nicht zu ſchreiben verſtehen, ſo ſollte doch dieſe ſelbſt es unternehmen, die Kenntniß von Land und Leuten zu vermitteln. Leider aber beſchränkt ſie ſich darauf, immer wieder die freudige Kunde zu verbreiten, daß die Tiroler — was gewiß ſehr rühmlich, aber doch ſchon zu bekannt iſt — „für Gott, Kaiſer und Vaterland“ kämpfen und daß man in den tiroliſchen Wirthshäuſern noch von Kellnerinnen bedient werde, wobei der Patriot nur der Hoffnung Raum geben kann, daß die Erſteren vorkommenden-

falls ſich eines raſcheren Tempo's befleißigen werden, als den Letzteren eigenthümlich zu ſein ſcheint.

Daß aber mit der Zunahme des Verkehrs auch die frühere Sitteneinfalt der Kellnerinnen, die ſonſt den Menſchen nur nach ſeinen Waden beurtheilen, zu ſchwinden beginne, erfuhr ich auf der Fahrt nach dem Chiemſee, den ich, verleitet durch das Beiſpiel der Hunderttauſende, die im heurigen Sommer hinpilgerten, beſuchte, um die ſo ſybaritiſch ausgeſtattete Einſiedelei des verſtorbenen Königs gegen Erlag der ebenfalls ſehr üppigen Taxe von drei Mark zu beſichtigen. Denn ich hörte, wie die Hebe in einer Wirthſchaft, deren Dienſte von einem Gaſte mit einer zu kleinen Münze entlohnt worden waren, murmelte: „So eine Schmutzerei!“ Da der Fremde lächelte, ſo hatte er entweder jenen Ausruf nicht vernommen, oder er war erfreut darüber, für ein ſo raſch vergängliches Geldſtück eine ewige Wahrheit eingetauſcht zu haben.

Die Copie von Verſailles mitten in der erhabenen Alpennatur macht den Eindruck des Grotesken. Wenn man in den glänzenden, mit Gold und Stickereien überladenen Prachträumen weilt, in denen die Thaten und Thätchen Ludwig's XIV. und XV. glorificirt werden, und man ſieht dann durch die Fenſter die hohen tiroliſchen Berge hineinſchauen, dann glaubt man, dieſe ſeien gar keine wirklichen Tiroler, ſondern nur Salontiroler, und ſie trügen vielleicht auch auf ihren kahlen Häuptern gepuderte Allongeperrücken, wenn ſie bei dem petit Lever der Sonne erſchienen, wie die Höflinge, die ſich um das Bett des Roi Soleil verſammelten, wenn er aus dieſem

majeſtätiſch — aufging. Man wird durch die faſt pedantiſche Ausführung einer ſinnloſen Laune verſtimmt. Der Bauſtil widerſpricht der Landſchaft, die Verherrlichung des Verwüſters der Pfalz und Räubers des Elſaß beleidigt das Gefühl des Volkes. Man ſieht einen der prunkvollſten Feſtſäle, die der König nur zu ſeinen einſamen Zimmerpromenaden benützte, man zeigt die Räume für „die Gemächer der Königin", die dem Monarchen, der den Gedanken an eine Ehe längſt aufgegeben hatte, nur zu dem nämlichen Zwecke dienen konnten. Man betritt ein Arbeitszimmer, in dem für alle möglichen Zerſtreuungen geſorgt iſt, und ein goldſtrotzendes Schlafzimmer, in dem gewiß Niemand zu ſchlafen vermöchte. Nur das mit üppigen Malereien ausgeſtattete Badezimmer entſpricht ſeinem Zwecke; aber auch hier, wo ſelbſt ein König nur in hilfloſer Nacktheit erſcheint, träumte der unglückliche Wittelsbacher dem franzöſiſchen Deſpoten den Paradetraum nach: L'état c'est moi! — das Landl bin Ich!

Es iſt eigentlich nur eine kindiſche Neugierde, die durch die Beſichtigung dieſer Gemächer befriedigt wird, und es ſollte daher für deren Beſucher, umgekehrt wie bei den Theatern, die Beſtimmung gelten: Erwachſene zahlen die Hälfte.

Ich beſuchte auch Salzburg und wäre in dieſer herrlichen Stadt, die ſich in jedem Jahre mit neuen Reizen ſchmückt, wohl länger geblieben, — allein der Menſch iſt vom Staube und muß zurückkehren zum Staube, und ſo fuhr ich denn mit dem Eilzuge nach meiner geliebten Vaterſtadt. Hier regte ſich noch gar

kein politiſches Leben, es gab nicht einmal ein neues „Programm", das der Cholera ausgenommen, das allerdings ebenfalls ganz überflüſſig iſt. Denn was ſoll uns das große Sterben, die wir ohnehin nur zu raſchlebig ſind, die wir ſo ſchnell leben, daß man, nachdem die japaniſche Operette „Der Mikado" im Carl-Theater erſt die fünfundzwanzigſte Vorſtellung erlebt hat, ſchon wieder fragt: „Was gibt es Neues?" Es iſt nur überraſchend, daß ſich die Politiker der Cholera nicht zu Parteizwecken bedient haben; die Antiſemiten haben, wenigſtens vorläufig, noch nicht gegen die Juden die Beſchuldigung erhoben, daß unter ihnen die ſtärkſten Zwetſchkeneſſer zu finden ſind, und man hört auch nicht, daß im Reichsrathe der Antrag auf weitere Einſchränkung der Preßfreiheit eingebracht werden ſolle, damit die Liberalen nicht etwa den Verſuch machen, zur Cholera aufzureizen.

Die Cholera hat jedoch, wahrſcheinlich in Folge der fortwährenden Verbeſſerungen der Hinterlader, die jetzt ſchon ein überraſchend befriedigendes Erträgniß an Todten und Verwundeten liefern, viel von dem Schrecken verloren, den ſie ehemals einjagte. Nicht einmal die Börſe wird durch ſie mehr geängſtigt, ſo daß Klio bisher nicht in die Lage kam, eine Panique mit ehernem Griffel in dem Curszettel zu verzeichnen. Es ſcheint beinahe, daß die Börſe überhaupt entſchloſſen iſt, ſich nicht mehr zu fürchten, ja, daß ſie ſogar militäriſchen Neigungen in hervorragender Weiſe zu fröhnen beginnt, denn wir laſen in der heutigen Zeitung, daß die Actien der Waffenfabrik ſehr „beliebt" waren, und wie uns

der Telegraph zu Anfang der Woche mittheilte, ist die Pariser Börse noch weiter gegangen und hat sogar die letzte Militär-Revolte in Madrid angestiftet. Da also die Börse, wie ihre Vorliebe für die Actien der Waffenfabrik verräth, die alte Warnung erfahrener Ziviliſten, daß man nicht mit Schießgewehren ſpielen ſolle, verachtet und ſelbſt kleine lucrative Putſche in Scene ſetzt, ſo ſteht zu befürchten, daß die bisher ſo friedlichen Umgangsformen der Börſenbeſucher durch deren fortwährenden Umgang mit den Waffen einen mehr kriegeriſchen Charakter annehmen werden. Es mag dann in nicht allzu ferner Zeit dahin kommen, daß der in unſerer Armee übliche Gruß: „Tſchau, grüß' dich!" ſich als Börſen-Uſance einbürgern wird, und möglicherweiſe wird durch die „Berittenmachung" der Hauptleute, der wir die andauerndſten parlamentariſchen Debatten verdanken, die Börſe dazu angeregt werden, den „Galopin", der ungeachtet ſeines cavalleriſtiſchen Titels zu beſchwerlichen Fußmärſchen gezwungen iſt, des aufreibenden Infanteriedienſtes zu entheben und ihn in einen berittenen Senſal-Adjutanten umzuwandeln.

Schnupfen im Burgtheater. — Die Poſelariſirung der Literaturgeſchichte. — Traurige Zeiten.

17. October 1886.

Die Sommerfreude iſt vorüber, die ungebraten gebliebenen Sänger der Lüfte jubiliren nicht mehr in den Büſchen, und nur die warme Sonne ſcheint noch manchmal durch das gelbe Laub der Wälder und Gärten. Der Herbſt iſt gekommen, und ſchon mahnt uns die Kunde von den neuen Stücken, die an allen Theatern vorbereitet werden, daß der lange Winterſchlaf bald beginnen werde. Auch auf der Burgtheater-Klinik hat die Saiſon ſchon begonnen, denn die jugendlichen Liebhaber daſelbſt ſind bereits der Reihe nach heiſer geworden. Den Anfang machte Herr Robert, ihm folgte Herr v. Sonnenthal, und nunmehr hat es ſich auch Herr Devrient nicht nehmen laſſen, unpäßlich zu werden. Früher holten ſich die heiratsfähigen Mädchen ihre Bräutigams-Ideale von der Bühne des Hoftheaters und glaubten nur mit einem ins Alltagsleben übergegangenen Robert den Bund fürs Leben ſchließen zu können. Die jungen Damen der Gegenwart aber werden ſich wohl hüten, von ihren Bräutigamen eine Aehnlichkeit mit den Hofſchauſpielern zu verlangen. Sie liefen ja ſonſt Gefahr, daß der Auserwählte, wenn er einmal zu laut

riefe: „Nur einen Kuß noch, Genovefa!" nicht etwa von der wachſamen Mutter gehört, ſondern von einer langwierigen Heiſerkeit befallen werden könnte, die den Unvorſichtigen zwänge, vierzehn Tage das Bett zu hüten und ſchweißtreibende Arzneien zu ſich zu nehmen.

Wir ſind leider noch immer nicht ſo praktiſche Menſchen wie die Engländer, die, wenn ſich die herbſtliche Natur in ihren ſchweren Nebelplaid hüllt, ein Paar waſſerdichter Stiefel anziehen, einen Regenſchirm mit feſtem Stocke nehmen, ſich mit der nothwendigſten Leibwäſche verſehen und dann aufhenken. Wir ſuchen uns noch immer mit Palliativmitteln zu behelfen und gehen mit einer ſolchen Henkerſtimmung ins Theater, und das iſt vielleicht der Grund, weßhalb die Stücke, mit denen die Herbſtſaiſon eröffnet wird, den Zuſchauer ſo ſchwer aufzuheitern vermögen und durchfallen. Im Operntheater iſt die neue Oper „Marfa" von dem Publicum dankend abgelehnt worden, die ein Seitenſtück zum „Poſtillon von Longjumeau" iſt, nur daß ihr Held nicht die Peitſche ſchwingt, ſondern als Leibeigener ſelbſt zu koſten bekommt; im Theater an der Wien iſt die Operette „Der Vice-Admiral" über Bord geworfen worden, und „Maria und Magdalena" von Paul Lindau, das einſt im Stadttheater ſo großen Beifall fand, hat im Burgtheater nur einen trübſeligen Achtungserfolg zu erringen vermocht: man rief den abweſenden Dichter, der anweſende Regiſſeur erſchien, und das Stück verſchwand vom Repertoire.

Die Feinde des Directors Wilbrandt — und er hat in Folge ſeiner großen Sanftmuth ſehr viele —

jubeln bei jedem Mißerfolge einer Première und verkünden überall triumphirend, daß deſſen Stellung erſchüttert ſei. Wir glauben jedoch umſoweniger an ſolche Gerüchte, da als zukünftiger Lenker der Thespis-Droſchke ein wiederholt ausgezeichneter, aber noch immer nicht ausgezeichneter Dichter genannt wird, Herr v. Weilen, der bisher zum Burgtheater nur in entfernten Beziehungen ſtand, indem jedes ſeiner Stücke, nachdem der Verſuch gemacht worden war, es aufzuführen, ſchleunigſt aus dem Repertoire entfernt werden mußte. Allerdings iſt ein ſolcher Fall ſchon ſeit Jahren nicht eingetreten, denn der Dichter umarmt ſchon lange nicht mehr die dramatiſche Muſe; aber wer erinnert ſich nicht der traurigen vergangenen Tage, da jedesmal um die Zeit von Mariä Geburt die Nachricht von einem neuen Trauerſpiele Weilen's in den Zeitungen zu finden war, und ſobald dann die klugen Schwalben ſich auf und davon machten, die Kunde von ſtattgefundenen Leſeproben die friedlichen Bewohner unſerer Stadt erſchreckte?

Herr v. Weilen iſt bekanntlich jetzt bei der Leitung des durch ſeinen hohen und geiſtvollen Protector berühmten Werkes: „Die öſterreichiſche Monarchie in Wort und Bild" betheiligt, und er hat es, ungeachtet der verhältnißmäßig kurzen Zeit des Erſcheinens, ſchon ſehr weit gebracht — bis zum Hofrath! Auch mit dem Inhalte des Werkes kann der Redacteur desſeben ſehr zufrieden ſein, denn er wird in dem Abſchnitte „Die deutſche Literatur in Wien und Niederöſterreich" weit über den Dramatiker Moſenthal erhoben, eine Anſicht, die gewiß kein Sachverſtändiger theilen wird. Der Ge-

ſchichtſchreiber der Literatur des Landes unter der Enns hat überhaupt, wie mir ſcheint, in ſeinem Wohlwollen für die bedauernswertheſten dichteriſchen Begabungen, dem literariſchen Poſel eine zu weitgehende Berückſichtigung zu Theil werden laſſen; doch zweifeln wir, ob die bisher dem deutſchen Leſepublikum unbekannt gebliebenen niederöſterreichiſchen Größen durch die Poſelariſirung der Literatur-Geſchichte viel gewinnen werden, und ſehr viele der genannten Celebritäten werden den ihnen verliehenen Lorbeer auf ihrem Haupte mit einem Sturmbande zu befeſtigen genöthigt ſein, wenn ihnen derſelbe nicht durch widrige Winde entführt werden ſoll.

Auch das politiſche Leben beginnt bereits ſich mächtig zu regen; zwar hat in dem claſſiſchen Lande der Abwechslung, in Spanien, ſchon ſeit drei Wochen keine Revolution ſtattgefunden, dagegen haben die Spritzfahrten, die der General Kaulbars als ruſſiſcher Don Quixote mit dem Sancho Panſlavismus im Gefolge durch Bulgarien unternahm, die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt. Die politiſchen Ereigniſſe im Oſten laſſen uns leider keinen Zweifel darüber, daß wir wieder an dem Vorabende großer Ereigniſſe ſtehen, und der Steuerzahler drückt ängſtlicher als je die Brieftaſche an die opferwillige Bruſt, da er weiß, daß es keine koſtſpieligeren Abende gibt, als ſolche Vorabende. Er ſieht daher ängſtlich der bevorſtehenden Eröffnung der Delegation entgegen, in welcher der Kriegsminiſter das neueſte Repetirgewehr vorlegen, auf die vielen „ſchwarzen Punkte", denen ja jedes Militär-Budget ſein anſehnliches Embonpoint verdankt, aufmerkſam machen und mit Rückſicht

auf die drohende Weltlage jedem Patrioten das größte Mißtrauen ans Herz legen wird. Ach, der öſterreichiſche Staatsbürger befindet ſich unausgeſetzt in einem tragiſchen Conflict, deſſen ſich endlich einmal ein dramatiſcher Dichter erbarmen ſollte; denn während ihm der Kriegsminiſter regelmäßig den genügenden Mangel an Mißtrauen vorwirft, erfüllt den Finanzminiſter immer wieder deſſen gänzlicher Mangel an Vertrauen mit dem tiefſten Bedauern. Doch die Zeiten ſind ohnehin ſo traurig, daß wir über ſo melancholiſche Erſcheinungen der Gegenwart, wie es ein Kriegs- und ein Finanzminiſter ſind, nicht länger mehr ſprechen wollen.

Graf Beuſt.

(Nachruf.)

31. October 1886.

In dieſer Woche iſt auf ſeinem Schloſſe Altenberg Graf Ferdinand Beuſt geſtorben, der berühmteſte öſterreichiſche Staatsmann der letzten zwanzig Jahre: ein Lob, das keine Schmeichelei iſt in einer Zeit, die große Staatsmänner von ganz ungewöhnlicher Kleinheit hervorbringt.

Er wurde nach den bekannten Ereigniſſen des Jahres 1866, wie jetzt von den officiellen Federn die Schlacht von Königgrätz in verſöhnlicher Weiſe genannt wird, Miniſter unſerer auswärtigen Angelegenheiten, denn wir waren ihm für ſeine Hilfeleiſtung während des Krieges zu Dank verpflichtet, und er war für Sachſen unmöglich geworden, nachdem Bismarck deſſen Rücktritt verlangt und mit ihm nicht in Unterhandlungen hatte treten wollen. Man weiß, mit welchem Jubel die Ernennung Beuſt's bei uns begrüßt wurde, und jede ſeiner Eigenſchaften galt in jener Zeit als eine Tugend; er war in Sachſen reactionär, und man hoffte, daß dies für unſere Verhältniſſe noch immer ſehr liberal ſei; er war Proteſtant, und die Feinde des Clerus erwarteten daher, daß er der Herrſchaft desſelben ein Ende machen werde; er war

ſiebenundfünfzig Jahre alt, und dies ſchien ein vielverſprechendes Alter zu ſein, da er, wie die Einen hervorhoben, älter als der bisherige Miniſter, Graf Mensdorff, und, wie die Anderen rühmten, jünger als der frühere Miniſter Graf Rechberg ſei, und endlich war er ein Sachſe, ein Sohn des durch ſeine Fortſchritte in der Strumpfwirkerei bekannten Landes, ſo daß vielleicht Mancher in ſeinem Buſen die ſtille Hoffnung nährte, die Erzeugung von Strümpfen würde nunmehr auch bei uns einen großartigen Aufſchwung nehmen.

Der fremde Staatsmann konnte ſelbſtverſtändlich nicht alle überſpannten Hoffnungen, die in ihn geſetzt wurden, erfüllen, aber es gelang ihm, die Ungarn, die den Schnurrbart nach dem Winde drehen und deren Anſprüche daher nach dem unglücklichen Kriege noch gewachſen waren, zu verſöhnen; der Ausgleich kam zu Stande, und dem vielgeprüften Oeſterreich, das ſich wieder in den intereſſanten Umſtänden einer Neugeſtaltung befand, wurde von dem Storche Beuſt ein neuer Bruder ins Haus gebracht. Insbeſondere war aber das freiſinnige Oeſterreich dem neuen Miniſter zu Dank verpflichtet, denn während wir uns früher mit der magerſten Freiheitsbrühe hatten begnügen müſſen, auf der immer nur „das Auge der Regierung“ ſchwamm, wurden wir nunmehr mit einer ziemlich reichen Speiſekarte politiſcher Freiheiten überraſcht, und wir konnten ſogar, wenn wir wollten, ein ganzes verantwortliches Miniſterium verzehren. Freilich waren die Freiheiten, die auf der Karte ſtanden, nicht immer zu haben, wenn man ſie verlangte, man vertröſtete uns auf die nächſte Zukunft, und es

ging manchmal in unſerm Staate zu, wie in manchem unſerer Gaſthäuſer.

Kellner, ein Glas Bier!

Ich bitte, gleich.

Kellner, ich warte ſchon eine Stunde auf einen Lungenbraten!

Ich bitte, gleich.

So kam es, daß der höfliche und zuvorkommende Miniſter regelmäßig in ſeinen Reden den Mangel an Vertrauen mit tiefer Rührung als eine den Oeſterreichern eigenthümliche Krankheit beklagte, die jedoch glücklicherweiſe das neue Wehrgeſetz, obwohl es dem Freiherrn v. Beuſt ſeine Entſtehung verdankte, nicht unter jenen Gebrechen aufzählte, die vom Militärdienſte befreien. Doch nahm ſich der gewandte Diplomat, der den Haß eines Bismarck ertragen gelernt hatte, die kleinen Anfeindungen nicht ſehr zu Herzen, die ihm ja leider, ſo lange er im Staatsdienſte thätig war, nicht erſpart blieben.

Die Triumphe, die er in Ungarn gefeiert hatte, das ihn nach dem Ausgleiche als eine Art Vicegeſpan der Vorſehung verehrte, verführten ihn dazu, das Ausgleichen als ſeine „Specialität" anzuſehen, ſo daß es ihm verlockend erſchien, ſich mit den czechiſchen Staatsrechts-Hauſirern, die er ehemals der „Landespreisgebung" beſchuldigt hatte, in Unterhandlungen einzulaſſen; und wenig hätte gefehlt, ſo würde auch über Prag, vom Hradſchin herunter, ein ewig heiterer Krönungsſchimmel gewiehert haben. Dagegen lächelte ihm das Glück in der auswärtigen Politik; denn als er ſich im Jahre 1870

beim Beginne des deutſch-franzöſiſchen Krieges auf die Seite Frankreichs neigte, in der Hoffnung, daß ihm die gebratene „Revanche pour Pavie“ in den Mund fliegen würde, ſiegten die deutſchen Truppen gleich anfangs mit ſolcher Raſchheit, daß er Zeit gewann, den Fall reiflicher zu überſchlafen, und dann als weitſichtiger Staatsmann neutral blieb. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß er ſich in demſelben Jahre 1870 ein ſehr großes Verdienſt um unſern Staat durch die Kündigung des Concordats bei der päpſtlichen Curie erworben hatte. Das ganze freiſinnige Oeſterreich jubelte ihm hiefür zu, und nur die heulenden Derwiſche der radicalen Preſſe erhoben ein Zetergeſchrei, ſo daß es ſchien, als wenn nunmehr, nachdem der Ausgleich zwiſchen Dies- und Jenſeits der Leitha endlich zu Stande gekommen war, ſich weit bedenklichere Ausgleichsſchwierigkeiten zwiſchen dem jämmerlichen Diesſeits und dem beſſeren Jenſeits erhoben hätten.

Aber leider ſollte das Staatsruder, mit dem Graf Beuſt nicht nur die ſtürmiſchen Wogen zu theilen, ſondern auch anmuthig herumzuplätſchern verſtand, deſſen Händen bald entfallen, denn ſchon im folgenden Jahre erfolgte die Enthebung des Miniſters von ſeinem Amte „aus Geſundheitsrückſichten“. Ich muß bei dieſer Gelegenheit darauf aufmerkſam machen, daß ſich unſer Conſtitutionalismus in einer ganz eigenthümlichen, von den Staatsrechtslehrern noch nicht beachteten Weiſe entwickelt hat. Während nämlich in den gelobten Ländern des Conſtitutionalismus ein Miniſter gezwungen iſt, ſein Portefeuille niederzulegen, wenn ſeine Vorlagen vom Parlamente als verfehlt be-

zeichnet und Beſchwerden dagegen erhoben werden, ſo wird hiedurch in Oeſterreich die Stellung eines Miniſters nicht im mindeſten erſchüttert. Dagegen aber darf ſich bei uns, was wieder in den anderen conſtitutionellen Staaten als ganz gleichgiltig angeſehen wird, ein Miniſter keinen Diätfehler zu Schulden kommen laſſen, und er kann ſich auch bei den geringſten Verdauungsbeſchwerden nicht länger auf ſeinem Poſten erhalten. Denn man wird immer finden, daß die öſterreichiſchen Miniſter aus Geſundheitsrüchſichten entlaſſen werden, ſo daß wir alſo, was die Regierungsfähigkeit der Räthe der Krone betrifft, uns nicht auf den parlamentariſchen, ſondern auf den hygieniſchen Standpunkt ſtellen. Auch das Leiden, das den Grafen Beuſt zu demiſſioniren zwang, ſchien ganz unbedeutend zu ſein, denn anſtatt ihn nach Meran oder Karlsbad zu ſchicken, entſendete man ihn ins Herrenhaus, das ja bisher unter den Curorten keinen Ruf ſich zu erwerben vermocht hat.

Von nun an widmete ſich Graf Beuſt als Botſchafter in London und ſpäter in Paris ganz der diplomatiſchen Geſchäftigkeit und fand endlich das Vertrauen, das er bei den Oeſterreichern ſo ſchwer vermißt hatte, bei den Pariſerinnen. Erſt im Jahre 1882 trat er in den Ruheſtand und zog ſich auf ſein Schloß Altenberg zurück. Hier machte er lyriſche Gedichte, von denen er auch mehrere veröffentlichte; aber Jene, die ihn perſönlich kannten, lobten die Friſche ſeines Geiſtes.

Das unheimliche Wien und das ſybaritiſche Mödling. — Beunruhigende Nachrichten. — Der ultramontan gewordene Dichter Schaufert.

14. November 1886.

Es vergeht jetzt faſt keine Woche ohne Raub, Einbruch, Halsabſchneiden und die troſtloſeſten Dividenden-Schätzungen. Zu den vielen Aengſten, die das Leben des Großſtädters ohnehin ſo abwechslungsreich geſtalten, iſt jetzt ſeit der Ermordung eines Buchdruckerei-Beſitzers durch einen Vagabunden, dem Jener ein Almoſen verweigert hatte, auch noch die Furcht vor gewaltthätigen Bettlern gekommen. Schon ſeit Langem wird darüber Klage geführt, daß die Straßen des Abends, wenn durch das Anzünden der Gaslaternen das Signal zum allgemeinen Einbrechen der Dunkelheit gegeben wird, von Bettlern überfluthet werden. Und da die beſitzende Claſſe ſich um dieſe Zeit bereits der Beſprechung der wichtigſten Staatsangelegenheiten in den dem öffentlichen Wohle gewidmeten Bierhäuſern der Reſidenz hingibt und von den hochbeſteuerten Schichten der Geſellſchaft nur mehr die Kaſtanienbrater im Freien zu finden ſind, ſieht der furchtſame Wanderer, der aus dem Burgtheater heimkehrt und durch die Betrachtung der jugendlichen Liebhaberinnen ohnehin während des ganzen Abends ge-

ängſtigt wurde, in Jedem, der ihm begegnet, gleich einen Gewohnheits-Actionär der Karl-Ludwigbahn oder ſonſt ein durch regelmäßige Minder-Einnahmen herabgekommenes Individuum.

Mit noch größeren Beſorgniſſen aber müſſen die ſchwachen Angehörigen des ſchönen Geſchlechts, die ſich vielleicht in Folge eines etwas umſtändlicheren Abſchiednehmens von einer Freundin auf der Treppe um einige Stündchen verſpätet haben, unter den gegenwärtigen Pitaval-Verhältniſſen den Heimweg antreten. Es war ja leider ſchon bisher nichts Seltenes, daß junge oder wenigſtens ſchlecht beleuchtete Damen von Zudringlichen auf der Straße beläſtigt wurden, die ihnen mit den zeitraubendſten Liebeswerbungen beſchwerlich fielen. Nunmehr aber laufen unerfahrene weibliche Weſen auch noch Gefahr, wenn ihnen ſolch' unliebſame Paſſageſtörungen begegnen und ſie das verliebte Ungeſtüm ihres übermüthigen Begleiters durch die Worte: „Sprechen Sie mit meiner Mutter, Sie Unverſchämter!" ſanft abzuwehren verſuchen, dieſe mit geheuchelter Beſtürzung die Flucht ergreifen, worauf die Verlaſſenen vor dem häuslichen Toiletteſpiegel angelangt, zu ſpät die traurige Entdeckung machen, daß ihnen ihr durch den täglichen Gebrauch lieb gewordener Chignon mitſammt dem echten ſilbernen Richtſchwert darin entwendet worden ſei. Nur mit Zagen nimmt der gedrückte Steuerzahler des Morgens ſein Schmutzblättchen zur Hand, das ſich über das Hinauswerfen dazu geeigneter Perſönlichkeiten aus den Wirthshäuſern ſtets wohl unterrichtet zeigte und ihm deshalb ſo lieb geworden iſt, ihn jetzt aber nur mehr durch die umſtändliche Beſchreibung

der henkens- und daher illuſtrationswürdigſten Verbrecher zu elektriſiren ſucht. Und wenn er vor 10 Uhr Abends, beflügelten Schrittes, vom Glaſe Wein nach Hauſe eilt, muß er ſeinem Schöpfer danken, wenn er nicht ſelbſt das Opfer eines bettleriſchen Ueberfalles wird und ſo erſt nach der Sperrſtunde nach Hauſe kommt. Selbſt in den Wagen der Straßenbahn fühlt er ſich nicht mehr ſicher, und in jedem neu einſteigenden Fahrgaſte ſieht er einen Bettler-Möros, „den Dolch im Gewande."

Wir müſſen es daher mit freudiger Genugthuung begrüßen, daß die Unternehmung der Dampftramway Hietzing-Perchtoldsdorf in dieſer Beziehung ihre ängſtlichen Paſſagiere zu beruhigen ſucht; denn in dem in ihrem Verlage erſchienenen „Führer" auf jener Strecke wird nach einer ſchwungvollen Beſchreibung der Station Mödling ſchließlich die beſchwichtigende Mittheilung hinzugefügt: „Vorzügliche Gasbeleuchtung, die auch in mondhellen Nächten functionirt, reinliches Straßenpflaſter, gut organiſirte Polizei nebſt einem wohleingerichteten Gemeindekotter vollenden den freundlichen Eindruck des Ganzen."

Alſo gib Dich zur Ruh', bewegt' Gemüth, das auf der Dampftramway nach Mödling fährt; fort mit den ſchwarzen Nachtgedanken, die Dich umdüſtern, denn ſchon winken die Gaslaternen Mödlings, die mit den Strahlen der keuſchen Luna um die Wette „functioniren", ein „reinliches Straßenpflaſter" heilt alle Deine Wunden, eine „gut organiſirte Polizei" wälzt den ſchweren Alp von der Bruſt des Mödlingfahrers, und bei dem „freundlichen Eindrucke", den ein „wohleingerichteter Gemeinde-

kotter“ auf Jeden macht, der ſich den Sinn für das Ideale zu retten gewußt hat, wird das Herz des zerriſſenen Tramway-Paſſagiers mit neuen Hoffnungen für die Zukunft erfüllt. Es iſt allerdings fraglich, ob der Verwöhnte in dieſem wohleingerichteten Gemeindekotter den Comfort anderer behaglicher Clublocalitäten finden wird, da der von der Dampftramway dem Fahrgaſte mitgegebene Führer und liebenswürdige Reiſebegleiter, unter uns geſagt, ſeine Anforderungen an die feineren Genüſſe nicht beſonders hoch zu ſpannen ſcheint.

Denn er theilt unmittelbar vor der Aufzählung der genannten Einrichtungen, die Mödling den Stempel der Vollendung aufdrücken, auch die Zerſtreuungen mit, die in dieſem ſybaritiſchen Städtchen geboten werden, denen aber doch nur beſcheidenere Lebenskünſtler nachzujagen beſtrebt ſein dürften. Er berichtet nämlich: „An Unterhaltungsorten beſitzt Mödling eine Mineralquelle mit Bade-Anſtalt, Curſalon, Theater, Advocaten, Bureaux und zahnärztliche Ateliers.“ Es muß nach unſerer, übrigens unmaßgeblichen, Anſicht ſchon ein ſehr langweiliger, regneriſcher Sonntag-Nachmittag ſein, wenn man ſich nicht mehr anders zu unterhalten weiß, als durch einen Advocaten etwa eine Scheidungsklage gegen ſeine Frau einbringen oder ſich durch einen Zahnarzt einen alten bewährten Stockzahn ausreißen zu laſſen.

Selbſt die unwahrſcheinlichſten Nachrichten finden daher jetzt allgemeinen Glauben, wenn ſie nur recht unangenehm lauten, und daß am vorigen Sonntage von der ſonſt ſo umſichtigen Correſpondenz Hiob verbreitete Gerücht, Kaiſer Wilhelm ſei geſtorben, wurde überall

für wahr gehalten. Glücklicherweiſe fand dasſelbe keine Beſtätigung; ja, es ſtellte ſich in dieſer Woche heraus, daß der Kaiſer von Deutſchland nicht nur nicht geſtorben, ſondern daß im Gegentheile die Infantin Eulalia von Spanien von einem geſunden Knäblein entbunden worden ſei. Vollkommen ungegründet waren auch einige Theaternachrichten, die von müßigen Schwätzern ausgeſtreut worden waren. So hieß es beiſpielsweiſe, daß im Theater an der Wien mehrere Operetten durchgefallen ſeien, während doch nur eine neue Operette daſelbſt mehreremale durchgefallen iſt.

Dagegen gefällt das alte Preisluſtſpiel des verſtorbenen Schaufert, „Schach dem König", das wieder dem Repertoire des Burgtheaters einverleibt worden iſt, noch immer. In unſerer viel und geſchwind dichtenden Zeit zuckt man zwar mitleidig die Achſeln darüber, daß der Dichter nur das eine gute Luſtſpiel geſchrieben hat, aber dieſes iſt jedenfalls weit luſtiger und origineller, als die meiſten anderen Luſtſpiele, die ſeither im Burgtheater aufgeführt wurden, und die mißlungenen Stücke Schaufert's ſind auch nicht viel ſchlechter, als die gelungenen der Mehrheit ſeiner Nachfolger.

Hätte der pfälziſche Beamte für die Zeitung geſchrieben, wie dies die modernen Jungdramatiker thun, ſo würden vielleicht ſeine Stücke ſowohl ihm als auch der nicht ſelten ebenfalls dichtenden Kritik beſſer gefallen haben. So aber nahm ſich der Arme ſein Geſchick zu Herzen und ſah ſeine Mißerfolge als Prüfungen der Vorſehung an. Nach dem Durchfallen ſeines zweiten Stückes begann er in ſonderbarer Weiſe die Augen zu

verdrehen, und nach dem ſeines dritten wurde er ganz ultramontan. Man fing ſchon an, zu beſorgen, er würde die Welt mit einigen neuen gelungenen Verſchärfungen des Cölibats überraſchen, allein er fand noch einen guten Luſtſpielſchluß für ſein Leben, denn anſtatt ins Kloſter zu gehen, heiratete er.

Neue Damenhüte und Repetirgewehre. — Sperrstunde für Opern.

28. November 1886.

Das war wieder die reine Rabbi-Akiba-Woche, es gab nichts Neues unter der Sonne, es war Alles schon da gewesen, bloße Wiederholungen, und selbst die neuesten Gewehre sind nur — Repetirgewehre. Mindestens fünfundzwanzigmal in der Minute einen Schuß sich wiederholen zu lassen, das hält auch der Zäheste nicht aus!

Der Herr Kriegsminister, Graf Bylandt, hat das neue Repetirgewehr in dieser Woche der österreichischen Delegation vorgelegt, und da alle europäischen Staaten dem holden bewaffneten Frieden und der süßen schlagfertigen Eintracht, die freundlich über uns weilen, so große Opfer bringen, sind die Auslagen für jene Waffe selbstverständlich bewilligt worden. Doch sollen wir in Oesterreich uns fürderhin nicht mehr des bewaffneten Kropatschek-Friedens erfreuen, wie bisher, sondern des weit besser bewaffneten Mannlicher-Friedens, da dieses System von dem Minister als das zweckmäßigste bezeichnet wurde. Denn nach den Damenhüten unterliegt kein anderer Schrecken erregender Toilette-Gegenstand so sehr den Veränderungen der Mode, wie die Repetirgewehre.

Wir haben täglich Gelegenheit, die Wirksamkeit der modernen Damenhüte, die deren Trägerinnen das Aussehen des spanischen Herzogs Alba geben, zu erproben, und das Schnellfeuer grausamer Blicke nach dem System Alba zu bewundern. Was aber die neuen Gewehre betrifft, so haben wir dieselben leider, Gott sei Dank, noch nicht erprobt, und wir sind einzig und allein auf die allerdings Vertrauen erweckenden Versicherungen des Grafen Bylandt angewiesen.

Mehrere Freunde der Schlagfertigkeit werden sich noch der fieberhaften Aufregungen, die wir in früherer Zeit bezüglich der Aufschläge der Uniformen durchzumachen hatten, entsinnen können, wie wir, nachdem wir uns in den sichersten orangegelben Hoffnungen gewiegt hatten, plötzlich durch die Kunde erschreckt wurden, daß gegen dieselben sehr gewichtige kaffeebraune Bedenken erhoben worden seien, und welche neue Zweifel uns beschlichen, als wir später vernahmen, daß die Frage in eine neue, spinatgrüne Phase getreten sei. Wir wollen nun hoffen, daß die neuen „Systeme" sich besser bewähren werden, als die ehemaligen neuen „Aufschläge", und daß wir nicht etwa eines Tages erfahren, das neue Repetirgewehr müsse mit einem andern vertauscht werden, da die von Fachmännern wiederholt angestellten, gewissenhaften Proben ergeben hätten, daß man mit jenem nicht fünfundzwanzigmal in der Minute schießen, sondern nur fünfundzwanzigmal in der Minute präsentiren könne.

Das neue Gewehr kostet zwar sechsunddreißig Gulden, doch gab der Herr Kriegsminister der Hoffnung Raum, daß schon heuer und in den nächsten zwei

Jahren 593.000 Gewehre und der Reſt mit dem Beiſtande des Himmels im vierten Jahre würden geliefert werden. Unter allen Fertigkeiten, welche die ſtrebſamen Menſchen während ihres Lebens zu erlangen trachten, bleibt wohl die Schlagfertigkeit noch immer die koſtſpieligſte. Auch in der äußerſt friedlichen Thronrede des deutſchen Kaiſers werden neuerdings große Opfer für das Militär-Budget verlangt und das deutſche Volk wird dieſelben gewiß willig darbringen. Ach, es herrſcht ſo große Noth in der Welt, aber man verhungert gerne während des ſegensreichen Friedens, wenn man die Ausſicht hat, in einem gerechten Kriege todtgeſchoſſen zu werden.

Während die Delegationen in Peſt tagen, erfreuen wir uns in Wien faſt gar keines öffentlichen Lebens. Die zuverläſſigſten öffentlichen Schwachmatiker, die uns ſonſt nie im Stiche laſſen, feiern ſchon ſeit langer Zeit, und ſtatt auch nur die kleinſte Tribüne zu beſteigen und abgeſchmacktes Zeug zu reden, gehen ſie auf der Ringſtraße ſpazieren und verſchweigen ihre ſchönſten dummen Gedanken, die ſo der Welt und dem ſatiriſchen Staatsbürger verloren gehen. Aber wenn es uns auch an heiteren Ereigniſſen gebricht, ſo wollen wir deshalb den Muth nicht ſinken laſſen und dem ſchönen Beiſpiele folgen, mit dem unſere geliebte Abendbörſe uns vorangeht. Denn wir fanden erſt dieſer Tage in dem Börſenberichte, der bald wieder eine ſehr belehrende Lectüre zu werden verſpricht, die tröſtliche Mittheilung: „Obwohl die ausländiſchen Schlußnotirungen keine beſondere Anregung boten, herrſchte doch an der Abendbörſe eine

freundliche Stimmung.“ Wenn alſo die Marquis Poſas der Abendbörſe ſich erhaben fühlen über die ſchnöden Schlußnotirungen der ganzen Welt und rufen: „Die Länderbank-Aktien ſind doch ſchön!“ ſo wollen auch wir ungeachtet des Mangels an „beſonderer Anregung“ uns die „freundliche Stimmung“ nicht rauben laſſen.

Wie die Fachmänner behaupten, würde auch die neue Oper des Herrn Goldmark, „Merlin“, die einen ſo bedeutenden Hochachtungserfolg errungen, den ſtets nach Originalität haſchenden Rabbi Akiba in ſeinen bekannten Anſichten über den in der Welt herrſchenden Mangel an Novitäten nicht erſchüttert haben. So viel iſt gewiß, daß die handelnden Perſonen durchaus mit Repetirmotiven nach dem Syſtem Wagner ausgerüſtet ſind. Der erſte Act gefiel außerordentlich, auch der zweite Act fand Beifall, aber der dritte Act war unwiderſtehlich — man mußte gähnen. Daran trug aber nur die lange Dauer der Oper ſchuld, denn die Aufführung währte volle vier Stunden. Nur die Glücklichen, welche die erſte Vorſtellung verſäumt haben, werden das vortreffliche Werk recht zu genießen im Stande ſein, da der Componiſt ſich zu einigen längeren Kürzungen entſchloſſen hat. Der Philoſoph Schopenhauer hat den humanen Wunſch ausgeſprochen, daß „die längſte Dauer einer Oper zwei Stunden ſein ſollte“; jedenfalls aber darf man, wenn auch jenes Verlangen nicht erfüllt werden könnte, behaupten, daß drei Stunden vollſtändig hinreichen, um auch die längſten Ohren mit Muſik zu überfluthen. Es ſollte wirklich eine Sperrſtunde für die Oper eingeführt werden: jeder König muß ſpäteſtens

um 10 Uhr ins Bett, kein Held darf ſich mehr nach der Polizeiſtunde in ſein Schwert ſtürzen, und jeder Liebhaber-Tenor, der ſeine Braut ſpäter heimzuführen verſucht, hat zehn Kreuzer Sperrgeld zu bezahlen, wie alle anderen Sterblichen.

Dem Componiſten mag es allerdings grauſam erſcheinen, daß die Hörer einer Oper, an die er vielleicht eine jahrelange Geduld gewendet, wegen eines kleinen Stündchens, um das die Aufführung länger dauert, ungeduldig werden. Aber es gibt keine Appellation von den Nerven an das Herz; das Publicum, das irgend ein Kunſtwerk genießen will, kümmert ſich auch nicht um die Mühe des Künſtlers, die es ſogar im Genuſſe ſtört, wenn es ſie merkt. Im Schweiße des Angeſichtes verdient man nur Brot, aber keinen Lorbeer, und es erfordert daher viel Arbeit, damit man der Arbeit die Arbeit nicht anmerke.

Friedliche Weihnachten. — Nutzen einer rein czechischen Universität. — Passende Geschenke. — Die eingesottene Bibliothek einer Hausfrau.

19. December 1886.

Weihnachten ist gekommen, das friedliche Idyll, mit dem jedes Jahr, und sei es auch noch so stürmisch gewesen, abschließt, die glückliche Zeit, in der selbst die Veranstalter des großen Weltlärms, die Impresarios des Völkerconcerts, eine kleine Ruhepause eintreten lassen, damit die Menschen sich wenigstens ihrer noch nicht landsturmpflichtigen Kinder zu erfreuen vermögen.

Noch vor wenigen Tagen rasselten alle Säbel Europa's, die Furcht wurde rege, daß wir heuer rothe Weihnachten bekommen würden, da tauchte plötzlich die Nachricht auf, daß der Prinz Ferdinand von Coburg den vielumstrittenen Thron von Bulgarien besteigen werde, und Alles lächelte, denn man wußte, daß dies den Frieden bedeuten würde. Coburg war ja seit jeher die classische Stätte der Schwiegersöhne; der Dynastie dieses Landes schien die weltgeschichtliche Aufgabe zugefallen zu sein, die europäischen Throne vor dem Mangel an Kronprinzen zu bewahren, und darin lag die Garantie für eine friedliche Zukunft; denn jeder Souverän ist dabei interessirt, daß ein noch unverheirateter Coburger

nicht den angeſtammten Bräutigamsfrack mit dem Cüraß vertauſche und ſein ſo vielen Nachwuchs verſprechendes Leben in keiner Schlacht preisgebe. Man würde es dann nicht mehr dulden, daß Bulgarien in ein Abhängigkeits-Verhältniß zu Rußland gerathe, denn ſonſt hätte dieſes eine Art von Uebergewicht über alle jene Mächte, die heiratsfähige Prinzeſſinen haben, der freie Wettbewerb um die Hand des Coburgers wäre behindert, und ſo wie die Schweiz aus politiſchen Gründen zu einem neutralen Staate gemacht wurde, ſo wäre Bulgarien auf dem Congreſſe, von dem ſchon ſo lange die Rede iſt, aus genealogiſchen Gründen als neutrales Gebiet erklärt worden, deſſen Fürſt niemals bekriegt, ſondern nur geheiratet werden dürfe.

Aber auch unſere inneren Verhältniſſe geſtalten ſich beim Herannahen des Weihnachtsfeſtes verſöhnlicher, als man zu hoffen berechtigt war, denn der Führer der Czechen, Dr. Rieger, hat es vor einigen Tagen beklagt, daß die heranwachſenden Stammesgenoſſen das Deutſche vernachläſſigen, und er hat damit der deutſchen Wiſſenſchaft und Sprache das längſt erſehnte Zeugniß der Reife ausgeſtellt. Vielleicht beſänftigt ſich jetzt auch der wilde Zorn der dem Organ des Herrn Rieger nacheifernden Zeitungen und ſie werden ihre pokrokodilenhafte*) Deutſchenfreſſerei endlich einſtellen. Den armen czechiſchen Studenten kann man es allerdings nicht übelnehmen, wenn ihnen die Warnung des Führers der Nation, das Czechiſche nicht als das einzig wahre Volapük zu betrachten, nicht behagt, und ſie werden ſich wohl nicht ſo leicht ent-

*) Pokrok, einſt ein czechiſches Kampforgan.

ſchließen, die Vortheile, die ihnen die beſcheidene Beſchränkung auf ihre eigene Sprache, Wiſſenſchaft und Literatur gewährt, aufzugeben und die Erleichterung des Studiums, die ihnen durch die Errichtung einer rein czechiſchen Univerſität geboten wurde, wieder von ſich zu weiſen. Wenn bis jetzt ein ausgezeichneter Literatur-Hiſtoriker Vorleſungen über die Werke der czechiſchen Claſſiker hielt, ſo hatte er den Gegenſtand in vierzehn Tagen mit Leichtigkeit bewältigt, und er war dann, da er ſich ſonſt nur noch hätte wiederholen können, gezwungen, das Collegium zu ſchließen und ſo lange Ferien zu geben, bis wieder ein neues Semeſter angebrochen oder gar ein neuer nationaler Dichter geboren worden wäre. Und welchen behaglichen Comfort mögen erſt die bisher ſo ſchweren Prüfungen den Studirenden gewähren! Geſetzt den Fall, ein Juriſt würde von dem prüfenden Profeſſor gefragt, wie der Name des Schöpfers des Corpus juris laute, und er antwortete, vom höchſten Patriotismus beſeelt: Kviczala! Könnte der Profeſſor etwa dieſen Candidaten durchfallen laſſen und öffentlich, ohne das nationale Gefühl zu beleidigen, erklären, daß der große Kviczala, der Urheber der Lex Kviczala, das Corpus juris nicht geſchaffen habe? Nein, die Klage des Herrn Rieger wird kein Echo finden.

Ich will mich jedoch in der Weihnachtszeit nicht länger mit Politik befaſſen, da vielleicht Bemerkungen über die bulgariſchen inneren Wirren, wenn ſie auch noch ſo geſchmackvoll ausgeſtattet wären, von anſpruchsvolleren Leſern nicht als „paſſende Weihnachtsgeſchenke“ betrachtet würden, obgleich gerade bezüglich dieſer Jedem

der weiteſte Spielraum gegönnt, vom anmaßend funkelnden Brillantſchmuck angefangen bis herunter zum beſcheiden duftenden Malzpräparat, deſſen Gebrauch ſonſt nur gegen Taubheit empfohlen wird, ſo lange ſie noch nicht die Gehörwerkzeuge ergriffen hat, gegen den Schwindel, wenn er nicht im Anpreiſen von Univerſalmitteln beſteht, und gegen die aſiatiſche Cholera, vorausgeſetzt, daß ſie noch nicht ihre Heimat verlaſſen hat, das aber jetzt auch auf das Gemüth wirkt und in der poetiſchen Form des Malzbonbons als Weihnachtsgeſchenk verabreicht werden kann. Es iſt dasſelbe beſonders jenen Sparmeiſtern zu empfehlen, deren Geſchenke ſich meiſtens durch große Sinnigkeit auszeichnen und die es daher ſchmerzlich berührt, wenn die von ihnen geſpendeten Rührphotographien des Kindes, das mit dem Froſche ſpricht oder eben erſt auf dem Storche in den irdiſchen Jammercircus einreitet, ihre getrockneten Alpenblumen und ſchmucken Käſtchen mit ſechs Stangen Siegellack nicht den erwarteten ſtürmiſchen Jubel hervorrufen.

In den Schaufenſtern der Buchhändler iſt nur mehr die ſchöne Literatur, worunter man in der Weihnachtszeit die ſchön eingebundene Literatur verſteht, zu ſehen, doch machen dieſe rothleinenen Firlefanz-Einbände mit Goldtand den Eindruck, als wenn ſie für den Export nach den Aequatorial-Gegenden berechnet wären, um dort von unverſtändigen Negern Elephantenzähne dafür einzutauſchen. Die Hauptrolle in der Geſchenk-Literatur aber ſpielen diesmal die deutſchen Romane, denn ſeitdem die franzöſiſchen Romane ſo unverſchämt naturaliſtiſch geworden ſind, — ſelbſtverſtändlich mit

Ausnahme der Carl Emil Franzöſiſchen, deren Sittenreinheit nichts zu wünſchen übrig läßt — iſt die Langeweile ſehr in der allgemeinen Werthſchätzung geſtiegen.

Doch die Luſt, ein Buch zu kaufen, iſt bei uns ohnehin eine ſo geringe, daß die Warnung vor mittelmäßigen Büchern ebenſo überflüſſig iſt, wie die Empfehlung ausgezeichneter. Man findet bei unſeren Cröſuſſen wohl chineſiſches Porcellan, aber keine Bücher, nicht einmal die Werke des Confucius, obwohl dieſe doch ebenfalls chineſiſch ſind. Einer meiner Freunde war unlängſt in einem ſehr reichen Hauſe zu Gaſte. Nach beendeter Malzeit eröffnete die Hausfrau eine ſehr lebhafte Debatte über die Vorzüge einer Operette, deren Aufführung ſie beigewohnt hatte. Mein Freund, ein Halbbarbar, der dieſe Kunſtgattung nie nach ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen verſtanden hatte, benützte dieſen eifrigen Austauſch der Meinungen, um ſich in das anſtoßende Zimmer zu ſchleichen und dort den Bibliothekkaſten, der ihm durch ſeine reiche Schnitzerei ſchon vorher aufgefallen war, näher zu beſichtigen. Der in dem Bücherſchranke ſteckende Schlüſſel verrieth, daß jener nicht blos ein Schauſtück ſei, ſondern daß von dem Inhalt erſt vor Kurzem Gebrauch gemacht worden war. Und wie überraſchte es den Neugierigen, als er den Kaſten öffnete und wirklich fand, daß derſelbe von oben bis unten gefüllt war, allerdings nicht mit Büchern, ſondern mit Glastöpfen, in denen ſich eingemachte Früchte befanden. Dieſelben waren nach Fächern, das heißt nach Obſtgattungen eingereiht, und er fand da obenan die eingeſottenen Claſſiker, nämlich Ananasſpalten und Melonen,

in den anderen Reihen eingemachte Satiriker, wie Eſſig-pflaumen und Stachelbeeren, und zu unterſt die leichtere Production, wie raſch hingeworfene Aepfel, die ſo populären, ihre Wirkung faſt nie verfehlenden ſchwarzen Zwetſchken, das kleine ſchalkhafte Ribiſel-Genre u. ſ. w. Wie ſchämte ſich mein peſſimiſtiſcher Freund des Mißtrauens, das ihn erfaßt hatte, als er des in dem Bücherſchranke ſtecken gebliebenen Schlüſſels anſichtig geworden war! Er hatte die arme Hausfrau im Verdachte gehabt, daß ſie, um den äſthetiſchen Streit über die neue Operette ſiegreich durchzuführen, noch raſch vorher einen Blick in die Hamburgiſche Dramaturgie Leſſing's geworfen habe, und nun hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß der Bücherſchrank nicht aus einem ſo ſelbſtiſchen Beweggrunde geöffnet worden war, ſondern im Gegentheile, um mit dem daraus entnommenen Compot den verwöhnten Gaumen der Gäſte zu befriedigen.

Bücher ſind nur inſoferne für Weihnachtsgeſchenke zu empfehlen, als man bei ihnen nicht, wie bei anderen Gaben, zu beſorgen hat, daß die zu Beſchenkenden ſie ohnehin ſchon beſitzen. Doch eignen ſie ſich mehr für die Kleinen als für die Großen. Ich begegnete geſtern einem Bekannten, der zwei Pakete unter dem Arme trug, ein großes, das Bücher, und ein kleines, das zwei allerliebſte Aeffchen aus Bronze enthielt. Jene waren für reifere Kinder, dieſe für deren kleines Mamachen. Vielleicht würden Manche das Umgekehrte geglaubt haben, dieſelben hätten aber damit nur ihre Unfähigkeit dargethan, „paſſende Weihnachtsgeſchenke" zu erkennen.

Im neuen Jahre die alten Minister. — Neue Freuden, neue Schmerzen. — Heiratsfähige junge Damen.

1. Januar 1887.

Die Erde hat wieder mit der bekannten „Höflichkeit der Vornehmen", wie man die Pünktlichkeit genannt hat, ihren Rundlauf vollendet, um denselben mit der nämlichen, allerdings einer besseren Sache würdigen Ausdauer von neuem zu beginnen.

Wir Alle, das Versöhnungs-Ministerium leider mit einbegriffen, die Damen jedoch natürlicherweise ausgenommen, sind wieder um ein Jahr älter geworden, eine Thatsache, die den Menschen feierlich und poetisch stimmt, obwohl man doch gegen ein Vergnügen, das mit solcher Regelmäßigkeit wiederkehrt, schon ziemlich abgestumpft sein sollte. Allerdings gibt es auch besonnene Naturen, die sich jeder Erregung des Gemüthes ebenso wie der Geschenke des neuen Jahres enthalten und behaupten, daß ein neues Jahr sich von anderen, durch die Astronomen ausgerechneten Erscheinungen nicht im mindesten unterscheide, und daß es von einer Verwirrung aller Begriffe zeuge, den Hausmeister dafür zu entlohnen, daß die Erde zur festgesetzten Zeit an ihrem Rennziele angelangt sei.

Nur der ſo vielfach verkannte ſatiriſche Chroniſt, der ſchon am erſten Tage des neuen Jahres vor den Leſern erſcheint, iſt nicht ſo boshaft, dieſen: Glückſeliges neues Jahr! zu wünſchen und ihnen ſo den Schrecken vor einer unvorhergeſehenen Mehrausgabe einzujagen. Blos den einen Wunſch erlaubt er ſich ſeinen Leſern koſtenfrei in's Haus zu bringen, daß ſie ſich auch ferner die Heiterkeit des Gemüthes, dieſes älteſte aller Verjüngungsmittel, bewahren und bedenken mögen, daß die Erde, die ſich um die feurige Sonne dreht, vielleicht nur ein ſaftiges Rieſen-Beefſteak iſt, dazu beſtimmt, bei einem kleinen Götterfrühſtück halbblutig aufgetragen zu werden, und daß menſchliche Seufzer und Klagen nicht anders klingen mögen, wie das Brodeln derſelben während der Bratzeit.

Wir wollen daher an dem heutigen erſten Tage des Jahres uns die jammervolle politiſche Miſère der Zeit nicht zu Herzen nehmen, kaltblütig das erhabene Schauſpiel betrachten, wie die Welt vor dem ſiebenſchwänzigen Glorienſcheine, den das Vaterland der Knutenhiebe ausſtrahlt, anbetend niederſinkt und den Panſlavismopoliten, welche ihren Schwerpunkt dort ſuchen, keine finſtere Miene zeigen, vielmehr herzlich wünſchen, daß ihre Beſtrebungen durch ein wohlorganiſirtes Schubſyſtem beſtens unterſtützt werden mögen. Laſſen wir uns auch nicht unſere heitere Objectivität durch das bewegte Treiben in unſerem bunten Völkerbazar rauben! Die P. T. Völker, welche jetzt die erſte Quadrille in dem Völkerreigen tanzen, haben ſich die Bewilligung zum Fortbeſtande der öſterreichiſchen Monarchie in unzähligen

Conferenz-Beſeden langſam abſchmeicheln laſſen, und man kann es ihnen nicht verargen, wenn ſie die Deutſchen, welche die Duldung, die ihnen bereitwilligſt gewährt wird, vergeſſen und ſich eine Suprematie anmaßen, in ihre Schranken zurückweiſen. Aber der Sammethandſchuh regiert vorläufig und man confiscirt höchſtens einige Zeitungen, welche die Glaubwürdigkeit mißbrauchen, die ſie in Folge des Stempels bei dem loyalen Publicum genießen. So ſind alle unſere Miniſter in vollſter Thätigkeit: Graf Taaffe conferirt, der Finanzminiſter exequirt, der Handelsminiſter lamentirt, der Juſtizminiſter confiscirt, und es fehlt nichts mehr als daß der Kriegsminiſter bombardirt.

Wenden wir uns alſo lieber der reichen Genußwelt zu, die um uns lebt und webt, denn bald wird das junge Jahr ſeinen Leichtſinn auszutoben ſuchen, und ſchon klingen in unſerem Ohre die Strauß'ſchen Walzer, dieſer theure vaterländiſche Kuhreigen, bei dem ſich der Wiener an den Tanzſaal wie an eine ferne Heimat erinnert.

Wir ſind am Ende der letzten Woche des Jahres noch durch ein großartiges Schneegeſtöber überraſcht worden; die Stadt iſt mit einem dicken weißen Teppich bedeckt, ſo daß das Wagengeraſſel nicht bis in das behagliche Zimmer, in das ſich die ſchönen Frauen eingeſpündet haben, zu dringen vermag, und die Muthigen unter ihnen, die dem Unwetter trotzten und zu Fuß zu gehen wagten, kamen in die Geſellſchaft, die ſie beſuchten, um ſchnell die neueſten Nachrichten zu verbreiten, mit einem niedlichen rothen Stempel auf der Naſenſpitze wie ein Organ der öffentlichen Meinung. Der Schnee in der

Großſtadt iſt ein ſenſationelles Ereigniß; denn wenn dieſer Schleier niederwallt, ſo iſt dies, wie auf der Theaterbühne, ein Zeichen, daß man die großartigſten Ueberraſchungen erwarten darf: feenhafte Toiletten und Tournüren, welche die Größe eines Militärbudgets erreichen; Concerte ohne Ende, die uns einen Vorgeſchmack des Paradieſes geben, in welchem ja, nach der Verſicherung der Theologen, die Concertſaiſon bereits einige tauſend Jahre währt; üppige Gaſtmäler, — es überläuft uns eine Gänſehaut, wenn wir an all' die Kapaune denken; Bälle, Redouten und Premièren im Burgtheater, die das Eigenthümliche haben, daß ſchon bei der erſten Aufführung Alle das Stück auswendig wiſſen mit Ausnahme der Schauſpieler.

Man ſieht darum auch jetzt die Schaufenſter der Schneider von ſchüchternen Jünglingen belagert, die ſchwärmeriſche Blicke auf einen holden neuen Frack richten, als hätten ſie vor, ein Sonett auf ihn zu reimen. Wenn ſie nur nicht durch die ſchlechten Zeiten gezwungen werden, das Versmaß zu ändern und ſich mit einer Elegie auf ihren alten Frack zu begnügen! Und welche Freuden verſpricht nicht die Jahreszeit der Feſte dem ſchönen Geſchlechte, dem nunmehr erſt recht die günſtige Gelegenheit geboten iſt, ſeiner Lieblingsbeſchäftigung nachzugehen, zu — heiraten. Der heiratsfähig gewordenen jungen Dame, die bisher den Vorträgen des Profeſſors Lützow über ſchöne Kunſt im Frauenerwerb-Vereine mit ſolcher Andacht gelauſcht, hat daher der Schnee auf der Straße alle Aufmerkſamkeit geraubt. Sie hielte es für angemeſſener, nunmehr den Frauenerwerb-Verein

mit einem Männererwerb-Verein zu vertauſchen, ſie denkt daran, daß ſich der berühmte Zeus des Phidias, ungeachtet ſeiner coloſſalen Geſtalt, nicht mit einem Bräutigam von einem weit beſcheideneren Wachsthume zu meſſen vermöge, kein Tempel in Athen und Rom erſcheint ihr ſo geheimnißvoll, wie der Ballſaal, in dem ſie ſelber angebetet werden wird, und wie unintereſſant dünken ihr die kühnſten Theorien der Kunſthiſtoriker gegen die ſchüchternen Verſuche in der Experimental-Koketterie, die ſie ſchon nächſtens anzuſtellen gedenkt!

Die verkehrte Welt. — Modengeſpenſte: und die „Chemise juive“. — Kriegsgerüchte. — Pairsſchub. — Bauernfelds 85. Geburtstag.

30. Jänner 1887.

Man möchte oft wirklich glauben, daß wir in einer verkehrten Welt leben! Man hat heute unzerreißbare Bilderbücher, aber keine unzerreißbaren Verfaſſungen; man verfertigt die niedlichſten Spielereien aus Stahl und errichtet Throne aus Glas; die jungen Leute, die Bälle beſuchen, ſind ſehr geſetzt, aber die älteſten Staatsmänner, die auf Congreſſe gehen, ſind ſehr leichtſinnig. Es wird allgemein darüber geklagt, daß man bei der Jugend alle Faſchingsfreudigkeit vermißt, und die jungen Männer gehen mit einem Ernſte zum Tanze, als wenn ſie zum Landſturme ausrückten; dagegen ſind die Regierungen ſehr regſam und treffen Verfügungen über den Landſturm, als wenn es zum Tanze ginge. Und doch verſichern die gewiegteſten Fachmänner, daß man in der Geſellſchaft und auf Bällen nie ſchönere Frauen und Mädchen geſehen habe und dieſe reizenden Geißeln der Männerwelt nicht betrachten könne, ohne daran zu denken, wie viele Dummheiten ihrethalben wieder geſchehen werden. Allein man iſt viel zu ſeriös, um wegen

einer ſchönen Frau einen Unſinn zu begehen, und verliert den Kopf nur in den wichtigſten Angelegenheiten.

Auch die neueſten Moden ſollen ſehr verführeriſch ſein. Zwar haben die Moden mit den Geſpenſtern das gemein, daß ſie von ihrem Tode keinen Gebrauch machen und immer wiederkehren. Wenn ſie ſchon jahrelang eingeſargt waren, tauchen die abgeſchiedenen Moden wieder auf, jedoch nicht in der Finſterniß, ſondern bei hell lichtem Tage oder im erleuchteten Ballſaale, wodurch ſie für Jedermann ihren Schrecken verlieren, nur nicht für den Mann, der die Auferſtehungskoſten bezahlen muß. Die neueſte weibliche Mode jedoch iſt ganz originell, ohne deßhalb ganz neu zu ſein. Während nämlich die Männer der Wiſſenſchaft „den dunklen Welttheil" durchforſchten und damit der Erd- und Völkerkunde neue Gebiete eroberten, haben die Marchandemoden ebenfalls einen ſehr dunklen Toiletten-Welttheil in den Bereich ihres Studiums gezogen, — das Hemd, und dabei die „Chemise juive" entdeckt, die ſchon bisher, wie man aus dem Namen erkennt, den Jüdinnen, nunmehr aber allen eleganten Damen ohne Unterſchied des Glaubensbekenntniſſes unentbehrlich geworden iſt. Nur haben dabei die revolutionären Modiſtinnen das Unterſte zu oberſt gekehrt, denn das erwähnte „jüdiſche Hemd" wird zum Unterſchiede von ſeinen ariſchen Mitſchweſtern, die nicht auf dem Principe der Oeffentlichkeit beruhen, über dem Kleide getragen, und es functionirt daher, wie man in der öſterreichiſchen Beamtenſprache ſich ausdrückt, im übertragenen Wirkungskreiſe.

Die Damen haben alſo jetzt ein zweifaches Hemd, das eine, das wie ein Veilchen im Verborgenen blüht, das andere, das von Allen geſehen werden will und dreiſt die Kritik herausfordert; das eine bezeichnet den Beginn der Toilette, das andere drückt ihr den Stempel der Vollendung auf, ſo daß man nicht nur erſt noch, ſondern auch bereits ſchon im Hemde ſein kann, und das erſtere ſteht Einem, wie das Sprichwort ſagt, näher als der Rock, das letztere weit ferner.

Wir können uns, nachdem wir über Faſchings-Angelegenheiten, Frauen und Toiletten unſere Meinung geäußert haben, nur ſchwer entſchließen, zur frivolen Politik überzugehen; allein unſer Beruf zwingt uns, auch über ſolche nichtige Dinge zu ſprechen und ihnen womöglich eine ernſte Seite abzugewinnen. Die ganze Welt wurde in den letzten Tagen durch fortwährende Kriegsgerüchte in Beſtürzung verſetzt. Bald hieß es, Frankreich habe eine große Menge von Brettern angekauft, als wenn die Revanchepartei daſelbſt nicht ſchon zur Genüge mit Brettern vernagelt wäre; dann war wieder die Schreckenskunde verbreitet, die franzöſiſche Kriegsverwaltung ſammle ungeheuere Vorräthe von Pikrin, ſo daß Jeder angſtvoll zum Converſations-Lexikon ſtürzte und nachſah, was dieſes unheilvolle Pikrin eigentlich zu bedeuten habe, und endlich ſollen gar allarmirende Nachrichten aus Ungarn gekommen ſein, daß auch wir, die wir doch mit allen Mächten auf freundſchaftlichem Fuße ſtehen, zum Kriege rüſten, um von unſerem lieben Freund, dem Feind, nicht überrumpelt zu werden. So jagte eine Hiobspoſt die andere, und es

war nur der bewährten Friedensliebe des Fürſten Bismarck zu danken, daß er nicht an einem Rheumatismus erkrankt war. Da endlich auch noch ein Komet in Melbourne ſein Unweſen trieb, ſo erinnertrn dieſe beängſtigenden Vorzeichen mitten in der Faſchingsorgie faſt an die unheimliche Ankündigung: Mene, tekel, upharsin, die während eines üppigen Gelages des babyloniſchen Königs Belſazar auf der Wand des Feſtſaales plötzlich zum Vorſchein kam, ein Plakat, das bekanntlich dem talentvollen Propheten Daniel zu einer ſeiner gelungenſten Prophezeiungen Anlaß gab.

Glücklicherweiſe beunruhigten die Reden, die Fürſt Bismarck im preußiſchen Abgeordnetenhauſe hielt, nicht das Ausland, denn dieſer Staatsmann miſcht ſich ja principiell nicht in fremde Verhältniſſe, ſondern läßt Alle machen, was er will. Er trat nicht gegen den äußern, ſondern nur gegen den innern Feind, die Volksvertretung, geharniſcht auf und führte gegen ſie ſogar den deutſchen Kaiſer ins Feld, indem er bemerkte: „Der König von Preußen iſt ein Mann, mit dem gerechnet werden muß.“ Das iſt gewiß eine äußerſt beſcheidene Behauptung, ſie ſagt eher zu wenig als zu viel, da man es kühn ausſprechen darf, daß der König von Preußen nicht nur ein mächtiger, ſondern der mächtigſte Mann nach dem Fürſten Bismarck iſt.

Den Kriegsgerüchten und den intereſſanten parlamentariſchen Vorgängen in Berlin hat es die Regierung des Grafen Taaffe zu verdanken, daß man dem neuen Pairsſchub, den ſie inzwiſchen veranſtaltet hat, keine größere Aufmerkſamkeit geſchenkt hat. Unter den fünf-

zehn neuen Pairs befinden ſich nur wenige bekannte und noch weniger berühmte Namen, denn es iſt leichter, ein lebenslänglicher Pair zu ſein, als eine lebenslängliche Berühmtheit. Berühmt unter den jüngſten Mitgliedern des Herrenhauſes iſt Profeſſor Billroth, der ausgezeichnete Chirurg, deſſen Amputationen ſich einer ſehr großen Beliebtheit erfreuen; bekannt iſt der Wiener Induſtrielle Lobmeyr, der dem Vaterlande ſchon ſo manches hervorragende Glasſervice geleiſtet hat. Die Hauptſache iſt, daß ſich unter den Neuernannten nur vier Liberale befinden, aber auch von dieſen wird wohl nicht zu beſorgen ſein, daß ihre fanatiſche Oppoſition und die Verwegenheit ihres Gebahrens das ariſtokratiſche Blut des Präſidenten Grafen Trauttmansdorff zu blauem Eiſe erſtarren machen werde.

Da unſer Herrenhaus, ſeit Grillparzer und Anaſtaſius Grün todt ſind, keine Dichter mehr unter ſeinen Mitgliedern zählt, ſo mochten vielleicht Manche erwartet haben, daß man die Gelegenheit benützen werde, um den Luſtſpieldichter Bauernfeld, deſſen fünfundachtzigſter Geburtstag eben feſtlich begangen wurde, in die Verſammlung öſterreichiſcher Berühmtheiten hineinzuſchieben. Man iſt ja heute ſo toleraut, von den berühmten Männern nicht mehr zu verlangen, daß ſie geſtorben ſeien, um ſie zu feiern, ſondern bringt ihnen ſchon im hohen Greiſenalter Huldigungen dar. Iſt ein Dichter achtzig Jahre alt geworden, ohne verhungert oder von einer ähnlichen literariſchen Todesart dahingerafft worden zu ſein, zieht er ſich in ſein Stübchen zurück, entſagend und nichts mehr wünſchend, als Ruhe vor dem Getümmel der Welt zu finden, dann

beginnt man ihm Ehren und Auszeichnungen zu Theil werden zu laſſen, man weckt ihn Morgens aus dem Schlafe, um ihn zu ſeinem Geburtstage zu beglückwünſchen, und bringt ihm Abends ein Ständchen, das ihn hindert zu Bette zu gehen. Der fünfundachtzigſte Geburtstag Bauernfeld's wurde ſtiller gefeiert, man hat den Jubilar nicht durch Auszeichnungen aufgeregt und nicht ins Herrenhaus berufen, vielleicht weil man gefürchtet hat, es könnte ihm in ſeiner gegenwärtigen Zuſammenſetzung Stoff zu einem Luſtſpiele geben. Denn Bauernfeld iſt noch immer geiſtesfriſch, er grünt fort wie der Lorbeer, den er trägt, und es iſt ein ſchönes Schauſpiel, das wir bewundern, wenn auch der Geiſt den Winter des Lebens überdauert.

Das nieſende Wien. — Es gibt keine Geheimniſſe mehr. — Der Gemeinderath gegen Frau Wolter. — Herr Meirner als Mörder. — Erheiternde Bosheit und beſeligende Dummheit. — Parlamentariſche Schimpfwörter.

13. Februar 1887.

Die ſtrenge Kälte, die in dieſer Woche eingetreten war, die Bälle und die Vorhalle des Muſikvereinsſaales, die durch das zähe Feſthalten der Garderobiers an den überlieferten ehrwürdigen Ueberröcken ein wahres Canoſſa für die Wartenden geworden iſt, haben uns eine kleine Schnupfen-Epidemie beſcheert. Nur auf der Opernbühne gehört der Schnupfen zur Localfarbe, im gewöhnlichen Leben aber verliert er allen den Zauber, den er dort auf die empfänglichen Gemüther der Zuhörer übt. Das halbe Wien nieſt, und die andere Hälfte wünſcht ihm zur Geneſung. Die bürgerliche Andromache ſteckt dem Gatten, der am Morgen von ihr Abſchied nimmt, ein halbes Dutzend Schnupftücher in die Rocktaſche und ruft dem Scheidenden, der ſich ihren Umarmungen ſchnell entwindet, um, ſein Geſicht in den Händen verbergend, ein paarmal zu nieſen, ein rührendes Helf Gott! nach. Man nieſt im Concerte während des Pianiſſimo's, das ſeit jeher einen unwiderſtehlichen Kitzel auf die Naſenſchleimhäute ausgeübt hat, im Theater, in der Kirche,

und man hat mir erzählt, daß vor einigen Tagen ein Bräutigam, als er eben das verhängnißvolle Ja! ſprechen ſollte, in ein ſchallendes Ja—zi! ausbrach.

Solche kleine Störungen hindern aber den gewiſſenhaften Menſchen nicht, die Pflichten, die ihm der Carneval auferlegt, zu erfüllen. Er verzichtet darauf, das letzte Weihnachtsgeſchenk einer edlen Tante, die Schlafmütze, über die Ohren zu ziehen, und zu träumen, daß er mit dem Landſturme ausgerückt und von einem Koſaken-Hetman nach heldenmüthiger Gegenwehr ſeines Regenſchirmes beraubt worden ſei, ſondern zieht den ſchwarzen Frack an und beſucht den Maskenball in dem poetiſchen Drange nach dem Räthſelhaften und Geheimnißvollen, in der ſüßen Hoffnung, den Reiz eines vielverſprechenden Händedruckes zu koſten und durch einen himmliſchen kleinen Fußtritt in das Paradies entrückt zu werden. Armer Schwärmer, beſſer ein geträumter Regenſchirm in der Hand, als ein verliebter Fußtritt auf dem Dache! Du wirſt wohl auf der Redoute von mancher Hand einen Rippenſtoß erhalten, aber er wird dich nicht glücklich machen; man wird dir vielleicht auch auf die Füße treten, allein du wirſt dadurch nicht beſeligt werden. Du wirſt kein anderes Räthſel zu löſen haben, als wie du den Fleck aus dem Frack entfernen ſollſt, den ein braunes Ragout, mit dem ein Kellner an dir vorüberſtürmte, dort hinterlaſſen hat, und kein mit haſelnußgroßen, echten Perlen beſäeter cavalleriehoſenrother Domino wird durch ſeine myſteriöſen Mittheilungen dich in Verwirrung ſetzen. In unſerer Zeit iſt ja Alles öffentlich, auch — das Geheimniß. Sag' einem Bankier, daß er auf

den Ausbruch eines Krieges ſpeculirt, es war ſchon im geſtrigen Börſenberichte zu leſen; flüſtere einem Würdenträger des Staates ins Ohr, daß er in irgend einer Angelegenheit ſeine vollſtändige Unfähigkeit dargethan habe, ſeine Beförderung ſtand bereits heute in der Wiener Zeitung; necke einen Lebemann damit, daß er ein neues Liebesverhältniß angeknüpft habe, er hat ſchon ſelbſt alle Anſtalten getroffen, daß die illuſtrirten Blätter morgen das Porträt der ſchönen Unbekannten bringen. Ach Gott, es gibt keine Räthſel und keine Geheimniſſe mehr, und die Poeſie iſt längſt ausgewandert!

Während ſo Wien keine großen Dichter hat, haben wieder unſere großen Künſtler nichts Wieneriſches. Der Gemeinderath hat nämlich beſchloſſen, das Porträt der Frau Wolter in die ſtädtiſche Sammlung nicht aufzunehmen, weil dieſe Schauſpielerin nichts „ſpecifiſch Wieneriſches" habe. Vielleicht haben Manche, die dieſe Nachricht in den Zeitungen laſen, auch bei dieſem Anlaſſe ihrer unglückſeligen Neigung, das Haupt zu ſchütteln, gefröhnt; die ruhigen Köpfe aber werden beiſtimmen müſſen, daß die ausgeſchloſſene Künſtlerin in der That nichts ſpecifiſch Wieneriſches habe, da ſie ja nicht nur die hervorragendſte Schauſpielerin Wiens, ſondern ganz Deutſchlands iſt. Man kann daher vielleicht im Intereſſe der Frau Wolter bedauern, daß ſie ſich einen Weltruf zugezogen hat; aber man darf ſich durch eine ſolche Sentimentalität nicht verleiten laſſen, zu verlangen, daß ihr Bild in die ſtädtiſche Sammlung aufgenommen und ſo einem Kreiſe von Celebritäten einverleibt werde, die den Nimbus der Localberühmtheit ſtets in ſeinem vollen

ungetrübten Glanze zu wahren gewußt haben. Es ist noch ein Glück für das Burgtheater, daß wenigstens kein Gemeinderath diesmal beantragt hat, den ebenfalls nicht specifisch wienerischen Collegen der Frau Wolter, Herrn Meixner, der in dieser Woche sein fünfzigjähriges Schauspieler-Jubiläum gefeiert hat, durch einen Glückwunsch auszuzeichnen. Denn als vor Jahren aus Anlaß des Sonnenthal-Jubiläums im Gemeinderathe beantragt worden war, diesen ausgezeichneten Künstler zu beglückwünschen, wurde entgegnet, daß hiedurch mit Rücksicht auf die „sociale Stellung" eines Schauspielers die gemeinderäthliche Etiquette verletzt würde. Es hätte sich daher auch nicht rechtfertigen lassen können, dem Jubilar Meixner Glück zu wünschen, denn auch dieser ist ja, wie man bei aller Achtung vor der Kunst nicht in Abrede wird stellen können, doch nur ein Künstler. Und man kann wohl nicht Leuten gratuliren, deren ganze sociale Stellung sich, um das gewiß unparteiische, wenn auch strenge Urtheil Schillers's über „die Künstler" anzuführen, darauf beschränkt, daß sie „vertraute Lieblinge" der ganz einflußlosen, und überdies bereits „sel'gen Harmonie" sind. Herr Meixner ist übrigens durch Verleihung eines Ordens erfreut worden, und es ist bei der außerordentlich großen Anzahl von Ordensträgern, die bei uns herumgehen und eine äußerst lästige Passagestörung verschulden, bemerkenswerth, daß er zu dem ungewöhnlich kleinen Häuflein derjenigen gehört, die ihn verdient haben.

Wir sind diesem Schauspieler gegenüber für die vielen heiteren Stunden, die wir ihm verdanken, zum

Lobe verpflichtet. Wir freuen uns, daß wir ihn in ſo vielen Rollen geſehen haben, und laſſen gerne dieſe Galerie lachender Bilder an uns vorüberziehen. Wie ſympathiſch boshaft war er ſtets, wie komiſch niederträchtig, wie wußte er für ſeine Schurkenſtreiche unſere Theilnahme zu gewinnen. Was für ein prächtiger Mörder iſt er! Er ſpielt die komiſchen Mörder aus der guten alten Zeit, und es iſt im hohem Grade erheiternd, ihn anzublicken, wenn die Grauſamkeit ſeine Züge verzerrt, wenn der Blutdurſt ihm das Waſſer im Munde zuſammenlaufen macht, wenn ſeine Augen wie Dolche funkeln, und die geſchliffenſten Epigramme niederblitzen gegen alle Nichtmörder. Die modernen Mörder ſind alle ſo mißlaunig, zu blutleer, um an ihrem blutigen Berufe Gefallen zu finden, ihr Herz iſt nicht bei der Sache, und man ſieht es ihnen ſofort an, daß auf ihrem Handwerke kein Segen ruht. Meixner's Mörder dagegen ſind Künſtler der Vernichtung; ſie wecken unſere beſte Laune, und man hat kein Mitleid für das Opfer, weil man denkt, daß es doch nur vor Lachen erſticken werde. Dieſer Komiker weiß der Bosheit immer neue Reize abzugewinnen, wie der verſtorbene Komiker Beckmann der Dummheit. Nur kann man leider die Bosheit nie lieben; aber wenn Beckmann die Dummheit ſpielte, dann verſöhnte man ſich nicht nur mit ihr, ſie erfreute uns ſogar; man verzieh ihr nicht nur allen Aerger, den ſie uns im Leben bereitet hatte, man fand ſie liebenswürdig, und wenn man ſah, wie ſie alle Herzen gewann und wie beglückt ſie ſelbſt ſich fühlte, dann dachte man im Ueberſchwunge menſchenfreundlicher Gefühle:

O, möchten doch alle Menſchen, wenn ſie ſchon nicht gleich glücklich ſein können, wenigſtens gleich dumm ſein!

Obwohl wir, wie aus dem Geſagten hervorgeht, Freunde des Komiſchen ſind, haben wir doch den jüngſten burlesken Scenen in unſerm Abgeordnetenhauſe keinen Geſchmack abgewinnen können. Es iſt dort in der letzten Zeit ſehr unäſthetiſch hergegangen, an die Stelle der Prüderie, mit der früher die ſogenannte Würde des Hauſes gewahrt wurde, iſt jetzt ein äußerſt derber Naturalismus getreten, und die Bierbank-Politiker ſind die reinen Troubadoure gegen manche der gegenwärtigen Volksvertreter. Die Schimpfworte, die neulich im Hauſe fielen, ſind ſo ſchlammiger Natur, daß ſelbſt das Echo Anſtand nehmen würde, ſie zu wiederholen. Und die Abgeordneten, die ſich ihrer gegen andere Abgeordnete bedienten, gehören Ständen an, die man bisher zu den gebildeten gerechnet hat. Man wird daher künftighin Jemandem nachrühmen, daß er ſeinem geſitteten Betragen, ſowie ſeiner gewählten Ausdrucksweiſe nach den unterſten Ständen anzugehören ſchien; dagegen wird man im Abgeordnetenhauſe nicht nur dem Präſidenten, ſondern auch jedem Abgeordneten eine Glocke zur Verfügung ſtellen, damit er nöthigenfalls, wie in einem Gaſthofe, dreimal dem Hausknechte zu läuten vermöge. Warten wir alſo ab, bis auch das Parlament ſich nicht mehr länger der bereits ſo vielfach geſchätzten Fortſchritte der Civiliſation wird erwehren können, um wieder über die Vorgänge daſelbſt zu ſchreiben.

Confiscirliches aus dem Fasching. — Die Brieftaubenpost vom Jahre 1987 ein Anachronismus. — Ein Besuch bei den Australnegern. — Unverehelichte Wöchnerinnen. — Wir Wilden sind doch bessere Menschenfresser!

22. Februar 1887.

Der Fasching ist zu Ende, und der Prinz Carneval hat schon nach siebenwöchentlicher Herrschaft sein Scepter niederlegen und von dem Throne steigen müssen, als wäre er ein armseliger Fürst von Bulgarien. Er hatte während seiner kurzen Herrschaft alle Herzen zu gewinnen verstanden, er hatte die tapferen Mädchen, die unter seiner Fahne aufopferungsvoll tanzten, zum glorreichen Altare geführt, aber es hat dem armen Battenberger Carneval nichts geholfen, und er ist den Intriguen des Aschermittwoch zum Opfer gefallen, mit dem Niemand wegen eines „Bischen" Fasching in Conflict gerathen will, und der jetzt die Welt seine Knute fühlen läßt. Der kurze Freiheitstaumel ist vorüber, die Ruhe und Ordnung der Welt sind wieder hergestellt, und Alle, die dem mächtigen Kanzler Morpheus Opposition gemacht, sind wieder reuige Siebenschläfer geworden und fügen sich gern dessen Septennat.

Man müßte für den Seelenfrieden der Bewohner unserer Stadt zittern, wenn man auf den Bällen die

vielen verführerischen Sirenen sah. Wie gefährlich war die Unschuld der schönen Mädchen, wie grausam die Anmuth der Frauen! Und kein Staatsanwalt confiscirte diese wühlerischen Flugblicke, diese aufreizenden Schultern, diese jacobinischen rothen Lippen, dieses mit Vorbedacht begangene Lächeln. Fürst Bismarck, der fortwährend Herz und Nieren der Liberalen prüft und in Folge dieser subcutanen Inspection erst neulich wieder zu dem schönen Resultate gelangt ist, daß diese „Brunnenvergifter" seien, würde euch mit weit größerem Rechte Brunnenvergifterinnen nennen!

Man hat sich aber an den letzten Faschingstagen noch mit einem Eifer unterhalten, als wenn man die Absicht gehabt hätte, sich in den kommenden Fasten die größten Entbehrungen aufzuerlegen. Wie lustig war das große Carnevalsfest der Wiener Künstler, der sogenannte G'schnasball, der am Faschingmontag stattfand! Die zwei schönsten Bälle des Wiener Faschings sind eigentlich gar keine Bälle. Der Ball der Schriftsteller, der „Concordia"-Ball, ist kein Ball, sondern eine Ausstellung, und der Ball der Künstler, der G'schnasball, ist kein Ball, sondern eine Emeute. Zum Unterschiede von der Narrheit in unserem Parlamente war die auf dem Künstlerballe sehr sympathisch, und die Heiterkeit, diese Poetin, die Allem Leben einhaucht, diese Künstlerin, die Alles mit ihrem Farbenzauber verschönert, riß Jeden mit sich fort. Die Säle des Künstlerhauses waren überfüllt, so daß einem in der großen Hitze nur noch eine Glatze eine kleine Abkühlung zu gewähren vermochte. Ach, die Güter dieser Welt sind ungleich vertheilt, und nur

zwei Drittel der Anweſenden erfreuten ſich jener Annehmlichkeit. In dem Strome von Menſchen, der durch die Räume wogte, fiel mir eine allerliebſte, kleine brünette Welle auf. Da das Feſt ein Bild Wiens in hundert Jahren geben ſollte, ſtellte die junge Dame die Brieftaubenpoſt dar, bei der Turteltauben die Rolle der gegenwärtigen ungeflügelten Briefträger übernehmen würden. Sie trug auf dem Kopfe und auf den Schultern weiße Tauben und auf dem Rücken einen zierlichen Briefkaſten, aus dem ebenfalls Tauben die Briefe auszuheben ſich anſchickten. Liebenswürdige Schwärmerin! Wird es denn noch Tauben geben in hundert Jahren? In dieſer von Haß, Neid und Zwietracht erfüllten Welt werden nur mehr die Geier ihr Fortkommen finden.

Einen erſchreckenden Abſchluß hat der Carneval im Süden Europa's, im ſüdlichen Frankreich und in Italien durch die heftigſten Erdbeben gefunden. Es iſt merkwürdig, die ganze Welt iſt conſervativ, nur der Erdball iſt es nicht. Er hat zwar ſeinen urſprünglichen Radicalismus aufgegeben, ſein Charakter iſt mit dem zunehmenden Alter ſanfter geworden, aber wenn er auch nicht große Umwälzungen wie ehemals verſucht, ſo erlaubt er ſich doch noch hin und wieder einen kleineren Putſch. Doch ſo verlockend es auch für mich wäre, die vielen Theorien über das Erdbeben um eine neue zu vermehren, ſo widerſtehe ich doch der Verſuchung, über dieſes Naturereigniß weiter zu ſprechen, denn nach einem berühmten Worte iſt das würdigſte Studium des Menſchen der Menſch. Ich habe daher in dieſer Woche den

Ureinwohnern Auſtraliens einen Beſuch abgeſtattet, und zwar, wie der Leſer überraſcht ſein wird, zu vernehmen, nicht in ihrer Heimat, ſondern in der Walfiſchgaſſe, wo ſie gegenwärtig ausgeſtellt ſind. Ich fürchtete ſchon, mich vielleicht gar verſpätet zu haben, da dieſe Race im raſchen Ausſterben begriffen iſt und ſich davon durch alles Zureden nicht abbringen läßt. Aber ich traf ſie glücklicherweiſe noch am Leben.

Unter den Thieren erregen gewöhnlich nur ſolche die allgemeine Neugierde, welche die vollkommenſten ihrer Art ſind, wie beiſpielsweiſe ſprechende Seehunde, gebildete Pudel, gelehrte Affen u. ſ. w. Dagegen locken in der Regel nur jene Menſchen das große Publicum an, welche die unvollkommenſten ihrer Gattung ſind, wie Zwerge, ſiameſiſche Zwillinge, Menſchenfreſſer u. dgl., und man trifft daher in den Ausſtellungen Thiere, die den Menſchen, und Menſchen, die den Thieren am nächſten kommen. Die Auſtralneger ſtehen unter allen Racen auf der niedrigſten Stufe, und ſie ſind wohl nur den armen Hottentotten zum Troſte erſchaffen, damit auch dieſe, die ſonſt gar keinen Grund hätten, ſtolz zu ſein, auf eine Menſchenrace mit Verachtung herabzublicken vermögen. Die ſchwarze Haut der Ureinwohner Auſtraliens iſt in der ausgiebigſten Weiſe mit Hautreliefnarben ausgeſchmückt, ſie iſt alſo einfach, aber geſchmackvoll tätowirt, und dieſe Toilette, welche nicht den Veränderungen der launiſchen Mode unterliegt, iſt die einzige, die in ihrer Heimat — auch für Nachmittagsbeſuche — üblich iſt. Die hier ausgeſtellte Familie, Mann, Weib und Kind, iſt aber wenigſtens an den noth-

wendigſten Körpertheilen durch eine Art phantaſtiſcher Schwimmhoſe gegen die Unbilden unſeres rauhen Klima's geſchützt. Ueberdies trägt das Familien-Oberhaupt ein zierliches Spazierſtöckchen in der durchbohrten Scheidewand ſeiner mehr durch behäbige Breite als durch kühnen Schwung ausgezeichneten Naſe, wogegen ſeine Frau, von der ich mit Beſtimmtheit erwartet hatte, daß ſie ihren Ehering in die Naſe geſteckt haben werde, dieſe pietätsvolle Verzierung vollſtändig vermiſſen ließ. Ich halte es für meine Pflicht, dieſelbe, obwohl ich mich ſonſt in Privatverhältniſſe niemals einmenge, darauf aufmerkſam zu machen, daß die Schwarzen unſeres Abgeordnetenhauſes (unter welchen man bei uns nicht Neger, ſondern Clericale verſteht) den Antrag eingebracht haben, daß die Wohlthaten des Krankenverſicherungs-Geſetzes, das von unſeren geſetzgebenden Körperſchaften berathen wird, „unverehelichten Wöchnerinnen" nicht zugute kommen ſollen.

Auf welcher niedrigen Stufe der Civiliſation dieſe Kannibalen ſtehen, geht ſchon daraus hervor, daß ſie ſich, ungeachtet der wohlthätigen Lehren einer Jahrhunderte alten Geſchichte, im Kriege noch immer nicht todtſchießen, indem ſie keine anderen Waffen beſitzen, als eine ganz ungebildete Keule, die ſie Nullah-nullah benennen, und den Bumerang, eine Wurfwaffe aus Holz, die in einem Winkel von fünfundvierzig Graden gebogen iſt und ſtets zum Schleuderer zurückkehrt, eine Eigenthümlichkeit, die, dem Himmel ſei Dank, bei den Geſchoſſen unſerer Repetirgewehre, wenigſtens bisher, noch nicht beobachtet worden iſt.

Die Ureinwohner Auſtraliens ſind leider nur in culinariſcher Beziehung Philanthropen, indem ſie die ſchönſten geiſtigen Eigenſchaften des Menſchen nicht zu äſtimiren verſtehen, dagegen aber das Fleiſch desſelben, namentlich wenn es unterſpickt iſt, ſehr hoch ſchätzen. Dieſes Lieblingsgericht ſcheint jedoch, ſelbſt wenn es nur halb engliſch gebraten wird, ihre Verdauungskraft ſehr in Anſpruch zu nehmen, denn ſo oft ſie ſich dem Genuſſe desſelben hingegeben haben, machen ſie regelmäßig ein kleines Tänzchen, das den neckiſchen Namen Palti führt, aber trotzdem ſehr einförmig wäre, wenn ſie es nicht durch die an drolligen Varianten ſehr reiche Pantomime des Umbringens in pikanter Weiſe zu würzen verſtänden. Manches kannibaliſche Mädchen hat ſchon durch den Liebreiz, den es hiebei entfaltete, die Herzen auſtraliſcher Urjünglinge im Sturme erobert! Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu erklären, daß ich den ſo unmoraliſchen Genuß von Menſchenfleiſch in keiner Zubereitung billige; deſſenungeachtet aber finde ich die Vorurtheilsloſigkeit rühmenswerth, welche dieſe Naturwilden hiebei an den Tag legen, indem ſie den Menſchen ohne Rückſicht auf den Steuercenſus freſſen.

Es ſollte mir nicht gegönnt ſein, die Stätte der Wirkſamkeit dieſer Bumerang-Schleuderer in jener gehobenen Seelenſtimmung zu verlaſſen, mit der ich ſie betreten hatte. Ich erhielt nämlich von dem Impreſario der Menſchenfreſſer die Trauerkunde, daß die nach Europa gebrachte Geſellſchaft dieſer eigenthümlich veranlagten Auſtralneger urſprünglich aus ſieben Perſonen beſtanden habe, daß aber von dieſen nur mehr

die ausgeſtellte dreiköpfige Familie übrig geblieben ſei. Vier derſelben wandeln nicht mehr unter den Lebenden, die Kannibalen haben ſich wahrſcheinlich vor Gram — verzehrt!

Politik und ſchlechtes Wetter. — Der langweilige „Figaro“ in der Hofoper und die griechiſchen Greiſe im Burgtheater.

27. März 1887.

Die ganze Welt hat den neunzigſten Geburtstag des glorreichen deutſchen Kaiſers als Feſt des Friedens und der Eintracht bejubelt, und kein Mißton ſtörte die erhebende Feier, wenn wir von den zahlloſen Lyrikern abſehen, die aus dieſem Anlaſſe ihr Saitenſpiel erklingen ließen. Doch iſt der Janustempel, den man während des ſchönen Feſtes ſorgfältig verſchloſſen hatte, gleich nachdem dieſes vorüber war, wieder ausgelüftet worden, indem Fürſt Bismarck das Thor desſelben ein bischen öffnete und darauf hinwies, daß wir noch immer an dem Vorabend großer Ereigniſſe ſtünden, während die Norddeutſche Allgemeine Zeitung, um auch ihr Scherflein zu dem koſtſpieligen Abendſcherze beizutragen, ein Communiqué über die Enthaltung Deutſchlands von der Pariſer Weltausſtellung in ſplendider Weiſe zum Beſten gab. Der Hauſſe-Fandango, den die europäiſchen Börſen zu ſchlingen begannen, nachdem ſich die „feſte Tendenz“ der aufgeregten Gemüther bemächtigt hatte, hat dadurch vorläufig eine kleine Unterbrechung erfahren, und die Rothſchild-Gruppe, die von den Liebhabern der Börſe

in gleicher Weiſe bewundert wird, wie die Niobe-Gruppe von den Freunden der Kunſt, hält, maleriſch hingelagert, Sieſta.

An heiteren Ereigniſſen hat es in dieſer Woche ſo ſehr gemangelt, daß Einige der Langweile zu entgehen ſuchten, indem ſie ſich um den ſo abwechslungreichen bulgariſchen Thron bewarben. Das unfreundliche Wetter vergrößerte noch die allgemeine Verſtimmung. Der Frühling, deſſen Ankunft wir ſeit einer Woche ſo ungeduldig erwarten, iſt leider nicht erſchienen; die Schwalben haben mit Rückſicht auf die ungünſtigen Conjuncturen ihre Rückreiſe verſchoben, und die Sonne hat in ihrer bureaukratiſchen Langſamkeit die Berge grauer Wolkenfascikel, die vor ihr aufgethürmt liegen, noch immer nicht erledigt. Es geht ſehr unparlamentariſch zu in der lieben Natur, und ſie hält ihre Tagesordnung niemals ein: ſtatt des blauen Himmels, der auf dieſer ſteht, beſcheert ſie uns blaue Naſen, ſtatt der lieblichen Vögel, die ſich zum Worte melden ſollten, heulen winterliche Stürme, und ſtatt der außerordentlichen Einnahmen, die wir durch das Verſetzen unſeres Winterrockes zu erzielen hofften, werden wir zu einer unvorhergeſehenen Ausgabe für die Neuanſchaffung warmer Barchentleibchen gezwungen. Es iſt wahrlich kein Wunder, wenn man unter ſolchen Verhältniſſen die Geduld verliert und ſelbſt der alte conceſſionirte Weltträger Atlas die Achſeln zuckt, ſo daß die Erde zu beben beginnt, wie am letzten Mittwoch.

Während die Wälder und Wieſen noch verſchneit ſind, findet man doch ſchon auf der Speiſekarte die

erſten Frühlingsboten, denn als wir neulich in die Betrachtung einer ſolchen verſunken waren und wehmüthig all' der ſchönen, ſo raſch dahingeflogenen Faſchingskrapfen gedachten, entdeckten wir dort den erſten jungen Spargel, der jedoch durch ſeinen hohen Preis gegen die frivole Neugierde lüſterner Feinſchmecker geſchützt war. Von den anderen Kindern der verjüngten Natur, die jedoch des Schmuckes der Semmelbröſel entbehren, zogen die vielen Blumen die Aufmerkſamkeit auf ſich, die dem Fräulein Bianchi aus Anlaß ihres letzten Auftretens geſpendet wurden. Ich habe der Abſchiedsvorſtellung der berühmten Sängerin nicht beigewohnt, ſondern ſie kurz vorher in der „Hochzeit des Figaro" gehört. Dieſe Aufführung war in hohem Grade intereſſant, denn ich hätte nicht gedacht, daß dieſe herrliche luſtige Oper ſo langweilig gegeben werden könne.

Es war Einem in dieſem Sevilla zu Muthe, als wenn man Neapel geſehen hätte, nach deſſen Beſichtigung man ja, wie das Sprichwort behauptet, vollſtändig lebensüberdrüſſig wird. Der Figaro des Herrn Rokitansky lächelte fortwährend gezwungen, wie Einer, der ſich für eine reiche Braut photographiren läßt, und auch die Suſanne des Fräuleins Bianchi war nicht hochzeitlich geſtimmt und ſpielte und ſang ſo reſignirt, als wenn ſie vorgehabt hätte, ihre Haare dem Friſeur zurückzuſtellen und den Chignon mit dem Nonnenſchleier zu vertauſchen. Der Barbier, der ſo queckſilbern iſt, daß man nicht die Angſt los wird, die ehrſamen Bewohner Sevilla's, die ſich von ihm raſieren ließen, würden unter ſeiner unruhigen Hand verbluten, war äußerſt ſchwer-

fällig und phlegmatiſch, aber darum nicht minder lebensgefährlich, denn wenn ihm auch das überſprudelnde Temperament fehlte, um Jemanden den Hals abzuſchneiden, ſo beſaß er dafür die genügende plumpe Corpulenz, um Einen während des Raſierens zu erdrücken. Man glaubt dieſem Figaro nicht ſeine Streiche und ſein unvernünftiges, leichtfertiges Betragen. Er ſchien zwar niemals rationell gelebt zu haben, aber doch nur inſoferne, als er offenbar, ungeachtet ſeiner Vorliebe für ſtickſtoffhaltige Nahrungsmittel, immer eine ſitzende Lebensweiſe geführt und es verſäumt haben mußte, Nachmittags mindeſtens zwei Stunden ſpazieren zu gehen. Herr Reichmann, der lyriſche Trompeter von Säkkingen, war als Graf Almaviva ſo mißlaunig wie ein nicht geleſener Lyriker, und die kleine Suſanna war ihm, um eine Lieblings-Metapher des Fürſten Bismarck zu gebrauchen, Wurſt, oder wenn man ein eleganteres Bild aus dem näher gelegenen Coiffeurladen vorzieht, Pomade. Frau Papier als Gräfin war langweilig wie ein Sonntag-Nachmittag in Krems, und gelangweilt wie eine Kremſerin an einem Sonntag-Nachmittage in Krems. Sie ſang und blickte höchſt verdrießlich, und nicht einmal der grüne Junge Cherubin that ihrem Auge wohl. So wie der Müller geweckt wird, wenn die Mühle zu klappern aufhört, ſo erwachte man, wenn man die Sängerinnen und Sänger nicht mehr ſingen hörte, aber es war kein fröhliches Erwachen, denn ſie ſprachen dann ſtatt zu ſingen, und ſeit Richard Wagner die Sänger zu einer deutlichen Ausſprache gezwungen hat, hört man erſt, wie ſchlecht ſie ſprechen.

Ich habe über dieſe läſſige Vorſtellung nur geſprochen, weil es ſchien, als wenn die Kräfte unſerer Oper gegen die große Vergangenheit nicht ſo pietätsvoll ſeien, wie gegen die mittelmäßige Gegenwart und die ungewiſſe — Zukunft, und es ſehr zu bedauern wäre, wenn unter dem mächtigen Einfluſſe der Langhander und Handlanger jener Richtung Meiſterwerke, die zum alten „eiſernen Beſtande" jeder Oper gehören, zum alten Eiſen geworfen würden.

Einen Erſatz für das Scheiden des ſtimmbegabten Fräuleins Bianchi bietet den Freunden der Oper das Gaſtſpiel der Frau Marcella Sembrich, die ſich, ſowie vorher im Concertſaale, nunmehr auch in der Oper als Geſangskünſtlerin bewährt hat. Während die Oper ungeachtet der erhöhten Preiſe an dem erſten Gaſtſpielabend überfüllt war, hatte „Oedipus in Kolonos", der am ſelben Abende im Burgtheater gegeben wurde, ungeachtet ſeiner Neuheit nur ein ſehr ſpärliches Publikum angelockt. Und doch ſpielt Herr Robert den Oedipus vortrefflich, und Fräulein Barſescu gibt die Rolle der Antigone Gelegenheit, uns den vollen Umfang ihrer ſchönen Arme bewundern zu laſſen. Fräulein Tondeur ſieht ſehr hübſch aus, ihre Anlagen gelangen im griechiſchen Gewande zum vollen plaſtiſchen Ausdrucke, ſo daß ihre Ismene ſtellenweiſe ſehr abgerundet iſt. Herr Reimers, deſſen Strammheit anfangs, als er in voller Rüſtung die Bühne betrat, die Beſorgniß erregte, er würde Gewehr 'raus! rufen, ſpielt den Theſeus mit Talent und übertrumpft durch ſein ſchönes klangvolles Organ alle Mitſpielenden; Herr Devrient beſticht durch ſeinen

ſchöngeſchnittenen griechiſchen Kopf, der aber trotzdem erſt, wenn er mit einem neuen Cylinderhute bedeckt iſt, bedeutend erſcheint, und die älteſten Leute von Kolonos, die in der Bearbeitung Wilbrandt's die Erben des griechiſchen Chores ſind und ſich nicht erinnern können, jemals ähnliche tiefſinnige Geſpräche geführt zu haben, erfreuen durch ihr allgemeines ehrwürdiges Ausſehen und ihre beſondere Lebensmüdigkeit.

Aber „König Oedipus", der einen ſo großen Erfolg hatte, iſt ein faſt modernes Senſationsſtück gegen den „Oedipus in Kolonos"; die Handlung iſt ſpannend, jede Scene wirkſam und ergreifend, während „Oedipus in Kolonos" nur ein ſehr wenig dramatiſches Nachſpiel iſt, in dem Oedipus durch den Tod von ſeinen Leiden erlöſt und von den grauſamen Verfolgungen des Schickſals befreit wird, das wie eine Gänſehüterin die unruhig hin- und herflatternden Menſchen vor ſich hertreibt, bis ſie an ihrer letzten dunklen Behauſung anlangen.

Ein verspäteter Protest des Grafen Thun. — Drei Großkreuze. — Ein altadeliger Scharfrichter. — Der Salon.

10. April 1887.

Die beiden Häuser des Reichsrathes sind in dieser Woche ein bischen vertagt worden, und in Folge der hiedurch wieder möglich gewordenen Ersparnisse sahen die Familienväter mit geringerer Besorgniß den drohenden vergnügten Feiertagen entgegen. Auch der Himmel hat endlich blau gemacht und da die Finsterlinge in ihre heimatlichen Thäler zurückgekehrt sind, kann die Sonne wieder in ihrem vollen Glanze strahlen, sie beleidigt Keinen mehr damit. Die Verhandlungen des Reichsrathes waren übrigens in der letzten Zeit außerordentlich schwül, um das häßliche Wort „langweilig" durch einen meteorologischen Ausdruck zu umschreiben, und da der Antrag auf Wiedereinführung der confessionellen Schule, von dem so lange die Rede war, nicht eingebracht wurde, hatten wir nicht Gelegenheit, uns wenigstens wieder einmal an dem kuhwarmen Alpenhumor unserer ländlichen Schwarzen und an der oratorischen Unbeholfenheit zu ergötzen, die sich bei ihnen immer einstellt, so oft sie vor Zuhörern sprechen, die sie nicht mit „Oes" anreden können.

Nur dem Mitgliede des Herrenhauſes, dem Grafen Leo Thun gelang es, die Wolken des Trübſinnes für einen Augenblick von unſerer Stirne zu verſcheuchen. Man weiß nicht, ob der Geiſt des Herrn über ihn gekommen war oder ob er ſich nur ſonſt langweilte, denn er hielt plötzlich eine Rede, um in hochfeierlicher Weiſe gegen die Bezeichnung unſeres Staates als „Oeſterreichiſch-Ungariſche Monarchie" Verwahrung einzulegen. Da die Aenderung der Firma des öſterreichiſchen Staates durch die Aufnahme des früher ſtillen Geſellſchafters, Ungarns, in dieſelbe bereits vor zwanzig Jahren erfolgt iſt, hat dieſer Proteſt ſelbſt in den bureaukratiſchen Kreiſen, die gewiß jeder Ueberſtürzung abhold ſind, den Eindruck einer kleinen Verſpätung hervorgerufen. Aber freilich, der fromme Graf iſt einer unſerer beſonnenſten Staatsmänner, der jeden Unſinn ſehr lange überlegt, bevor er ihn ausſpricht.

Noch vor der Vertagung des Reichsrathes ſind die drei hervorragendſten Mitglieder unſeres Miniſteriums, Graf Taaffe, Herr v. Dunajewski und Herr v. Gautſch, die bisher ſchon mit der Verſöhnung, mit den Finanzen und dem Unterrichte ein großes Kreuz hatten, durch Großkreuze ausgezeichnet worden. Es wurden in den Zeitungen die verſchiedenſten Anſichten über die eigentlichen Verdienſte, für die ihnen dieſe Decorationen zu Theil geworden ſeien, ausgeſprochen, ich konnte jedoch keiner derſelben beipflichten.

Weit größeres Aufſehen, als wenn einem unſerer Salamimänner das Großkreuz des braſilianiſchen Roſen-Ordens verliehen worden wäre, erregte die Mittheilung,

daß der Nachfolger des uns Allen ſo unvergeßlichen Willenbacher, der neue Scharfrichter Herr v. Seyfried, der in dieſer Woche die erſte Hinrichtung vollzogen hatte, einem der älteſten Adelsgeſchlechter entſtamme, deſſen Ahnherr vor dreihundert Jahren wegen des unverwüſtlichen Temperamentes, das er beim Niederſäbeln von Ungläubigen auf dem Schlachtfelde an den Tag legte, in den erblichen Adelſtand erhoben wurde. Der Fall, daß die Sproſſen alter Adelsfamilien von bürgerlichen Scharfrichtern gehenkt wurden, iſt, dem Himmel ſei Dank, ſchon ſo oft vorgekommen, daß die vornehme Geſellſchaft nicht mehr durch ein ſolches Ereigniß beſonders allarmirt wird; aber daß ein ganz geſchlechtloſer bürgerlicher Raubmörder von einem altadeligen Henker hingerichtet wird, iſt ſo unerhört, daß die hohen Kreiſe dadurch in die größte Beſtürzung verſetzt worden ſind. Nun kann man billigerweiſe Herrn v. Seyfried nicht zur Strafe für die ruhmreiche Vergangenheit ſeines Geſchlechtes des Amtes entſetzen, während andererſeits jede Hinrichtung, die er vorzunehmen gezwungen wäre, ſeine Standesgenoſſen ſtets von neuem auf das peinlichſte berühren würde. Es gäbe nur ein Mittel, um dieſem Dilemma auszuweichen, — die Aufhebung der Todesſtrafe. Allein dieſe Frage, die einſt ſo viele Köpfe und Herzen erregte, iſt längſt, um ein bei den Berliner Schriftſtellern ſehr beliebtes Bild mir anzueignen, von der Bildfläche verſchwunden, und es kann mir daher umſoweniger einfallen, die Discuſſion hierüber wieder aufzunehmen, da ich niemals umgebracht worden bin und daher keinen Beruf habe, in dieſer Fachfrage mitzuſprechen,

auch Niemanden umgebracht habe und ſomit über dieſes Thema wie ein Blinder über die Farbe urtheilen würde.

Doch wir wollen unſer feuilletoniſtiſches Nomadenzelt, da wir jetzt keinen üppigen Weideplatz gefunden hatten, bei dem wir länger verweilen könnten, raſch wieder abbrechen und es in der eben eröffneten Jahresausſtellung des Künſtlerhauſes wieder aufſchlagen. Wir haben auch diesmal nur Pferde aus den edelſten Familien angetroffen, aber ſehr gewöhnliche Menſchen; Göttinnen, die beſtimmt zu ſein ſchienen, von der Höhe eines Kachelofens herab uns milde anzulächeln, und ſchön geſchnittenen Spargel von claſſiſcher Schönheit; ſehr wenig comfortables Interieur, dagegen äußerſt bequeme Geſichter, die das Gedächtniß nicht im mindeſten beläſtigen, da man ſie ſofort, nachdem man ſie geſehen hat, wieder vergißt; Nixen und polniſche Juden — weßhalb aber verführen die befleckten Waſſerfräulein immer den armen Fiſcherknaben, ins Waſſer zu gehen, und warum tanzen die Töchter des Nereus nicht ihren verführeriſchen Reigen, um dieſe galiziſchen Jünglinge zu verlocken, ein kleines Bad zu nehmen? — endlich Porträts von Männern, deren Naſen die Farbe eines Hummers haben, aber allerdings, um Niemanden Unrecht zu thun, eines geſottenen, und von Frauen in jenem vorgerückteren Alter, in welchem ſie in der Regel Pfaffen in die Hände fallen, oder wenn ſie Rationaliſtinnen ſind, ſich kleine Möpſe halten. Wir haben auch wieder mehrere ſchöne Gemälde und Sculpturen geſehen, ſo zum Beiſpiel eine ſehr ſtimmungsvolle Abendlandſchaft unſeres trefflichen Robert Ruß: Vorfrühling in der Penzinger-Au, die freilich

sehr nachtheilige Folgen nach sich ziehen kann, da sie vielleicht Manchen verführt, eine Sommerwohnung in Penzing zu miethen, von Tilgner die Marmorbüste eines reizenden Mädchens, dem man das unverschämte Näschen abhauen möchte, um es, in Watte gewickelt, an seinem Herzen zu tragen, und einige andere.

Aufgefallen sind uns noch:

Nr. 59. Kleine Neapolitanerin. Die Kleine ist zwar sehr verblüht, aber dafür eine sogenannte gute Partie, vorausgesetzt, daß sie den reichen Rahmen des Bildes als Mitgift erhält.

Nr. 122. Porträt. Eine mittelalterliche Ruine mit einem einzigen wohlerhaltenen Stück Fensterglas im rechten Auge.

Nr. 133. Das Lager der Kleopatra. Da uns der liederliche Lebenswandel der schönen Königin bekannt war, traten wir mit den größten Erwartungen an ihr Lager heran, fanden aber dort nur ein Gewühl von drei Zuckermelonen, einem ausgestopften Pfau und einigen Blumen. — Wir hätten wahrhaftig auf dem Lager der Kleopatra nichts weniger gesucht, als ein Still-Leben!

Nr. 138. Elisabeth von Thüringen nimmt im Kloster zu Marburg Abschied von ihren Kindern. Wenn auch die Landgräfin das Gelübde der Armuth abgelegt hat, so ist es doch eine zu weit getriebene Sparsamkeit, daß sie sogar ihren Knaben die Kleider seines Vaters tragen läßt, die ihm viel zu lang sind!

Nr. 426. Sappho in Marmor. Frau Wolter, die wieder einen längeren Urlaub antritt, umarmt ihre An-

gehörigen; ach, ein Engagement beim Burgtheater ist doch ein fortwährendes Abschiednehmen!

Nr. 431. Leonidas, Marmorstatue für das Parlaments-Gebäude. Leonidas erscheint mit einem Lorbeerkranze in der Rechten und mit einem Feigenblatte — nicht in der Linken.

Nr. 517. Porträt Sr. Excellenz Sigmund Freiherrn Conrad v. Eybesfeld, gemalt im Auftrage des k. k. Unterrichtsministeriums. „Nähere Angaben fehlen"; doch behaupten Kleinigkeitskrämer, die sich um die unbedeutendsten Einzelnheiten unseres öffentlichen Lebens kümmern, der Porträtirte sei vor einiger Zeit einige Zeit Minister gewesen.

Die Gelehrten der Freudenau. — Erbitterte Hebammen. — Neuerliche Erkletterung des Stephansthurmes. — Eine Gründung ohne Gründer.

24. April 1887.

Das war bisher ein ſchlecht ſtiliſirter Frühling mit unmäßig lang ausgeſponnenen wäſſerigen Perioden, dann wieder nachläſſig hingeworfenen kurzen Sonnenblicken, ohne jeden logiſchen Zuſammenhang, und Sträuchern und Bäumen, die unter einem winterlich düſtern Himmel ohne jeden innern Drang zu grünen und zu knospen ſchienen. Wir glaubten ſchon auf den Frühling vollſtändig Verzicht leiſten zu müſſen und wurden doch durch keine anderen Freuden hiefür entſchädigt.

Die Rennen, die jetzt zweimal in der Woche ſtattfinden, lockten in Folge des ſchlechten Wetters nur wenige Neugierige in die Freudenau, und nur jene auserwählten Geiſter gaben ſich dort ein Stelldichein, die ſich mit Philoſophie im Stalle, mit Aeſthetik im Ballet, mit Mathematik am Spieltiſche und mit orientaliſcher Philologie bei den Wucherern beſchäftigen. Sonſt herrſchte in unſerer Stadt die Stille eines Nonnenkloſters, die nur auf einige Augenblicke durch das fürchterliche Geſchrei der von allen Seiten zuſammenſtrömenden Hebammen unterbrochen wurde. Daran trug jedoch nicht etwa das

Wieder-Erſcheinen der Störche Schuld, die ſchon ſeit jeher, ohne irgend einen Befähigungs-Nachweis beibringen zu können, eine höchſt unreelle Concurrenz des von den Hebammen betriebenen Kleingewerbes bilden. Vielmehr waren die trefflichen Frauen unter einander in Streit gerathen, denn ſie hatten ſich wegen der Frage der Altersverſorgung, alſo einer Frage, die ſonſt für das weibliche Geſchlecht wegen der bei demſelben nie vorkommenden höheren Altersſtufen von keiner praktiſchen Bedeutung iſt, in zwei feindliche Lager getheilt, und die Streitenden hielten einige äußerſt bewegte öffentliche Verſammlungen ab, in denen ſie ſich leider mit den empfindlichſten parlamentariſchen Uſancen überhäuften.

Ein bischen Senſation hatte es auch erregt, daß ein junger Mann in nachtſchlafender Zeit auf den Stephansthurm von außen geklettert war, jedoch nicht, wie wir zur Beruhigung ängſtlicher Mütter bemerken wollen, weil er mit einer jungen Dame aus einer der angeſehenſten Familien ein nächtliches Rendezvous auf der Thurmſpitze verabredet hatte, ſondern nur, weil er dem immer mächtiger nach Befriedigung ſtrebenden Triebe, eine kleine Fahne oben aufzuhiſſen, nicht länger zu widerſtehen vermochte. Da die Erkletterungen des Wahrzeichens von Wien, ſeit der unvergeßliche Pircher hiezu die erſte Anregung gegeben, immer häufiger werden, ſo wird man auch hierin, wie in ſo manchen anderen Dummheiten, eine höchſt beachtenswerthe Aeußerung der Volksſeele erblicken dürfen. Es verdient daher, wohl erwogen zu werden, ob man nicht den Stephansthurm bei künftigen Volksfeſten als Kletterbaum benützen ſollte,

und in dieſem Falle bürgt uns der geſunde Sinn unſeres Gemeinderathes dafür, daß er eine kleine Mehrauslage für Cervelatwürſte nicht ſcheuen werde, die an dem Thurmknaufe befeſtigt und dem Sieger im Wettklettern zur ewigen Erinnerung an die herrlichen Strapazen zu Theil würden.

Eine edlere Erheiterung des Volkes beabſichtigen jene Wiener Bürger, die ſich vor einigen Tagen zur Gründung eines neuen Volkstheaters vereinigt haben. Es gibt zwar Peſſimiſten, welche die Schließung einiger alter Theater für wünſchenswerther halten, als die Errichtung neuer, aber wir ſind überzeugt, daß das Volkstheater, wenn es ſeine, freilich ſehr reichlichen Verſprechungen hält oder, richtiger, zu halten vermag, auf die Theilnahme nicht nur der falſchen Theater-, ſondern auch der wahren Volksfreunde rechnen darf. Das neue Theater wird nicht, wie die ehemalige Komiſche Oper, die Börſen der Börſe in Anſpruch nehmen, und keiner der Matadore derſelben iſt, wie in eingeweihten Blättern zu leſen war, unter den Gründern zu finden. Wenigſtens haben wir dann nicht zu beſorgen, daß etwa wegen des knappen Geldſtandes ein angekündigtes Gaſtſpiel bis zum Fälligwerden des Mai-Coupons verſchoben werden oder wegen einer außerordentlichen General-Verſammlung der Tramway-Geſellſchaft das Theater gar geſchloſſen bleiben müßte.

Während in den letzten Tagen dieſer Woche das griesgrämige Wetter ſich etwas aufzuheitern begann, tauchten an dem politiſchen Horizonte ſo viele ſchwarze Punkte auf, daß dieſer vollſtändig tätowirt erſchien. Aus

Afghaniſtan, Bulgarien und dem Elſaß trafen die beunruhigendſten Nachrichten ein, und auch in den Montenegrinern ſollte wieder der Johannestrieb nach friſch geſtohlenen Hammeln erwacht ſein. Im höchſten Grade aber wurde die Welt durch die Hiobspoſt in Beſtürzung verſetzt, daß der Miniſter Herr v. Giers zum ruſſiſchen Oſterfeſte keinen Orden vom Czar erhalten hatte. Man hätte ſich wirklich, falls man nicht durch wichtigere Berufsgeſchäfte daran verhindert war, den Bauch vor Lachen halten mögen, daß einem Orden eine ſolche Wichtigkeit beigelegt wurde. Wir würden die allgemeine Theilnahme weit eher begriffen haben, wenn es ſich um einen echten ſibiriſchen Zobelpelz gehandelt hätte, der das Vorrecht nur weniger Auserleſener iſt, als um einen Toilette-Gegenſtand, den in unſerer Zeit, in der man bald daran wird denken müſſen, ſtatt neuer Orden neue Knopflöcher zu creiren, ſchon faſt Jeder beſitzt. Und der Czar wird gewiß am meiſten überraſcht geweſen ſein, daß in einem Augenblicke, in dem die ruſſiſchen Rubel ſo ſehr im Werthe ſinken, die ruſſiſchen Orden ſo auffallend im Werthe geſtiegen ſind. Ich für meinen Theil glaube zwar an die unwahrſcheinlichſten Dinge, wie zum Beiſpiele, daß es Unheil bringt, wenn Dreizehn an einem Tiſche mehr eſſen und trinken, als ſie vertragen, oder wenn man an einem Freitage Creditactien zum höchſten Curſe kauft; dagegen bin ich denn doch ein zu großer Freigeiſt, um mir einreden zu laſſen, daß derjenige, der einen Orden erhält, ſich deßhalb ein Verdienſt erworben haben müſſe. Ich kenne einen namhaften Gelehrten, der in allen Sitzungen der Akademie der Wiſſenſchaften,

die bisher noch ſtattgefunden haben, regelmäßig eingeſchlafen iſt und dennoch den weimarſchen „Orden der Wachſamkeit“ erhalten hat, und ich weiß von einem Großinduſtriellen, der ſchon an der einen Frau, die er beſitzt, mehr als genug hat, und dem deßungeachtet der türkiſche Medſchidie-Orden verliehen wurde. Dagegen werden wir uns nie vermeſſen, zu leugnen, daß ein Band im Knopfloche ſolchen Beſitzern von Fräcken unentbehrlich ſei, deren bedauernswerthe Verdienſte ſonſt für immer mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt bleiben würden, alſo beiſpielsweiſe für jene patriotiſchen Männer, denen es nach jahrelangen Bemühungen gelungen iſt, ein Zahnpulver für regierende Familienzähne oder eine Pomade gegen das Ausfallen der Haare gekrönter Häupter zu finden.

Um nicht die Welt neuerdings in Beſtürzung zu verſetzen, wird man gezwungen ſein, ſämmtliche Finanzminiſter Europa's, die ſich eben jetzt ſo große Verdienſte um die Contrahirung neuer Anlehen zu erwerben im Begriffe ſind, ſchleunigſt zu decoriren. Freilich werden dann gerade die untauglichſten unter ihnen die höchſten Orden erhalten müſſen, denn je ſchlechter die Finanzen durch ſie geworden ſind, deſto größer iſt ihr Verdienſt, wenn ſie dennoch Geld geliehen erhalten. Oeſterreich, Deutſchland, Frankreich, Italien und Rußland ſtürzen ſich muthig in neue Schulden, und ſelbſt die arme Türkei iſt bereit, die uneinbringlichſten Steuern zu verſetzen, um ſich Geld zu verſchaffen. Da jedoch die Finanzen des Halbmondes nicht mehr Vertrauen genießen, als die des Vollmondes, ſo würden wir dem türkiſchen Finanzminiſter

vorſchlagen, ein Lotterie-Anlehen auszugeben, das nicht mit zweifelhaftem türkiſchen Gelde, ſondern mit echt türkiſchem Tabak verzinſt würde und deſſen Gewinnſte bei den Ziehungen in einer größeren Haupt-Odaliske und mehreren proportionirten Neben-Odalisken beſtünden.

als verrückt b
auf eine Kan
dung Gläubig
zimmer des all
ist wirklich me
Freigeister verr
daß sie selbst b
meinen Kranken
ruft man sich n
geschahen, dann
solche Wunder
wenn nun plötzl
der Erwerbsteuer
mäßig geimpft i
hörern versichert,
habe, die Kirche
erretten, dann gl
leuchtung, sonder
Wenn man Mah
liche Sendung be
und ihm dort de
Haar gestutzt hätt
Mahomedanismus

Wir denken,
Verstand verlöre,
narischem Gebiete
gerathen, indem e
Sardellensauce eine
suchen würde, ode
den Gästen so riesig

…ligen Angelegenheiten beziehen.
… bei Manchem in dem Rufe,
…sen, und man muß stets einen
…en Lebenswandel geführt haben,
… daß man nur zu dem über-
…Vergnügen hinreise. Aber mich
…ber die Genußsucht in fremden
… Mönch, der, während ihm
…en Abenteuer beichtete, fort-
… trostloses Leben!", und als
…ndig zerknirscht seufzte: „Aber
… erwiderte: „Ich meine ja nicht
…!"
… man auf dieser Reise vor-
…ng Erfreuliches; die meisten
…ßen nur einige Localberühmt-
…ar keinen Verkehr aufzuweisen
…nd wieder einige Verzweifelte
… macht einen melancholischen
…t fesselt ein Meer von Spinat
…und auf den Weiden sieht man
…Ochsen lagern mit riesigen
…u gemüthlichen Ehemännern
… Junggesellen zu bleiben. Auf
…ie wir einfuhren, stand ein
…derbarer Brummchor entgegen-
…Bildungsreisende den Schaffner
…as berühmte tausendstimmige
…ber nur jüngere Zöglinge des
… wir den Bahnhof verließen

Aus Peſt.

10. Mai 1887.

Wie verſchieden ſind doch die Gefühle, die der Frühling in der menſchlichen Bruſt wachruft! Den Verliebten beglückt es, nunmehr mit ſeiner Angebeteten heimliche Praterpfade wandeln zu können, der Lyriker erwartet ungeduldig das Grünen der Flur, um unbelauſcht ſeine poetiſchen Verbrechen wider die Natur zu begehen, die junge Dame freut ſich bei dem fortwährenden Steigen des Thermometers darauf, daß ihre Sommerſproſſen bald ſaiſongemäß ſein werden, und ich, der ich kein lyriſches Talent, keine Geliebte und keine Sommerſproſſen habe, ſehne mich, wenn der Himmel endlich in ſeinem waſchechten blauen Frühlingskleide erſcheint, nach dem Bahnhofe mit den uralten Koffern, dem dreimaligen Abſchiedsgeläute und der dort ſeit ewigen Zeiten wiederholten Frage: „Rückwärts?“, auf die doch niemals eine andere Antwort erfolgt, als ein dumpfes: „Fertig!“ Ich fühlte übrigens diesmal eine größere Reiſeluſt als ſonſt, denn ich empfand daß Bedürfniß, mich nach unſerer unausgeſetzten Decentraliſation wieder ein bischen zu ſammeln, und ich beſchloß, nach der Hauptſtadt des gelobten Landes zu reiſen, aus dem wir Wein, Getreide und außer manchen anderen nahrhaften lebenden Weſen

auch Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten beziehen. Das arme Peſt ſteht zwar bei Manchem in dem Rufe, eine liederliche Stadt zu ſein, und man muß ſtets einen wohlaccreditirten moraliſchen Lebenswandel geführt haben, um eingeſtehen zu dürfen, daß man nur zu dem überhaupt ſo verdächtigen — Vergnügen hinreiſe. Aber mich erinnern Jene, die immer über die Genußſucht in fremden Städten jammern, an den Mönch, der, während ihm ein Don Juan ſeine vielen Abenteuer beichtete, fortwährend ausrief: „Welch troſtloſes Leben!“, und als der Büßende endlich vollſtändig zerknirſcht ſeufzte: „Aber ich bereue es ja!“ dieſem erwiderte: „Ich meine ja nicht Ihr Leben, ſondern meines!“

Die Landſchaft, an der man auf dieſer Reiſe vorüberfliegt, bietet nur wenig Erfreuliches; die meiſten Orte, die man ſieht, genießen nur einige Localberühmtheit, und die Donau, die gar keinen Verkehr aufzuweiſen hätte, wenn es nicht hin und wieder einige Verzweifelte gäbe, die ſich hineinſtürzen, macht einen melancholiſchen Eindruck. Von Zeit zu Zeit feſſelt ein Meer von Spinat den bewundernden Blick, und auf den Weiden ſieht man die berühmten ungariſchen Ochſen lagern mit rieſigen Hörnern, wie geſchaffen zu gemüthlichen Ehemännern und doch verdammt dazu, Junggeſellen zu bleiben. Auf einem der Bahnhöfe, in die wir einfuhren, ſtand ein Zug, aus dem uns ein ſonderbarer Brummchor entgegentönte, ſo daß eine ſächſiſche Bildungsreiſende den Schaffner fragte, ob dies vielleicht das berühmte tauſendſtimmige Eljen ſei? Es waren aber nur jüngere Zöglinge des Bakonyerwaldes, und als wir den Bahnhof verließen

und den tiefen Moraſt ſahen, der ſich vor demſelben weithin ausdehnte, verſtanden wir jene Bruſttöne tiefer Trauer darüber, daß man „vom Liebſten, was man hat, muß ſcheiden". Ein herrliches Schauſpiel bot dagegen, als wir uns Peſt näherten, die untergehende Sonne. Der Abendhimmel ſpielte in rothen, gelben und grünen Farben, — ein äußerſt ſtimmungsvolles gemiſchtes Compot!

Ich habe die Hauptſtadt Ungarns ſchon einmal ſehr ausführlich beſchrieben, und ich kann nur hinzufügen, daß ihre früheren mädchenhaft mageren Formen ſich ſeither ſehr plaſtiſch abgerundet haben und daß ihre Toilette mit der reichen Schleppe von Anbauten den Vergleich mit anderen Großſtädten unbeſorgt herausfordern darf. Peſt iſt, und wie behauptet wird, auf Koſten Wiens, das ſich den Handel nach dem Orient mit orientaliſcher Seelenruhe entwinden ließ, eine reiche Handelsſtadt geworden, denn die Ungarn ſind längſt aus ihrer ehemaligen horizontalen Faullenzerei erwacht, ſie begnügen ſich nicht mehr damit, chauviniſtiſch ihren Nationnabel fortwährend zu beſchauen, und haben einſehen gelernt, daß ſie zwei Beine haben, um vorwärts zu gehen und ſie nicht, wie die Türken, übereinanderzuſchlagen und darauf zu ſitzen, da hiefür ein anderer Körpertheil vollſtändig ausreicht. Es iſt zwar eine von den Aſtronomen noch immer nicht erklärte Erſcheinung, daß die Völker, je näher dem Aufgange der Sonne ſich ihre Wohnſtätten befinden, deſto weiter davon entfernt ſind, ihre Schulden zu bezahlen, und erfahrene Volkswirthe werden gewiß auf frankirte Anfragen gerne zu beſtätigen bereit ſein, daß der ganze Oſten von „böſen Zahlern" bewohnt wird. Aber die „Huſaren der Welt-

geſchichte", wie ſich die Magyaren gerne nannten, als ſie noch in Folge ihres regen Sinnes für Nichteinhaltung eingegangener Zahlungsverbindlichkeiten ſich des unbeſchränkten Mißcredits erfreuten, den tapfere Huſaren bei den Capitaliſten genießen, haben jetzt ziemlich geſittete Finanzen, und ſie appelliren zwar ſehr häufig, aber nicht mehr vergebens, an den Geldmarkt, der allerdings ſeine Scheu, plötzlich durch ein financielles Huſarenſtückchen überraſcht zu werden, noch nicht vollſtändig zu überwinden vermocht hat.

Den politiſchen Einfluß, den Ungarn gegenwärtig ausübt, verdankt es ſeinem Miniſter Tisza, einem der geſcheiteſten und ſchlagfertigſten Politiker der Gegenwart. Während ſo viele Staatsmänner ſich der Reaction in die Arme geworfen haben und für die abgelebten Einrichtungen, die ſie wieder hervorſuchen, kein anderes Argument geltend zu machen wiſſen, als daß ſie wie Märchenerzähler nur immer wiederholen: „Es war einmal, es war einmal", iſt Tisza dem Liberalismus treu geblieben. Denn wenn die extremen Parteien, die mit vollem Dampfe in nebelhafte Fernen zurück oder vorwärts wollen, den Liberalismus mit vollem Rechte haſſen, ſieht eine kluge Regierung ein, daß er für ſie ſehr bequem und nur ein Sicherheitsventil gegen die Ueberſpanntheit iſt.

In den Straßen Peſts herrſcht die größte Regſamkeit, aber neben dem geſchäftlichen Treiben der Handelsſtadt kommt auch das Dolce far niente der Großſtadt zur Geltung. Man ſieht Viele, die ſofort, nachdem ſie aus dem Bette geſtiegen ſind, ſich an ihr tägliches Nichts-

thun machen, Amphibien, die theils in der Politik, theils im Kaffeehause leben, denn alle Jene, die eine Neigung zum Müßiggange haben, strömen in der Hauptstadt zusammen, wo ja alle ausgesprochenen Talente ihr Fortkommen finden. Es fällt Einem hin und wieder eine vornehme physiognomische Herabgekommenheit auf, wie man sie nur bei den letzten Ausläufern edler Geschlechter wahrnimmt, während man wieder bei so Manchem über seine ganz erfolglosen Bestrebungen, wie ein Lord auszusehen, weinen könnte. Die Meisten warten nur den günstigen Moment ab, sich an den Versorgungs-Attila des Staates anzuhängen; sie politisiren einstweilen in den Tag hinein und heben sich die Bezahlung ihrer Schulden für den Lebensabend auf. Man sieht wohl nur in wenigen großen Städten so viele elegant gekleidete Menschen auf der Straße wie hier, und alle tragen den einst so verpönten Cylinderhut, der sogar bei Einzelnen hart an das Sonnenthaleske streift. Dagegen trifft man auch Jammergestalten wie sonst nirgends, in ein räthselhaftes Durcheinander von Fetzen gehüllt, die kein Lumpensammler aufgabeln möchte, und mit Gesichtern von höchst ungeimpftem, erschreckendem Aussehen.

In dem Gasthofe „Zur Königin von England", in dem ich wohnte, sah ich täglich fast alle Großen des Landes an der Tafel versammelt, — die Großen sind bekanntlich nicht immer Größen. Man trifft da in parlamentarischen Zeiten die Ober- und Unter-Lykurge Ungarns, nämlich Mitglieder des Ober- und Unterhauses, Minister, Obergespäne und eine unglaublich große Anzahl von Excellenzen, Grafen und Excellenzgrafen. Im

alten Griechenland gab es Centauren, Chimären, Sirenen und andere intereſſante Zwitterweſen, die den merkwürdigſten mythologiſchen Züchtungsverſuchen entſprangen. Der Excellenzgraf aber iſt ein ſpecifiſch öſterreichiſches Doppelgeſchöpf. Wenn ein alter Graf für ſeine langjährigen Verdienſte von einem Geheimen Rathe umarmt wird, ſo entſpringt aus dieſer Verbindung der Excellenzgraf, während, wenn ein Baron Excellenz wird, dieſe Vermälung ſtets unfruchtbar bleibt und ihr niemals ein Excellenzbaron entſtammt. Der Staat iſt übrigens ein Zwitter: Oeſterreichiſch-ungariſche Monarchie, die Hauptſtadt Ungarns iſt eine Zwitter: Buda-Peſt, und es wäre daher kein Wunder, wenn der Trieb, Zwitter zu ſchaffen, ſtets neue Spielarten hervorbrächte.

Auch keiner der Würdenträger, die ich im Gaſthofe ſah, trug das ungariſche National-Coſtüm, obwohl die Beine einiger ſelbſt in den engſten Hoſen Platz gefunden hätten. Dieſes ſcheint, ſowie die meiſten nationalen Sondertrachten, ſeine Rolle beinahe ganz ausgeſpielt zu haben, denn es wurde nur in den Zeiten des paſſiven Widerſtandes allgemein und demonſtrativ getragen, und es iſt auch in der That mehr geeignet, den Unbilden einer Regierung, als denen der Witterung zu trotzen, da es vergänglicher und koſtſpieliger iſt, als die allerdings nicht ſo geſchmackvolle europäiſche Dutzendtracht. Dagegen hat glücklicherweiſe der Zahn der Zeit die üppigen ungariſchen Nationalgerichte verſchmäht, und man bekommt nach wie vor die Gulyaſche und Pörkelte vorgeſetzt, und wie alle dieſe Mephiſtopheleſſe in feuriger rother Sauce noch heißen mögen.

Leider aber begegnete ich nirgends den berühmten ſchönen Ungarinnen, die doch ſelbſt von Jenen bewundert werden, die in Bezug auf weibliche Schönheit ſo verwöhnt ſind, wie der keuſche Joſeph. Ich ſah ſie weder in der Andraſſyſtraße, einer vornehmen, prächtigen Straße, deren Häuſer nicht in dem heute ſo allgemein gewordenen Zinskreuzer-Renaiſſance-Stile gebaut ſind, noch in dem Stadtwäldchen, das ſeit der letzten allgemeinen Ausſtellung ſehr verſchönert worden iſt, noch in den Theatern. Hoffentlich ſind nicht auch die ſchönen Frauen mit dem paſſiven Widerſtande aus der Mode gekommen, wie die verſchnürten Röcke und die unbequemen Beinkleider, ſondern gedeihen fort und fort wie der ewige Paprika! Im deutſchen Theater ſah ich unſern Sonnenthal, der dort gaſtirte, als Wallenſtein, eine bekannte Meiſterleiſtung dieſes Künſtlers; in der Oper hörte ich einen Tenoriſten auspfeifen und die dazu ganz und gar nicht paſſende „Zauberflöte“, und im National-Theater lernte ich einen ausgezeichneten Schauſpieler kennen, Herrn Ujhazi, und eine vortreffliche Schauſpielerin, Frau Helvey. Jener ſpielte in dem „Dramolet“: Im Vorzimmer des Miniſters; dieſe in dem „Szinmü“: Die Prinzeſſin von Bagdad, von Dumas Sandor, der auch unter dem Namen Alexander Dumas Manchen bekannt ſein dürfte. Das Theater war ſo leer, daß ich in jedem Augenblicke beſorgte, es würde plötzlich ein Eremit auftauchen, um auf den Zuſchauerbänken für ſein frugales Abendeſſen kleine Schwämme zu ſammeln.

Das Wolter-Jubiläum und der Jungbrunnen des Burgtheaters. — Ein promovirter Meuchelmörder. — Mein Amerigo Vespucci. — Neue Steuern.

22. Mai 1887.

Die stürmischen Huldigungen, welche der Tragödin des Burgtheaters, Frau Wolter, zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums dargebracht wurden, mußten selbst den ärgsten Theater-Pessimisten überzeugen, daß Wien noch immer eine Theaterstadt ist. Das Burgtheater hätte fünfmal so groß sein müssen, um alle diejenigen aufnehmen zu können, welche die Künstlerin als Jubel-Sappho in dem herrlichen Stücke Grillparzer's sehen wollten, und die Räume desselben waren so überfüllt, daß man keine Stecknadel mehr unterbringen hätte können, und wäre sie selbst so dünn gewesen wie Frau Sarah Bernhardt, diese Pariser Wolter, deren gegen alle Welt so rücksichtslose Magerkeit wir vor einigen Jahren bei ihrem Gastspiele in Wien aus eigener Anschauung kennen lernten.

Schon von 5 Uhr Morgens an, also zu einer Stunde, da die verwöhnten großstädtischen Hähne noch in Morpheus Armen liegen, waren die Zugänge zum Burgtheater von Neugierigen und Enthusiasten belagert, und man kann sich leicht vorstellen, wie viele Rippen-

ſtöße die Freunde des tragiſchen Conflictes erhielten, welche wuchtigen Fußtritte alle Jene, die nur die im Cothurn dahinſchreitende Muſe lieben, zu erdulden hatten und welch blaue Flecke die Verehrer der Kunſt nach Hauſe trugen, als eine Erinnerung, die nur allmälig ſchwindet, nachdem ſie vorher grün und gelb geworden iſt. Die Jubilarin wurde mit Blumen und Kränzen überſchüttet, die nach Wien zuſtändigen Lyriker feierten ſie in Verſen, die neuerdings zeigten, daß die gebundene Sprache nur dazu dient, die Gedanken zu verbergen, und wenig hätte gefehlt, ſo wären der bewunderten Künſtlerin auch die ſo verdienſtvollen Pferde ausgeſpannt worden. Aber Kränze, Lyriker und Pferde vergehen, während ein unvorſichtig begangenes Jubiläum in der Erinnerung der Theaterbeſucher fortlebt. Es muß ein großer Conflict zwiſchen Eitelkeit und Ehrgeiz in der Bruſt einer Frau entſtehen, bevor ſie ſich entſchließt, ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum zu feiern und für die Galanterie die Ehrfurcht einzutauſchen, indem man offen geſteht, daß man nicht mehr zu den Jungen, ſondern leider ſchon zu den ewig Jungen gehöre. Und nun gar, wenn dieſe Frau eine Schauſpielerin iſt, die noch Rollen von äußerſter Verliebtheit glänzend zu ſpielen vermag.

Denn wen reißt Frau Wolter nicht auch hin, wenn ſie in den franzöſiſchen Toiletten- und Ehebruchsdramen die leichtſinnigen Frauen gibt, die zwiſchen Pflicht und Abwechslung hin und her ſchwanken, die in ihrem regen Sinne für die Anforderungen der Mode zuletzt auch den Mann als ein Toiletteſtück betrachten,

und ebenſo wie einer Robe, die man nicht immer tragen kann, auch des ewigen Einerlei ihres Mannes überdrüſſig werden, den man nicht einmal wie jene mit einem Spitzenbeſatze auffriſchen oder blau färben laſſen kann.

Wüßte Frau Wolter nicht ſolche Rollen durch wahre Leidenſchaft zu adeln, man müßte über dieſe Modedamen, die ihrem Manne im dritten Acte durchgehen, aber nicht — wie man vermuthet hätte — mit ihrem Schneider, ſondern mit einem Liebhaber, die, ſobald ſie gefallen ſind, die reinen Engel werden und nach den Flitterwochen des Ehebruches zu den Gatten, die erſt richtig denken, nachdem ſie den Verſtand verloren, reuig zurückkehren, fürchterlich lachen. Doch eine Schauſpielerin wie die Wolter kann es ſelbſt unter den erſchwerenden Umſtänden eines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums unternehmen, ſolche Rollen fortzuſpielen, und ſie wird gewiß noch lange die Zuſchauer, ſowie über die Dummheiten der Handlung, auch über die Dummheiten der Zeit hinwegzutäuſchen wiſſen.

Das Burgtheater iſt doch ein wahrer Jungbrunnen; nicht nur die Schauſpieler desſelben altern nicht, auch der Director fühlt ſich ſo jugendlich friſch, daß er ungeachtet ſeiner fünfzig Jahre vom Schaffensdrange erfüllt iſt und nur, um ſich ſeinen poetiſchen Arbeiten ganz hingeben zu können, von der Leitung des Theaters zurückzutreten entſchloſſen iſt. Wir bedauern es im Intereſſe des Theaters, wie des Dichters, daß dieſer literariſche Johannistrieb zu mächtig iſt, um ſich beſchwichtigen zu laſſen, obzwar wir begreifen, wie leicht

man es müde werden kann, neben dem Pegaſus auch noch den Kanzleiſchimmel zu tummeln, und denjenigen bewundern, der freiwillig auf alle Würden verzichtet und ſich nur mit jenen begnügt, die das Talent verleiht. Selbſtverſtändlich ſtrecken jetzt ſehr viele die Hand begehrlich nach dieſem ſchönen und ehrenvollen Amte aus, aber man nennt unter den Candidaten auch Solche, die noch weit eher zur Leitung eines Aquariums Beruf hätten, als zu der eines Theaters, kurz, es findet, wie immer bei der Vergebung wichtiger Aemter, ein Turnier unfähiger Bewerber ſtatt, die, ſtatt mit geſchloſſenen Viſiren, mit vernagelten Köpfen in die Arena reiten.

Auch die Politik hat in der letzten Zeit neuerdings eine große Aufregung hervorgerufen, auf jede Beſchwichtigung folgt ſofort eine neue Beunruhigung, und wenn man ſich heute mit der ſüßeſten Eintracht niederlegt, ſteht man morgen mit der wüthendſten Kriegsfurie auf. Wir ſind nicht kurzſichtig genug, um zu wiſſen, was geſchehen wird! Es gibt einen wirren Knäuel von Fragen, und da wir den gordiſchen Knoten weder löſen noch zerhauen können, bleibt nichts übrig, als darüber zu lachen. Und neben politiſchen tauchen immer die ſocialen Fragen wieder auf. In Belgien ſtriken die Arbeiter in den Kohlengruben, und bei uns ſtriken einige Actiengeſellſchaften und wollen keine Zinſen bezahlen. Eine ſolche Einſtellung der Dividende kann aber unter Umſtänden nicht nur für die Actionäre, ſondern auch für die übrige leidende Menſchheit ſehr bedenklich werden. Denn ein ehemals viel beſchäftigter Arzt, der in die glückliche Lage gekommen war, ſeine ſämmtlichen

Patienten aufzugeben, das heißt, ſie nicht mehr aufzugeben, da er keinen mehr behandelte, ſondern ſich in das Privatleben zurückgezogen hatte, erklärte neuerlich vor der Eröffnung einer Generalverſammlung einigen Verwaltungsräthen, mit denen er heftig geſtritten hatte, daß der etwaige Beſchluß, den Coupon nicht einzulöſen, Tauſenden das Leben koſten würde. Und als die erſchrockenen Zuhörer, die fürchteten, ein verzweifelter Actionär beabſichtige ein Dynamit-Attentat zu begehen, um nähere Aufſchlüſſe in den Doctor drangen, erwiderte der promovirte Meuchelmörder, indem er drohend die Fauſt ballte, daß er dann ruinirt und gezwungen wäre, ſeinen ärztlichen Beruf wieder auszuüben.

Doch ich will nicht das Gemüth meiner Leſer durch die Erzählung derartiger trauriger Vorfälle noch mehr verdüſtern, und lieber der freudigen Genugthuung darüber Ausdruck geben, daß die ſchon ſeit Langem reichlich quellende Budget-Debatte in unſerem Abgeordnetenhauſe noch immer nicht verſiegt iſt.

Sie war auch diesmal häufig durch bengaliſche Aperçus beleuchtet, aber ich will nur eines dieſer Worte, das mit Beifall aufgenommen wurde, citiren, daß man nämlich, um zu allen Zeiten ein guter Oeſterreicher zu ſein, vor Allem ein ſehr geübter Oeſterreicher ſein müſſe, da dasſelbe auch im zweiten Bande meiner geſammelten „Wiener Spaziergänge“ (Seite 174) zu finden iſt und ich conſtatiren will, daß ich der Chriſtoph Columbus bin, der dieſe Wahrheit entdeckt hat, während der Herr Abgeordnete Dr. Heilsberg, der ihr eine weitere Verbreitung gab, nur mein Amerigo Vespucci iſt. Ich habe

mir jedoch eigentlich über die Reden, die bisher gehalten wurden, kein beſtimmtes Urtheil zu bilden vermocht, denn ich habe der Lectüre derſelben kaum 10 Stunden gewidmet, und was iſt das bei Reden, die für die Ewigkeit berechnet ſind? Nur eines iſt mir, ungeachtet dieſes flüchtigen Leſens, haften geblieben, daß wir wieder mit neuen Steuern bedacht werden ſollen. Ich glaube nicht, daß ſich gegen dieſe eine begründete Einwendung vorbringen ließe, nur ſollten dann nicht Jene, die ſich ihre Lage zu erleichtern ſuchen und, wie man von Zeit zu Zeit unter den Tagesneuigkeiten lieſt, im adamitiſchen Koſtüm auf der Straße ſpazieren gehen, regelmäßig als Narren in das Irrenhaus gebracht werden. Wenn man uns durch neue Steuern wild macht, dann erlaube man uns wenigſtens, auch wie die Wilden nackt herumzulaufen.

Zwei jugendliche Naive im Burgtheater auf einmal. — Todte und lebende Taſchenſpieler. — Ein altrömiſcher „Spaziergang".

19. Juni 1887.

Was ſagen Sie, meine ſchöne, wehrloſe Leſerin, dazu, daß die Regierung in Belgien den Sieg über die Oppoſition davongetragen hat, und daß nunmehr die „Maaslinie" doch befeſtigt werden wird? Sind Sie, ahnungsloſer Engel, ſehr erſchrocken darüber, daß in Serbien der Miniſter Garaſchanin geſtürzt wurde und an ſeine Stelle der noch ſerbiſchere Miniſter Riſtic getreten iſt? Welchen Eindruck hat auf Ihr unverdorbenes Gemüth die Panique auf dem Newyorker Kaffeemarkte und das Sinken der Weizenpreiſe in Chicago um volle neun Percent gemacht? Glauben Sie, daß ſich die deutſche Regierung mit der vom Reichstage bewilligten Erhöhung der Branntweinſteuer begnügen oder daß ſie dieſes unglückliche Getränk noch mehr ausſaugen wird, als bisher? Glauben Sie wirklich, — nein, Sie werden doch nicht wirklich glauben, daß ich über Weizenpreiſe plaudern, über den Branntwein unter Thränen lächeln, mir mit ſerbiſchen Staatsmännern die Zunge auskegeln und unter den detachirten Forts der Maaslinie „ſpazieren gehen" will?

Aber ich wollte nur darthun, daß oft gerade die wichtigſten Ereigniſſe zu unintereſſant ſind, um über ſie zu ſchreiben, und daß, wenn es an Kleinigkeiten, Dummheiten, Nichtigkeiten und Albernheiten, kurz an allen den unbedeutenden Dingen fehlt, über die man ſo gern die Achſeln zuckt und die man mit ſolcher Vorliebe lieſt, die Zeitgeſchichte ſehr langweilig zu werden droht.

Wenn wir unter den Vorgängen der letzten Tage, die nicht politiſcher Natur ſind, Umſchau halten, ſo müſſen wir vor Allem die Gaſtſpiele zweier Naiven im Burgtheater erwähnen, die Beide ſehr großen Beifall gefunden haben. Seit dem Brande der Komiſchen Oper in Paris ſind auch die Beſucher des Burgtheaters neuerdings ſehr ängſtlich geworden, und bei Luſtſpielen, in welchen ſich einer der Mitwirkenden zur Belebung des Dialoges eine Cigarre anzündet, oder bei Trauerſpielen, in denen geſchoſſen wird, iſt das Theater auffallend ſchwach beſucht. Die übergroße Aengſtlichkeit der Theaterbeſucher iſt wohl bei dem Pflichteifer der Aufſichtsorgane ziemlich übertrieben, und vielleicht trägt es noch zur Beſchwichtigung der Gemüther etwas bei, wenn ich mittheile, daß neulich ein höherer Baubeamter in einer Geſellſchaft erklärte, er könne nicht begreifen, weßhalb die Wiener gar ſo ſehr durch die Furcht beunruhigt würden, das Burgtheater könne abbrennen, da er aus beſter Quelle wiſſe, daß der alte Bauplan desſelben noch immer in der Regiſtratur höchſt gewiſſenhaft aufbewahrt werde, — eine Vorſicht, die allerdings mehr ein Troſt für den Aeſthetiker ſein dürfte, als für den Furchtſamen.

Das Gaſtſpiel des Fräuleins Reinhold ebenſo wie jenes des Fräuleins Formes hat wieder das Burgtheater gefüllt, denn die Neugierde trägt bei uns immer den Sieg über die Furcht davon. Fräulein Reinhold iſt nämlich erſt einundzwanzig Jahre alt und noch weiter von der Schneegrenze des Jubiläums iſt Fräulein Formes entfernt, die erſt ſiebzehn Jahre alt iſt. Es kommt wohl nur ſelten vor, daß man jugendlichen Liebhaberinnen den Vorwurf machen kann, ſie ſeien zu jung für die Hoftheater-Naivetät, und das Publikum wird nunmehr der Gewohnheit entſagen müſſen, ſolche Rollen von Damen der alten Garde geſpielt zu ſehen, die in jeder Liebesſcene ſchmerzlich erſtaunt zu ſein ſcheinen, noch in ihren reiferen Jahren von ſo jungen Gelbſchnäbeln zum Beſten gehalten zu werden.

Von literariſchen Neuigkeiten hätten wir nur die Ohrfeige hervorzuheben, die der Redacteur eines den Wirthshaus-Intereſſen gewidmeten Blattes, des „Stammgaſt", dem Redacteur einer Zeitung, welche die Sturmfahne des Antiſemitismus voranträgt, verabreichte, eine Kränkung, die in dieſer Woche zu einer Gerichtshandlung geführt hat. Wir können nur unſerm Bedauern über ſolche Thätlichkeiten Ausdruck geben und finden dieſe um ſo unbegreiflicher, da doch dem „Schriftleiter" einer culinariſchen Zeitſchrift die Küche, mit ihrem faſt unerſchöpflichen Reichthum an Lämmernem, Kälbernem und Schöpſernem, gewiß Material genug bietet, um einem Gegner unter dieſen Ueberſchriften die unangenehmſten Wahrheiten zu ſagen und jede Polemik dagegen ausſichtslos zu machen.

Sehr viele und ausführliche Nekrologe haben die Zeitungen anläßlich des Hinscheidens eines „Künstlers", des Taschenspielers Herrmann, gebracht, und manche dieser Nachrufe waren in einem Reclamenstile abgefaßt, als wenn der Verstorbene nur eine „Kunstreise" in das bessere Jenseits unternommen hätte. Wir wüßten diesen nichts mehr hinzuzufügen, als daß die Taschenspielerei nach unserer Ansicht ihre frühere Anziehungskraft vollständig eingebüßt hat, denn was ist der geschwindeste Zauberer, der uns die Uhr aus der Tasche wegescamotirt, ohne daß wir eine Ahnung davon haben, gegen die langsamste Transport-Gesellschaft, deren Actien wir gestern kauften und die schon heute keine Zinsen bezahlt, und läßt sich die Gewandtheit eines Prestidigitateurs, mit der dieser achtzehn Dutzend Baumwollsocken ohne Naht in dem Cylinderhut eines Zuschauers unbemerkt unterbringt, auch nur annäherungsweise mit jener eines Finanzministers vergleichen, der ein Anlehen von achtzehn Millionen placirt?

Man sieht aus dem Mitgetheilten, wie wenig Stoff die Ereignisse der letzten Tage dem Chronisten geboten haben. Warum gestattet man nicht dem Feuilletonisten, das Beispiel unserer Romanschreiber nachzuahmen, die, wenn ihnen die Gegenwart keinen Stoff bietet, einen solchen aus der alten egyptischen, griechischen oder römischen Geschichte wählen? Ich könnte dann, sobald mir die Gegenwart keine bemerkenswerthen Vorfälle böte, irgend eine interessante Woche aus der Zeit des römischen Kaisers Augustus wählen, sagen wir beispielsweise jene, in der neuerdings die bekannten Gesetze gegen die über-

handnehmende Eheloſigkeit erlaſſen wurden, und würde etwa folgende „Römiſche Spaziergänge“ ſchreiben:

In unſerm ſchönen alten Rom hat ſich in dieſer Woche nicht viel Erfreuliches zugetragen, und leider iſt uns nicht das glückliche Temperament unſerer Auguren zu Theil geworden, die einander, wie man weiß, nur zu begegnen brauchen, um ſchon darin einen unerſchöpflichen Stoff zum Lachen zu finden. Auch das ſchlechte Wetter, das plötzlich eintrat, ſtimmt den Civis romanus melancholiſch, denn es regnet und ſchneit, oder um mit unſerm ſo raſch populär gewordenen Freunde Horatius zu reden, „herabſteigt in Regenguß und Flocken Zeus“. Unſere Götter haben wohl viele Schwächen mit den Menſchen gemein, leider aber nicht die der Zerſtreutheit, ſonſt könnten wir doch hoffen, daß Zeus einmal zur Abwechslung uns als goldener und umgekehrt ſeiner Freundin Danaë als Graupelregen erſchiene, ein Tauſch, der gewiß für beide Theile höchſt erſprießlich wäre, da ſich durch denſelben unſere Finanzen ſehr beſſern und dagegen die Liebesgluthen der ſchönen Griechin bedeutend abkühlen würden.

Nur die Laune unſerer heiratsfähigen Damen war in dieſer Woche eine außerordentlich roſige, denn den allgemeinen Klagen über die immer ältere Jungfern anrichtende Eheloſigkeit unſerer ſpätrömiſchen Zeit wird durch das eben erfloſſene Geſetz, die Lex Papia Poppaea, durch das unſere Männerwelt wieder zum Heiraten animirt werden ſoll, wohl ſchon in nächſter Zukunft abgeholfen werden. Jedenfalls wird in Folge des neuen Geſetzes die Converſation ſich weit mannigfaltiger ge-

ſtalten als bisher, und man wird doch wieder die Leute, denen man begegnet, fragen können: „Wie befindet ſich Ihre werthe Frau Gemalin?" ohne darauf regelmäßig dieſelbe Antwort zu erhalten: „Ich danke beſtens, ich habe keine."

Auch auf unſerm Sklavenmarkte, der eine feine Empfindung für die Tragweite politiſcher und ſocialer Vorgänge hat, haben die neuen Geſetze gegen die Eheloſigkeit einen großen Einfluß geübt. Junge, ſchöne Sklavinnen verflauten ſich, da die Speculation annahm, daß den alten Junggeſellen, die jetzt gezwungen ſind, zu heiraten, der Kauf jener von ihren neuen eiferſüchtigen Gattinnen nicht mehr geſtattet werden dürfte, und nur die Käufe eines größeren Hauſes verhinderten einen jähen Cursſturz. Dagegen „zogen", um im Marktjargon weiter zu ſprechen, alte Sklavinnen „etwas an". Ich hoffe, der Leſer werde mich nicht für unbeſcheiden halten, wenn ich ihm mittheile, daß ich ſelbſt die abbröckelnden Curſe zu einem Gelegenheitskaufe benützt und eine junge, hübſche Sklavin, Namens Fulvia, zu einem ſehr annehmbaren Preiſe erſtanden habe. Sie hat nicht nur eine große Neigung zum Tanze und zum Zerſchlagen irdener Gefäße, ſie ſcheint auch ſchriftſtelleriſches Talent zu haben, nur bedient ſie ſich nicht der Wachstafeln, ſondern hat mir erſt vorgeſtern ein ganzes Feuilleton ins Geſicht gekratzt. Ich konnte auch in Folge dieſer kleinen Entſtellung meiner Geſichtszüge eine Einladung meines hochverehrten Gönners Mäcenas zu einem Krüglein Cäcuber nicht annehmen, worauf er mir ebenſo huldvoll wie witzig erwidern ließ, es ſei ein Glück, daß Feuilletons keinen Anſpruch auf

Unſterblichkeit hätten, und er hoffe daher, daß auch das von meiner Fulvia verfaßte binnen Kurzem vernarbt ſein werde.

Ich denke, ein ſolcher römiſcher Spaziergang nimmt ſich mindeſtens ebenſo altrömiſch aus, wie irgend ein Roman, der in jener Zeit ſpielt.

Herbſtwehmuth und Sommerreminiscenzen. — Der in ſeinen 24.000 Frauen beleidigte Sultan und die Wiener Witzblätter.

25. September 1887.

Der Herbſt iſt gekommen, die Blätter falben, Wald und Garten ſind ſtumm geworden, und die Sänger, die in den Zweigen gewohnt, werden wohl bald auf den neueſten Damenhüten niſten. Nur ſelten wandelt noch in den thaunaſſen Auen ein traumhäuptiger Spaziergänger, aber die Grille zirpt nicht mehr ihr Lied im Graſe, galante Schmetterlinge fächeln nicht mehr den Blumen in weißen Spitzenkrägen und blauen Sammtmantillen Kühlung zu; die Ameiſe verrichtet nicht mehr ihre Geſchäftsgänge, ſondern hat ſich in ihr dunkles Comptoir zurückgezogen, und die Heuſchrecke hüpft nicht mehr in ihrem ſtutzerhaften Anzuge aus demſelben grünen Stoffe über die Wege. Nur die Schwalben ſind fortgezogen in weite blauende Fernen. Wo habt ihr Glücklichen euch ein neues Heim geſucht, auf dem Capitäl einer korinthiſchen Säule, in dem Schoße einer geheimnißvollen Sphinx oder unter den goldenen Kuppeln orientaliſcher Paläſte? O Fortuna, warum jagſt du auf deinem Velocipède ſo raſch vorüber, daß wir keine deiner Gaben erhaſchen können, daß wir Armen entſagend in einen Horizont von Dächern, Thürmen und Rauchfängen ausblicken

und die ſchwere Luft wieder einathmen müſſen, welche die große Stadt, dieſer ſteinerne Behemoth, aus ſeinen Nüſtern bläſt!

Doch nein, wir wollen nicht in ſo undankbarer Weiſe unſere ſchöne Vaterſtadt begrüßen. Wir alle freuen uns, unſeren Freunden die Hand drücken zu können und die ſchönen Frauen und Mädchen Wiens wieder zu ſehen und plaudern zu hören. Wie angenehm überraſcht war ich ſchon, als ich im Monate Juli die Furkaſtraße in der Schweiz hinabfuhr und ich plötzlich hinter mir im Poſtwagen aus einem weiblichen Munde wieneriſche Laute vernahm. In der großartigen fremden Gletſcherwelt dieſe ſanften Heimatsklänge zu vernehmen, — mir war zu Muthe, als wäre ich im Nibelungenliede auf ein Schnadahüpfl geſtoßen! Die junge Wienerin bat erſchreckt ihren Mann, der den Rhonegletſcher beſſer ſehen wollte, ſich nicht ſo weit aus dem Wagen hinauszubeugen, und ihre Furcht war nur zu berechtigt, denn ihr Gatte hatte eine ſo große Naſe, daß er durch ſie leicht das Uebergewicht nach vorne erhalten und in den Abgrund hätte ſtürzen können.

Und wie freuen ſich alle diejenigen, die während des Sommers als Nomaden von Gaſthof zu Gaſthof gezogen ſind, ihrer Häuslichkeit, des eigenen Tiſches nach der Table d'hôte, bei der das Fleiſch nur eine ſymboliſche Bedeutung zu haben ſchien, ſo klein und dünn geſchnitten war es, und die Wirthe den Rothwein, um zu zeigen, daß er waſchecht ſei, mit Waſſer vermiſcht hatten; des eigenen Ruhebettes nach den Sofas, die ſich ein Märtyrer nicht härter hätte wünſchen können,

ſowie der anderen erprobten Möbel nach den rheumatiſchen Zimmereinrichtungen, die ſie kennen gelernt, und ſelbſt des Wiener Fiakers nach allen den Rumpelkaſten, die unbequemer waren als der Rollſtuhl, mit dem Regulus bergab zu fahren pflegte. Nur an die Schreckgeſtalt des häuslichen Hausmeiſters kann man ſich lange nicht gewöhnen, nachdem man den gelehrten Portier kennen gelernt hat, der in allem Beſcheid weiß und in den vornehmen Gaſthöfen die ordentliche Profeſſur des Thor-aufſperrens bekleidet, der ſich als Geograph entpuppt, wenn man die kürzeſte Reiſeroute zu wiſſen wünſcht; als Meteorologe, wenn man über das Wetter Auskunft verlangt; als ſcharfſinniger Archäologe, wenn man ihn über das Alter der Tiſchnachbarinnen befragt; der ſämmtliche Culturſprachen ſpricht, aber die Philologie nur als Hilfswiſſenſchaft der Hausmeiſterei betreibt und ſtatt der Lehrkanzel nur die Portiersloge gewählt zu haben ſcheint, um einem unwiderſtehlichen inneren Drange zu gehorchen.

Diejenigen, die während des Sommers abweſend waren, erzählen jetzt einander ihre intereſſanten Erleb-niſſe und tauſchen ihre Reiſe-Eindrücke aus:

„Wie haben Sie ſich in Iſchl unterhalten, theure Freundin?" — „O, es war unausſtehlich; man begegnet dort allen Bekannten, denen man in Wien ausgewichen iſt. Und Sie Glückliche waren auf Rigi-Kaltbad?" — „Ich habe mich dort entſetzlich gelangweilt; denken Sie, ich habe kein einziges bekanntes Geſicht dort geſehen."

„Ich gehe nie wieder in ein Modebad; ſchon beim Mittageſſen theilten ſich meine Nachbarn die telegraphiſch

angelangten Curſe der Vorbörſe mit.“ — „Und ich habe es verſchworen, jemals die Alpeneinſamkeit aufzuſuchen. Die Poſtverbindung war ſo ſchlecht, daß man, wenn die Welt zu Grunde gegangen wäre, dieſe immerhin intereſſante Neuigkeit erſt vierzehn Tage ſpäter erfahren hätte.“

„Sie waren in Franzensbad?“ — „Ja, ich habe eine kleine Sultansreiſe in dieſes Frauenbad unternommen, aber nur eine Fülle — magerer Damen dort geſehen.“ — „Ach, wären Sie doch zu uns herüber nach Marienbad gekommen. Es waren ſehr hübſche weibliche Curgäſte anweſend; aber freilich, ſie zu entführen, wäre, wenigſtens am Beginne der Cur, keine Frage des Herzens, ſondern der höheren Gymnaſtik geweſen.“

„Haben Sie ſich in St. Moriz erholt?“ — „Ich kam ganz abgeſpannt dorthin; aber ſchon als ich die erſte Rechnung bezahlte, fühlte ich mich ſo erfriſcht, daß ich aus der Haut hätte fahren mögen. Und haben Sie in Tirol die Zerſtreuung gefunden, die Sie geſucht haben?“ — „Es war ſehr wohlfeil, und ich habe in Folge deſſen meiſtens Reiſende getroffen, die dort eine Verfettungscur zu gebrauchen vorhatten.“

Diejenigen aber, die Wien nicht verlaſſen konnten und für welche die Freuden des Sommers nur in ſauren Gurken beſtanden haben, überraſchen uns durch die Mittheilung der wichtigen Neuigkeiten, die ſich während unſerer Abweſenheit zugetragen haben:

„Wiſſen Sie ſchon, daß der gute Oscar endlich doch eine Frau zum Altare geführt hat?“ — „Nicht möglich. Trotz der Schüchternheit, die er ſtets dem

weiblichen Geſchlechte gegenüber an den Tag gelegt hat?" — „Gerade in Folge derſelben. Er ſah nämlich zu wiederholtenmalen eine reizende Witwe, eine Dresdenerin, die eine Vergnügungsreiſe nach Wien unternommeu hatte, und da er nicht den Muth hatte, ihre Bekanntſchaft zu machen, heiratete er ſie."

„Der arme Baron Arthur, er hat im heurigen Sommer den letzten Reſt ſeines kleinen Verſtandes verloren!" — „Um des Himmels Willen, wie iſt das gekommen?" — „Er hat ſich in die dicke Caſſierin eines kleinen Caféhauſes zum Sterben verliebt. Er hat mir die unorthographiſchen Liebesbriefe gezeigt, die er von ihr erhielt, und diejenigen, die er ebenſo unorthographiſch an ſie richtete. Ich habe nie ein Liebespaar geſehen, das ſo gegen die einfachſten Regeln der Rechtſchreibekunſt in einander verliebt geweſen wäre und mit ſolcher Offenheit ſeine heimlichſten orthographiſchen Fehler ausgetauſcht hätte! Sie geſtand ihre Liebe ohne „e", wogegen er ihr ewige Treue ſchwur mit kleinem „t", und ſie vergoß Thränen mit einem doppelten „n", die er zu trocknen verſuchte mit einem weichen „d".

Allein, man muß ſich, ſo lange die Saiſon noch nicht zu neuem Leben erwacht iſt, mit ſolchen Unterhaltungsſtoffen begnügen. „Defraudationen" ſind doch wirklich bei uns etwas zu Alltägliches, als daß man über den Proceß Zalewski, der in dieſer Woche bei Gericht beendet wurde, ſprechen könnte, und die Beſchwerde, die der Sultan darüber geführt hat, daß die Wiener Witzblätter ihn und die Damen ſeines Harems durch den Griffel ihrer Zeichner ſo häufig

carikiren, iſt zu begründet, als daß wir uns erlauben ſollten, ſie zum Gegenſtande unſeres Spottes zu machen. Man weiß, daß der Sultan kein Opfer ſcheut, um ſeinen Harem möglichſt zu completiren und zu einem leuchtenden Vorbilde für andere Anſtalten dieſer Art zu machen. Es kann ihm nun gewiß nicht gleichgiltig ſein, wenn er bei einem anſtrengenden mehrſtündigen Marſche, den er mit wurfbereitem Schnupftuche durch die zahlloſen Reihen ſeiner Odalisken zu bekannten Zwecken unternimmt, plötzlich entdeckt, daß der Schmerz und Gram über die Caricaturen ihrer Perſon in der neueſten Nummer eines Wiener Witzblattes deren Haar über Nacht gebleicht und deren ſtrahlende Mondgeſichter gerunzelt habe, und er ſich ſo bemüſſigt ſieht, ſein Schnupftuch, ſtatt es auszuwerfen, wieder ungebraucht in den Wäſchekaſten zurückzulegen. Ich glaube daher, es wäre die Pflicht unſeres Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Kalnoky, dem türkiſchen Botſchafter zu erklären, daß die Wiener Witzblätter vor dem Padiſchah und den vierundzwanzigtauſend Damen ſeiner Familie den größten Reſpect haben, und daß ſie nur in Folge des während der todten Saiſon eingetretenen Stoff-Ramadans, wie die rechtgläubigen Feuilletoniſten ſich ausdrücken würden, eine ſcherzhafte Ueberſchreitung der türkiſchen Anſtandsgrenze ſich erlaubt haben.

Die Morgensonne des Krieges. — Bismarck als hungriger Tischgast. — Eine alltägliche Ehebruchsgeschichte im Burgtheater. — Meixner als aufgeregter Holländer.

4. December 1887.

Krieg oder Frieden, das ist noch immer die Frage. Die deutsche Thronrede hat uns in den kriegerischesten Ausdrücken die Hoffnung gegeben, daß der Friede erhalten bleiben werde; dagegen hat uns die Berliner „Post" in wahrhaft idyllischer Weise den nahen Krieg in Aussicht gestellt, indem sie die Morgensonne eines russisch-österreichischen Krieges am Himmel erblickt haben will. Ach Gott, heute roth — Morgensonne! Der Czar ist zwar wirklich in Berlin zum Besuche des deutschen Kaisers eingetroffen, obwohl die Zeitungen denselben mit der größten Bestimmtheit angekündigt hatten; aber man weiß noch immer nichts Genaues über die Ergebnisse dieser Zusammenkunft. Wir für unseren Theil sind jedoch der festen Ueberzeugung, daß der Czar Alles durchsetzen werde, was Bismarck sich vorgenommen hat. Wenn demnach auch die „Post" in dem wegen seiner mangelhaften Beleuchtung mit Recht so verrufenen Schoße der Zukunft die Sonne eines Krieges leuchten sieht, so möchten wir dagegen mit jener Sicherheit, welche eine Actie der Wiener Privat-Telegraphen-Gesellschaft ge-

währt, die Prophezeiung riskiren, daß der Friede erhalten bleiben werde.

Sofort nach der Abreiſe des Czars wurden wir durch „Enthüllungen" überraſcht, die zwar nicht für das Ballet, jedoch für das ſo gerne im Finſtern ſchleichende Melodrama einen paſſenden Vorwurf bieten würden. Es ſollen nämlich von tückiſchen Intriganten Bismarck-Briefe gefälſcht worden ſein, bei deren Abfaſſung die Orleans ſich betheiligt hätten, und die Berliner Hofpartei wird beſchuldigt, gegen den großen deutſchen Staatsmann gefährliche Kabalen geſchmiedet zu haben. Dieſen iſt es, wie jetzt die Sonne an den Tag gebracht hat, zuzuſchreiben, daß bei dem Hofdiner zu Ehren des Czars Fürſt Bismarck nicht dieſem gegenüber, ſondern weiter abſeits einen Platz erhielt, ſo daß bei dem Auftragen der Speiſen die beſten Stücke immer von der dem Czar zunächſt ſitzenden Hofpartei weggekapert werden konnten, während der geniale Kanzler auf der Schüſſel mit Poulards kein einziges Stückchen des beſſeren weißen Fleiſches mehr vorgefunden haben ſoll. Doch wir wollen hoffen, daß unſer treuer Bundesgenoſſe, der ſchon mächtigere Feinde beſiegt hat, auch die Kabalen der fremdländiſchen Exilenzen und einheimiſchen Exellenzen zunichte machen werde.

Die Politik, deren Vorgänge wir bisher immer als ſehr trocken angeſehen haben, iſt plötzlich zu einem ſenſationellen Drama geworden, deſſen Entwicklung wir mit der größten Spannung verfolgen, und ſie hat jetzt ſelbſt das weibliche Publicum erobert, denn Fälſchungen und Kabalen dürfen immer auf eine kleine Gänſehaut des-

ſchwachen Geſchlechtes rechnen. Dagegen wird jetzt im Burgtheater ein Drama aufgeführt, das äußerſt trocken iſt, in dem faſt gar nichts vorgeht und der Dichter mit großer Geſchicklichkeit jeder Verwicklung ausweicht, das aber doch große Spannung erregt, ſo zwar, daß man ſich noch, nachdem es zu Ende iſt, fragt: Wie wird das enden? Ich ſpreche über dieſes Stück ſelbſtverſtändlich nicht als Kritiker, ſondern weil es der Verfaſſer „Eine alltägliche Geſchichte" nennt und Alltagsgeſchichten in meinen Wirkungskreis fallen.

Wie man weiß, handelt es ſich in dieſem Drama um einen Ehebruch, den der Dichter zu den Vorgängen rechnet, die ſich alle Tage ereignen, ja der eine ſo alltägliche Geſchichte iſt, daß dieſe nicht einmal den ganzen Abend ausfüllt. Der ſolide Werkeltagsjunggeſelle muß hienach ſchaudernd vor jedem angetrauten weiblichen Weſen zurückbeben, wenn er die demoraliſirenden Folgen der Ehe kennen lernt, und er muß zu der Anſicht gelangen, daß die Ehemänner mit den reſpectabelſten Perrücken zu Hauſe in ihren vier Wänden Hörner tragen und daß die Frauen immer nur auf den Eintritt eines paſſenden Liebhabers warten, um mit dieſem durchzugehen.

Die Flitterwochen des Ehebruches ſind, wenn die alltägliche Geſchichte des Herrn Coſtetti beginnt, ſchon vorüber. Der Herzog hat ſeine Gattin nicht ſo ſtürmiſch geliebt, wie ſie erwartet hatte, und die Vereinigung iſt kinderlos geblieben. Vielleicht hat er ſich ſchon früher ausgetobt, und die Ehe war dann für ihn nur der ſchwarze Kaffee nach einer Orgie. Sonſt iſt die Gewohn-

heit die Schutzgöttin der Ehe, wenn der kleine Liebesgott ſich aus dem Staube gemacht hat. Aber die Herzogin ſehnt ſich nach Zerſtreuung, und wäre es auch nur jene, die uns Gewiſſensbiſſe bieten. Ihr Gatte hat einen jungen Freund, einen Grafen und vollſtändig unfähigen Diplomaten, der möglicherweiſe einmal, ſowie unſere Barbiere ihre Lehrlinge in das Invalidenhaus ſchicken, damit ſie ſich an den grauen Bärten der unglückſeligen alten Krieger im Raſiren üben, ſeine Regierung als Geſchäftsträger bei einem alten, invaliden Staate vertreten wird, um ſich dort in der Diplomatie auszubilden. Er iſt vorläufig nur Lebemann, einer von jenen Dutzendgecken, wie ſie auf den Corſos, Boulevards, Ringſtraßen der Großſtädte umherlaufen, er reitet, er jagt nach Orden ſelbſt der kleinſten Souveräne, wenn ſie nur an einem rothen Bande zu tragen ſind, kurz, er iſt ein — ich bitte, Brehm's Thierleben nachzuleſen. Es wundert uns, da wir die Menſchen nach ihrem Umgange beurtheilen, daß ihn der Herzog zum Freunde gewählt hat; aber wir fänden es nicht auffallend, daß er der Geliebte der Herzogin wird, denn in der Liebe raiſonnirt man nicht, und die geiſtvollſte Frau kann in einen Laffen zum Sterben verliebt ſein; aber die Herzogin hat keine Leidenſchaft, nur Launen, und die Liebe zu dem Freunde ihres Mannes iſt nur eine Art von Uebellaunigkeit bei ihr. Sie hätte ein koſtbares Service von Sèvres-Porcelan zerbrechen können, aber ſie bricht die Ehe. Sie hätte vielleicht ihre Launen durch die ſeltenſten Toiletten befriedigen können, allein ſie wählt die Alltagsmode, den Ehebruch. Wie aber in der Tagesmode auf das

tugendhaft bis zum Halſe geſchloſſene Kleid das leicht-fertig bis wer weiß wohin ausgeſchnittene folgt, und auf dieſes oft wieder das züchtig geſchloſſene, ſo folgt bei den Ehebrecherinnen auf den Mann der Liebhaber und auf den Liebhaber nicht ſelten wieder der Mann.

Die „Alltägliche Geſchichte" beginnt mit der Reue, der Liebhaber Alberto hat ſeinen Abſchied erhalten und der Hahnrei iſt wieder Hahn im Korbe. Der Herzog hat einen Brief an den Hausfreund über wichtige Dinge, über den Verkauf einer Stute und über einen Orden, natürlich mit rothem Bande, geſchrieben, und die Herzo-gin, die den Brief abſenden ſollte, hat unbemerkt ein kleines Addio für ewig an den ihr gleichgiltig gewordenen Geliebten hinzugefügt. Aber der Menſch denkt und die Poſt lenkt. Die Poſt iſt zwar eine der langſamſten Strafen, aber ſie erreicht den Schuldigen doch. Die Herzogin war entweder zerſtreut oder der ganze Alberto war ihr zu langweilig, kurz, ſie hat den Brief nur an den Grafen Alb adreſſirt, und da er mit dieſem Bruch-ſtücke eines Namens unbeſtellbar iſt, gelangt er an den Herzog zurück. Eine Ehebrecherin muß, wenn wir nicht den erſten Stein auf ſie werfen ſollen, leidenſchaftlich lieben, und wenn ſchon die Poſt in einem Ehebruchs-drama vorfährt, ſo erwarten wir nicht die Briefpoſt, ſondern die Fahrpoſt, mit der die Liebenden durchgehen. Es iſt gerade Eſſenszeit, als der Poſtbeamte dem Herzog den Brief zurückbringt; die Herzogin und der Graf ſind eben in den Speiſeſaal vorangegangen. Der Herzog folgt, nachdem er den Empfang beſtätigt hat, nach, aber bei der Thür fällt ſein Blick auf die Zeilen ſeiner Gattin, die

den Liebhaber aller Pflichtverletzungen entbinden; er greift ſich an die Stirne, findet dort, was er nicht geſucht hat, und ſetzt ſich zu Tiſche. Wie überwältigend großartig muß aber ein Riſotto zubereitet ſein, wenn uns die Untreue einer Frau nicht den Appetit rauben ſoll!

Der Herzog hat ſchon früher, ehe er noch wußte, daß er Fachmann ſei, ſeinem Schwiegervater, der an einem Duelle wegen eines Ehebruches als Secundant betheiligt iſt, mitgetheilt, daß er das Blutvergießen in einem ſolchen Falle nicht billige, ſondern den trockenen Weg der Verachtung vorziehe. Der italieniſche Rechtsgelehrte Beccaria ſchrieb zwar ein berühmtes Buch gegen die Tortur und wollte doch, als er ſelbſt beſtohlen wurde, daß der Dieb auf die Folter geſpannt werde. So glaubt man auch, der Herzog, der gegen das Duell betrogener Ehemänner geſprochen habe, werde, da er ſelbſt betrogen ſei, die Theorie im Stiche laſſen und ſich mit dem Beleidiger ſchlagen. Allein wenn ihm auch die Gattin und der Freund untreu geworden ſind, er wenigſtens bleibt ſich treu und widmet den ganzen zweiten Act ausſchließlich der Verachtung. Aber die Verachtung iſt kaum für die Eingeweihten, nämlich das Publicum, erkennbar, welches weiß, daß der Ehemann den Brief geleſen hat, und gar nicht für die ferne Stehenden, nämlich die Herzogin und den Grafen, die das noch nicht wiſſen. Denn es iſt vorerſt nur eine ſtille Verachtung, die nur in bedeutſamen Blicken, ſonderbarem Achſelzucken und durchbohrendem Hineinſtecken der Hände in die Taſchen beſteht. Die Herzogin erräth die geheimnißvolle Verachtung ſo wenig, daß ſie noch am Schluſſe des Actes den Gatten einladet,

mit ihr einen Abendſpaziergang im Garten zu unternehmen, und ihm, da ein Gewitter die traulich Wandelnden zwingt, zurückzukehren, eine äußerſt ernſte Liebeserklärung macht. Dieſes Unwetter iſt eigentlich der bedeutſamſte Vorgang in dem Stücke, denn es ſcheint ein ganzes Synedrion von Gewittern zuſammengetreten zu ſein, um ſeiner Empörung Luft zu machen. Donnerwetter, was für ein Donnerwetter!

Der Graf hat ſich während des Spazierganges der Beiden, im Schlafzimmer der Herzogin verſteckt, um dieſer mitzutheilen, daß ihr Gatte ihm nicht, wie es ſchien, den Brief, ſondern nur den Umſchlag desſelben zurückgegeben habe, und er ſpringt, als der Herzog der Herzogin unerwartet in den Salon folgt, von dem hohen Balcon in den Garten. Er bricht den Arm, und das bricht ihm den Hals. Denn der Herzog, der wohl an dem Plumps ſeinen langjährigen Freund erkannt hat, gibt im nächſten Acte vor, daß es nur ein Dieb geweſen ſein könne, der vom Balcon hinabgeſprungen ſei, und da der Graf den Schmerz, den ihm der Armbruch verurſacht, nicht zu verbergen vermag, jagt er dieſen als ertappten Juwelendieb aus dem Hauſe. Seine Frau jedoch ſtellt er ihrem Vater zurück, wohlweislich aber nicht durch die Poſt, da er ja ſonſt unvermuthet wieder in den Beſitz derſelben gelangen könnte. Das iſt die offene Verachtung. Das Stück iſt nun allerdings zu Ende, aber die Verachtungs-Theorie des Herzogs muß erſt anfangen, ſich in der Praxis zu bewähren. Kein Menſch wird daran glauben, daß der Graf wirklich ein Juwelendieb ſei, wenn er mit hochgeröthetem Knopfloche

im Jockey-Club erſcheinen wird, und dies umſoweniger, da der Herzog gleichzeitig ſeiner Frau die Thür gewieſen hat und man ſich doch nicht von ſeiner Frau trennt, weil dieſer ihr Schmuck, nämlich Perlen und Brillanten, geſtohlen worden iſt.

Ich habe nur dieſe alltägliche Geſchichte mit Randbemerkungen wiedererzählt; aber wenn es auch nicht meine Sache iſt, über die Schauſpieler, die in dieſem Stücke mitgewirkt haben, ein Urtheil abzugeben, ſo kann ich doch nicht widerſtehen, zu bemerken, daß mir Herr Meixner in ſeiner kleinen Rolle als holländiſcher Gärtner außerordentlich gefallen hat. In dem Zeugenverhöre, das der Herzog mit ſeinen Dienſtleuten anſtellt, um dem angeblichen Juwelendiebe auf die Spur zu kommen, wird auch der dicke Holländer von ihm vernommen. Dieſer, dem eine ſeltene Mimoſe durch den Sprung des Grafen zertreten worden iſt, kann, wie er ſagt, ſeine Aufregung kaum bemeiſtern, und man fürchtet auch in der That, daß er in jedem Augenblicke einſchlafen könnte. Er legt ein köſtliches Phlegma an den Tag, er zieht jedes Wort mühſam auseinander, als wenn es aus Kautſchuk wäre, und welcher Aufruhr muß in dem Innern dieſes Mannes toben, damit er überhaupt ſpricht. Die Holländer ſind nämlich ſtille Menſchen, und wenn ſie geſtorben ſind, merkt man es anfangs gar nicht, denn ſie ſind dann nur um eine unbedeutende Nuance ſchweigſamer als vorher.

Ein neues Jahr. — Hamerling als Satiriker.

1. Jänner 1888.

Ein neues Jahr? Wenn man immer nur von den muckeriſchen und jeſuitiſchen Ideen hört und lieſt, die unſere Zeit bewegen, ſo vergißt man endlich ganz, daß ſich die Erde noch bewegt. Ja, ja, im Kalender ſteht es: ein neues Jahr! Wieder ein Blatt aus dem kleinen Checkbuche des Lebens herausgeriſſen, und wie lange währt es, wird unſer ganzes Guthaben erſchöpft ſein. Schnell wie ein Tag geht ſo ein Jahr vorüber, und doch beſteht es aus 365 Tagen, von denen mancher allein uns ſo lange wie ein Jahr zu währen ſchien. Denn wer hätte nicht wenigſtens Einen Tag der Sorge oder Erwartung durchlebt, an dem die lahmen Minuten an den Zeigern der Uhr, wie auf zwei Krücken, mühſam dahinſchlichen? Aber geſtern iſt ſchon eine Erinnerung, morgen wieder eine Hoffnung, und nur heute die traurige Wirklichkeit! Nur dieſe gilt es, wenn auch nicht zu verſcheuchen, ſo doch zu verkürzen, und darum widmen wir unſere Gedanken und unſere Laune dem kurzlebigen Heute, das von den Dichtern ſo vornehm abgelehnt wird, und dem ſchnellvergeſſenen Tage, den die Philoſophen nur mitleidig über die Achſel anſehen, und überlaſſen dieſen neidlos die Nachwelt und die Ewigkeit.

Aber die harmloſe Heiterkeit iſt nicht immer möglich in unſerer Zeit, in der die Dummheit die Offenſive ergriffen hat, ſo daß man jeden Schrittbreit gegen ſie vertheidigen muß. Man greift zum Spott als Waffe, und wer die Ereigniſſe des Tages humoriſtiſch beſprechen will, muß ein Kämpfer ſein. In dieſem Sinne will ich gerne zu den „beißendſten der Spötter" gehören, zu denen mich der in Graz lebende, aber berühmte Dichter Robert Hamerling in ſeiner neueſten ſatiriſchen Dichtung „Homunculus" ein bischen ſpöttiſch rechnet.

Das Gedicht, das Herr Hamerling ein modernes Epos nennt, fluthet, ein wahrer ſatiriſcher Amazonenſtrom, in zehn Geſängen breit dahin. Leider iſt die Seitenzahl nicht, wie ſonſt üblich, oben an dem Kopfe jeder Seite, ſondern unten am Fuße angegeben, ſo daß der rüſtige Schwimmer, wenn er manchmal etwas ermüdet aufblickt, um zu ſehen, unter welchem Grade epiſcher Breite er ſich bereits befindet, über ſich nur eine troſtloſe weiße Leere ſieht. Aber wenigſtens bietet das Versmaß, vierfüßige Trochäen, keine Stromhinderniſſe. Ich für meine Perſon liebe es wegen ſeiner Beſcheidenheit; denn ach, wie viele auf vier Füße berechnete Talente gibt es nicht, die ſich trotzdem einer fünffüßigen Zeitverſchwendung hingeben! Die Bezeichnung „modernes Epos" iſt zwar ſtrenge, aber gerecht, denn der Dichter übergießt mit der epiſchen Lauge ſeiner Satire alle Schäden und Thorheiten des Tages. Er dichtet windige Tagesrecenſenten in den Grund und recenſirt eingewurzelte Lieblingsdichter des Publicums in die Luft; er hat ein offenes Auge für alles Lächerliche in der

Normalwäſche des G. Jäger, empfindliche Ohren für das Treiben der Wagnerianer, eine feine Naſe für die „orientaliſche Hautausdünſtung“ der Juden, ein ironiſches Lächeln für die Wuthkrankheit der Antiſemiten, eine ſcharfe Zunge für die Alles verſchlingenden Gründer und einen Zahn auf die frommgläubigen Vegetarianer, die auf Gemüſe und Erdäpfelnudeln vertrauen und Leberanſchoppungen ſcheuen. Er geißelt auch die „Specialiſten für gewiſſe Hautkrankheiten“, aber er ſelbſt iſt eigentlich blos ein Specialiſt für gewiſſe Hautkrankheiten, denn er ätzt nur die Krankheiten der Zeit, die auf der Oberfläche ſich zeigen.

Alles das ſind nur ſatiriſche Einzelheiten des großen Gedichtes, deſſen Held der Homunculus iſt, ein alter kleiner Bekannter aus dem zweiten Theile des „Fauſt“, der dort die Frucht langen Grübelns Wagner's iſt, der letzte Sprößling einer langen Ahnenreihe von Gedanken, aber doch nur ein blendender Eintagsgedanke, der ausflattert, leuchtet und vergeht. Der Homunculus Hamerling's iſt noch kurzlebiger, denn er lebt nur den erſten Geſang lang, da der Magiſter Wagner das kleine Menſchchen, das, gleich nachdem es aus der Retorte geſprungen, Alles, ſelbſt ſeinen Vater, oder vielmehr geiſtigen Urheber zu „recenſiren“ beginnt, am Schluſſe des Geſanges wieder in die Phiole zurückwirft. Er „reducirt“ ihn wieder auf ein „Klümpchen“, worauf er ihn „auf geheimnißvolle Weiſe in den Mutterſchoß der Gattin eines armen Dorfſchulmeiſters verpflanzt“. Dieſer heißt glücklicherweiſe Munkel, aus dem Homunkel wird von nun an ein Munkel, ſo daß alſo die Namensände-

rung keine auffallende iſt. Da jedoch der kleine Munkel von einer leiblichen Mutter nach „der Monde Neunzahl“ geboren wird, iſt er nicht mehr der Homunculus, den uns Hamerling verſprochen hat, ſondern ein Miſchling, ein Mulatte von einem lichten Gedanken Wagner's als geiſtigem Vater, und einer dunkeln Dorfſchulmeiſterin als leiblicher Mutter.

Munkel verſucht es, ein Modepoet zu werden, er ſchreibt ein Epos, das alle Zeitungen und Kritiker loben, von dem aber am Ende des Jahres nur „dreizehn Exemplare“ verkauft ſind, während doch das Saiſon-Epos des echten Modedichters eben ſo viele Auflagen erlebt und — damit es nicht ſcheine, als wollten wir den Erfolg eines Gegners verkleinern — der „Ahasverus“ Hamerling's ſogar ſchon in vierzehnter Auflage erſchienen iſt. Ich kann, da ich kein Feuilleton in zehn Geſängen ſchreiben will, nicht alle Erlebniſſe Munkel's ausführlich erzählen und muß daher nur flüchtig über ſie hinweghuſchen. Der Held wird Spieler und von einem dämoniſchen Durſte nach Geld erfaßt, denn „der Erzeuger, er vergriff ſich“ und hatte ſtatt des Eiſens Gold in die Retorte, aus der Munkel hervorging, gethan. Nur wiſſen wir dann nicht, wieſo Munkel zu ſeiner eiſernen Stirne kommt, denn er gründet eine im großartigſten Stile käufliche Zeitung und wird endlich „Gründer“ ſchlechtweg. Er ſtürzt ſich aus Verzweiflung über den eingetretenen Krach in den Rhein, aus dem ihn die Lorelei rettet, die ihrer ſitzenden Lebensweiſe auf dem Loreleifelſen längſt müde geworden iſt und ſich als Sängerin, Cancantänzerin, Maitreſſe und in ähnlichen

Stellungen und Lagen verſucht hat. Er heiratet ſie, der Halbmenſch das Weib der Halbwelt! Bei der Hochzeitsfeier wird ein Maskenfeſtſpiel: „Literariſche Walpurgisnacht des laufenden Jahrhunderts", aufgeführt, in der alle Habitués des Parnaſſes Spießruthen laufen. Herr Hamerling ſelbſt beſucht das Feſt in der Maske des Satirikers und hat eine Unterredung mit dem Teufel, der ſchon ſo Vielen eingeheizt hat, über das Weſen der Satire. Der ſchwarze Fachmann gibt ihm den Rath, niemals die Thorheit und Schlechtigkeit im Allgemeinen, ſondern immer „einen ganz Beſtimmten" zu geißeln, und er ſchwefelt ihm vor, nicht dem Beiſpiele Juvenal's und Swift's zu folgen, deren Humor nicht „luſtig" ſei, und lieber, mich ſchaudert's es zu wiederholen, zum Lachen zu reizen. Der Teufel hat, wie dies in der Art der großen Verführer liegt, Recht und Unrecht. In der Satire gilt die Abſchreckungs-Theorie, ihr Gift muß ein ſchnell wirkendes ſein, um zu heilen, ja die größten Satiriker haben oft ſogar zur literariſchen Ekelcur gegriffen. Dem Gründer, der Baron, dem Speichellecker, der Hofrath, dem Emporfrömmling, der Rathgeber der Mächtigen geworden, iſt durch eine Satire, die immer hübſch „allgemein" bleibt, gar nicht beizukommen, und wenn eine ſolche Satire auch Niemanden zum Lachen reizt, Jene werden ſich ins Fäuſtchen lachen. Dagegen hat der Teufel Unrecht, wenn er dem ſatiriſchen Gretchen Hamerling einredet, die Satire müſſe immer zum Lachen reizen, und es deßhalb warnt, dem Beiſpiele Swift's zu folgen. Denn dieſer weiß ſelbſt in ſeinen ernſteſten ſatiriſchen Schriften den Leſer lachen zu machen, und

daß er auch Sinn für „luſtigen“ Humor hatte, beweiſt ſchon ſein Wahlſpruch: Vive la bagatelle! Hamerling hat aber feſte ſatiriſche Grundſätze, er läßt ſich durch den Teufel nicht irremachen und erwidert ihm: In jedem Falle laſſ' ich bald ein Büchlein drucken: Lachen wird es Keinen machen. Der Dichter hat aber nur den leichteren Theil des Verſprechens gehalten, denn ſeine Satire macht in der That Niemanden lachen, leider nicht den ſchwereren, da der Homunculus 320 Seiten hat und alſo kein „Büchlein“ geworden iſt.

Munkel macht einen Abſtecher nach dem Eldorado, gründet eine Schule zur Vermenſchlichung der Affen, und da auch dieſe Unternehmungen mißlingen und er weder weiß, was er mit ſeiner freien Zeit anfangen, noch wohin er ſeine Haut zu Markte tragen ſoll, wird er Jude, ein Unternehmen alſo, für das er nur ein ganz geringes Opfer an Zeit und Haut zu bringen hat. Er nimmt bei dem Uebertritte den Vornamen Gotthold Ephraim an — ein kleiner Beſchneidungshieb gegen den Dichter des weiſen Nathan — und führt die Juden, die eben durch einen glücklichen Zufall aus Europa vertrieben werden, nach Jeruſalem, wo er deren König wird. Aber in dieſem jüdiſchen Staate „konnte Keiner je den Andern überliſten“, Rothſchild wurde ein Schnorrer, die Recenſenten „hatten nichts zu recenſiren und die beißendſten der Spötter nichts zu beißen“. Ach, auch ich Aermſter finde dort keinen Stoff mehr, denn, ſo ſingt Hamerling, „Spitzer nagte an der Feder“. Mein Gott, damit es Einem an Stoff fehle, braucht man wirklich nicht erſt die beſchwerliche Reiſe nach Jeruſalem zu

unternehmen, es gibt auch in Wien Zeiten, in denen man an der Feder nagt, und beſonders begnadeten Geiſtern fällt manchmal ſelbſt in Graz nichts ein. Ich glaube übrigens kaum, daß mir in einem jüdiſchen Staate der Stoff ausginge, denn ich träfe in dieſem gute alte gebiſſene Bekannte, da nach dem Berichte Hamerling's die jüdiſchen Dichter dort „alte Trauerweiſen harften". Ueber die „concentrirte Oriental'ſche Hautausdünſtung" könnte ich allerdings, falls die Juden auch unſer Preßgeſetz mitgenommen hätten, nicht ſpotten, und wenn es nicht etwa in Jeruſalem ein ſtilles Wäſſerlein gäbe, wie unſer Wienfluß, müßte ich wirklich darauf verzichten, die Naſen der Leſer anzuregen, wie Herr Hamerling. Dafür aber würde mir — man verzeihe dieſe Unbeſcheidenheit — ebenſogut wie ihm einfallen, daß die Juden „alte Hoſen" verkaufen, und wenn er hervorhebt, daß dieſe in Jeruſalem „käuferlos" blieben, ſo würde ich, um die Käufer anzulocken, darauf hinweiſen, daß die alten Hoſen, mit denen die Juden handeln, doch — ewig neu bleiben. Aber auch im ſchlimmſten Falle würde ich nicht an der Feder nagen, ſondern es vorziehen, mich an die anderen, weit ſchmackhafteren Theile der Gans zu halten, an Bruſt, Keule, Leber und an das niedliche Gänſeklein, ja, ich würde vielleicht den brotloſen pädagogiſchen Beruf, die Thoren durchzuhecheln, ganz aufgeben und eine Gänſeklein-Bewahranſtalt gründen. Die Gans iſt ja überhaupt der Nationalvogel der Juden, und Niemand hat es in der Erziehung derſelben für menſchliche Zwecke weiter gebracht, als ſie. Sie füttern ſie in der hinterliſtigſten

Weiſe, um ſie fettleibig und ſchmalzreich zu machen; ſie leſen ihnen die Curszettel vor, damit ſie leberkrank werden und delicate hypertrophirte Lebern bekommen, und ſie rupfen ihnen die Federn aus, um Bücher und Recenſionen zu ſchreiben, kurz die Gans iſt ihnen, was dem Lappländer das Renthier. Und ſo ungerecht iſt Herr Hamerling gegen Iſrael, daß er die jüdiſchen Gänſe, die uns, namentlich wenn ſie hübſch braun gebraten ſind, mit ſo vielen Schattenſeiten der Juden verſöhnen, nicht einmal erwähnt!

Munkel wird von den Juden, obwohl dieſe, einer liebenswürdigen Einladung Europa's folgend, wieder zurückkehren, gekreuzigt, von Ahasverus jedoch gerettet. Er verzweifelt, flüchtet zu den Affen, wird Erfinder und ſteigt endlich mit einem von ihm genial erfundenen Rieſenfahrzeug in die Lüfte, — eine Luftfahrt, höchſt ähnlich jener, die Jules Verne in der Reiſe nach dem Monde geſchildert hat. Der Luftballon und deſſen Lenker kehren nicht mehr zur Erde zurück, jener wird zum Kometen, dieſer zum „fliegenden Holländer", ein „Ahasverus des Weltraumes", denn wem nicht die Natur „gab das Leben durch die Liebe, dem verweigert auch den Tod ſie". Das Gedicht, das mit Goethe's „Fauſt" begonnen hat, ſchließt mit Hamerling's Ahasverus, — welche Satire!

Ob es ſich lohnt, den „Homunculus" zu leſen! Ich möchte ſagen: Ja! aber mein Urtheil iſt befangen, — man langweilt ſich ſo angenehm bei dem mißlungenen Buche eines Gegners.

Unſere Beziehungen zu Rußland. — Die Vortheile des ſchlechten Geſchmackes und das Mozartdenkmal. — „Aber."

15. Januar 1888.

So ſchweigen denn endlich die rauhen Kriegsſtürme, und wir dürfen wieder an einen friedlichen Völkerfrühling glauben. Aber es ſieht noch lange nicht maienhaft in der Welt aus. Himmel-Herrgott-Millimeter! Ganze Urwälder von Nußholz verſchiedenſten Kalibers rücken noch fortwährend gegen uns heran, ganz Europa iſt noch immer ein blühender Artilleriepark und allüberall, ſoweit das Auge reicht, ſpringt die Cavallerie. Caligula, dem die Götter leider jede Begabung für Philanthropie verſagt hatten, wünſchte, daß alle Menſchen nur einen Nacken hätten, um ihnen mit einem einzigen Hiebe den Kopf abſchlagen zu können. Wir aber, die, wie von Einigen ganz ernſthaft behauptet wird, in einem Zeitalter der Humanität leben, wünſchten, daß die Menſchheit nicht einen einzigen Nacken, ſondern einen anderen Körpertheil als Unicum beſäße, damit ſie mit geringeren Geldopfern beritten gemacht werden könnte!

Wir ſind noch immer mit Rußland verfeindet, aber allerdings auf das freundſchaftlichſte, denn man muß nach der berühmten, bereits Geſchichte gewordenen Erklärung des officiöſen „Fremdenblatt" zwiſchen unſeren

„politiſchen“ und „militäriſchen“ Beziehungen zu Rußland haarſcharf unterſcheiden. Politiſch läßt unſer Modus vivendi nicht das Geringſte mehr zu wünſchen übrig, nur militäriſch ſtehen wir noch immer auf einem geſpannten Qui vive.

Können wir uns unter ſolchen Verhältniſſen ſo recht von Herzen darüber freuen, daß Baron Rothſchild noch zum Schluſſe des Jahres hoffähig oder, um uns zwar nicht ſchöner, aber wiſſenſchaftlicher auszudrücken, „appartementfähig“ geworden iſt? Hat es nicht ſogar unverbeſſerliche Peſſimiſten gegeben, die ſelbſt bei dieſer ſo überaus friedlichen Thatſache an den Krieg und an die hervorragende Anlehensfähigkeit des Hauſes Rothſchild dachten? Das Vaterland der Rothſchilde iſt die Welt! Jeder Rothſchild ſchien uns ein Weltbürger zu ſein, ein Arbitrageur der ganzen Menſchheit, ein Bankier-Poſa, der es, Gott ſei Dank, nicht nöthig hat, Fürſtendiener zu ſein, ſo lange die Finanzminiſter noch ſein Geld benöthigen, und der, wenn er wirklich einmal eine günſtige Conjunctur benützen wollte, um ein Geſchäft in Gedanken zu machen, für dieſe nicht Gedankenfreiheit verlangt, denn ein Rothſchild läßt ſich nichts ſchenken, ſondern zum Erſatze dafür die Rente bei dem nächſten Emmiſſiönchen zum Curſe von 78 nimmt, — der ſonderbare Schwärmer! Und nun iſt Baron Rothſchild hoffähig geworden, die Appartements haben einen Beſucher mehr, aber wir ein Ideal weniger.

Wer kümmert ſich freilich in unſerer Zeit um Ideale? Nur die Egoiſten lieben noch Ideale, weil man dieſen keine Weihnachts- und Neujahrsgeſchenke zu

machen braucht. Und wie betrogen iſt derjenige, der, um das Ideal zu ſuchen, in das Reich der Kunſt flüchtet, denn in der Kunſt wie in der Literatur haben ſich ja endlich nach langen Kämpfen die äſthetiſchen Grundſätze der Hexen in Macbeth, dieſer Blauſtrümpfe der Hölle, die allgemeine Anerkennung zu erringen gewußt: ſchön iſt wüſt, und wüſt iſt ſchön. Der ſchlechte Geſchmack iſt ſo beliebt geworden. Allerdings, wer ſo glücklich iſt, ihn zu beſitzen, darf ſich Alles erlauben, was den Anderen ſtreng verboten iſt; er kann ſeiner Phantaſie den freieſten Spielraum gewähren, er hat unerſchöpfliche Hilfsquellen und zieht darum immer die Aufmerkſamkeit auf ſich. Der ſchlechte Geſchmack iſt amüſant und pikant; wenn er nicht befriedigt, ſo kitzelt er doch; er iſt reich an Ueberraſchungen und Abwechslungen und daher nicht das ewige ermüdende Einerlei, wie der gute Geſchmack. Ich werde mich wohl hüten, ſo verlockend es auch wäre, perſönlich zu werden, denn Literatur und Kunſt gehen mehr als je nach Brot; wer tadelt, iſt ein Erwerbsſtörer, ein Brotvommundwegreißer, und nichts iſt ſo heilig wie der Magen, — o rühret, rühret nicht daran! Man ſchreibt, malt und meißelt, appellirt nur zu oft nicht an die Kritik, ſondern an das Mitleid. Man ſchreibt möglicherweiſe einen Roman aus der Römerzeit, weil man eine heiratsfähige Tochter hat, die leicht als veſtaliſche Jungfrau ſitzen bleiben könnte; man läßt vielleicht die Helden auf die Völkerwanderung gehen, weil die Frau in's Bad gehen muß; man malt die Zerſtörung Jeruſalems, um ſich bei Rothberger einen neuen Rock kaufen, oder läßt Nero Rom anzünden, um

einheizen zu können. Und gewiß ſind die ſchlechten Zeiten daran ſchuld, daß um die Preiſe für ein Mozartdenkmal in Wien eine ſo ungewöhnlich große Anzahl von Bewerbern concurrirt hat.

Ich war zweimal im Künſtlerhauſe, um die Entwürfe zu beſichtigen. Als ich zum zweitenmale dort war, ſtand vor einem der Modelle, das ich anſah, eine alte kleine Frau und ſagte mit zitternder Stimme zu mir: Nicht wahr, dieſer Mozart iſt auch hübſch? Ich ſah in das verhärmte Geſicht der Frau und erwiderte: „O, außerordentlich ſchön"! Ich wiederhole dieſes Urtheil kühn vor der Oeffentlichkeit, aber ich wage es wirklich nicht, zu verrathen, welcher Mozart es war, der mir ſo ausnehmend gut gefallen hat.

Man trifft in dieſer Ausſtellung von Entwürfen lauter falſche Prätendenten, die den Anſpruch machen, auf den Sockel erhoben zu werden, der für den echten Mozart bereit gehalten wird.

Sie haben Alle in der That irgend etwas vom wahren Mozart an ſich: der Eine ſieht ihm ähnlich, der andere trägt ſeine Kniehoſen, der Dritte ſitzt mit einem Notenhefte da, und Mancher will beſcheiden nur ſo mager ſein wie er, und ſieht aus wie ein armer Barbier, der überdies noch unglücklich liebt, wie ein Diurniſt am Letzten eines Monats von einunddreißig Tagen, wie ein Regenwurm, der die Entfettungscur mitgemacht hat. Selbſt die gelungenſten unter den ausgeſtellten Mozartſtatuen ſind nicht ganz gelungen, ſelbſt die durch Preiſe ausgezeichneten nicht ausgezeichnet. Jedem Lobe das man ſpendet, muß ein einſchränkendes

„Aber" angehängt werden, ein kleines, häßliches Aber, ein haſſenswerthes Wörtchen, die reine Kaſſandra unter den Bindewörtern, die immer, wenn der Hörer oder der Leſer ſich über ein geſprochenes oder geſchriebenes Lob zu erfreuen beginnt, unheilverkündend dazwiſchentritt: Schön, aber arm; geiſtreich, aber häßlich; ein Graf mit ſechszehn, aber böhmiſchen Ahnen; ein vortrefflicher Mozart, aber ein mißlungener Sockel u. ſ. f. Das Geſicht dieſes Mozart verräth die höchſte Begeiſterung, wie das eines Wagnerianers, der den Feuerzauber ſpielen hört, aber er ſtreckt den Arm aus, wie ein Bahnwächter, der anzeigt, daß der Zug ruhig paſſiren könne.

Ein Mozart ſitzt auf dem Stuhle, und der Ausdruck innerer Befriedigung in ſeinem Geſichte deutet an, daß er eben ſehr gut geſpeiſt hat, aber warum hat er denn ein Notenheft neben ſich und nicht ein Menu? Der Mozart dort, der ſcharf in die Luft ſieht, als wenn er es verſuchen wollte, alle darin lebenden Bacillen zu zählen, hat uns ungemein heiter geſtimmt, aber es hat uns geſchmerzt, daß der hinter ihm ſtehende Genius ihm einen Lorbeerkranz aufſetzen will, und nicht lieber eine Brille. Jener Mozart wieder iſt ganz anſprechend, aber der Unglückliche iſt ja vor lauter Pathos außer ſich. Sehen Sie nur, wie ſcheu ſich der Löwe hinter das Monument zurückgezogen hat, und man kann dies dem Könige der Wüſte gar nicht verdenken; denn wenn ich ein Löwe wäre, würde ich mich ebenfalls fürchten, daß mich dieſer Mozart zerreißt.

Die ausgeſtellten und nicht preisgekrönten Entwürfe ſind nur mit einem Motto verſehen, und man iſt

daher darauf angewieſen, die Namen ihrer Urheber zu errathen, falls man Luſt hat, ſie errathen zu wollen. Dieſe Motto's ſind oft ſehr tiefſinnig.

Eines derſelben lautet beiſpielsweiſe: „Justitia regnorum fundamentum“, eine Aufſchrift, die über unſerem Burgthore prangt, und daher jedem Wiener geläufig iſt. Wenn man jedoch dieſes Motto geleſen hat und ſtimmungsvoll aufblickt, ſo iſt man nicht wenig enttäuſcht, das Standbild Mozart's vor ſich zu ſehen und nicht das des Herrn Juſtizminiſters Pražak mit einer allegoriſchen Gerechtigkeit, die ſich in ihrer Blindheit an ſeinem Haupte vergreift, um einen Lorbeerkranz darauf zu drücken.

Sehr gut hat uns dagegen ein anderes Motto gefallen: Mozart iſt die Muſik ſelbſt. Darum vielleicht entſpricht keines der Denkmäler unſeren Erwartungen, da ſie nur einen Menſchen zu bieten vermögen, aber nicht die Kunſt ſelbſt. Das wahre Denkmal Mozart's wird daher nur in der Oper aufgeführt, und nicht vor derſelben errichtet werden können.

Was der Czar für den Frieden thun könnte. — Jugendliche Unbesonnenheit des Fürsten von Bulgarien. — Ein Wort Schmerling's. — Alt- und Jung-Oesterreich.

26. Februar 1888.

Auch der Himmel fängt in neuerer Zeit an, sehr unverläßlich zu werden. Denn jetzt erst, da selbst der Petersburger „Regierungsbote" von Friedensversicherungen überströmt, kommen die Himmlischen mit einem Kometen angerückt und tragen uns so diese Himmelserscheinung, die doch seit jeher die Rolle eines Vorzeichens zu spielen hatte, als Nachtisch auf. Oder sollte es noch immer nicht zu spät sein, Credit-Actien zu fixen, und sucht der Himmel, da er es verpaßt hat, das Signal zur rechten Zeit zu geben, dieses kleine Versäumniß seiner Regie wieder gutzumachen?

Wir sind ja gewiß glücklich darüber, daß der Czar den Frieden will, aber dann sollte das officielle russische Blatt uns die erfreuliche Mittheilung machen, daß Se. Majestät der Förderung der einheimischen Barchentweberei seine Fürsorge angedeihen lassen wolle, oder daß er einen Preis von zwanzigtausend Rubeln für die Erfindung eines probaten Mittels zur Vertilgung der Schaben, dieser Phylloxera vastatrix der alten Winterbeinkleider, ausgeschrieben habe, während wir jetzt immer

nur von der Dislocirung von Koſaken und ähnlichen, für den Fortbeſtand des Friedens nicht ſehr glücklich gewählten Mitteln zu hören bekommen. Statt den Sultan zu einer unfriedlichen Intervention in Bulgarien einzuladen, lade ihn der Czar doch lieber nach Gatſchina zu einem kleinen friedlichen Diner von ſieben Gängen ein, und wenn der Sultan zögern ſollte, dieſen Friedensvorſchlag anzunehmen, ſo füge er in Gottesnamen noch einen Haſelnußpudding mit Kirſchencompot als achten Gang hinzu. Das wird doch wirklich, wenn wir auch zugeben wollen, daß das immer tiefere Sinken des Rubelcurſes zur größten Sparſamkeit im ruſſiſchen Staatshaushalte auffordert, der Selbſtherrſcher aller Reuſſen noch erſchwingen können!

Der jugendliche Fürſt von Bulgarien aber ſcheint dem Gewitter, das ſich über ſeinem Haupte zuſammenzieht, zu trotzen, obwohl ihn der Wiener Schriftſteller-Verein, die „Concordia", auf das Bedenkliche ſeiner Lage in ſinniger Weiſe aufmerkſam gemacht hat. Sie überſendete nämlich dem edlen Prinzen eine Einladung zu dem von ihr veranſtalteten glänzenden Ballfeſte, und wenn dieſer gut berathen geweſen wäre, würde er der Einladung Folge geleiſtet und die Gelegenheit benützt haben, um ſich aus dem Staube zu machen. Er hätte dann Sophia mit den Sophienſälen vertauſcht, bis 4 Uhr Morgens ununterbrochen getanzt und wäre nach einem kurzen aber erquickenden Schlummer nie wieder nach Bulgarien zurückgekehrt.

Doch wir wollen nicht länger von dem Kriege mit Rußland ſprechen, der vielleicht im Schoße der Zukunft

liegt, ſondern uns lieber mit der guten alten Zeit beſchäftigen, nämlich mit der vorigen Woche. Der Präſident des oberſten Gerichtshofes, Herr v. Schmerling, hat eine bedeutſame Rede über unſer Bündniß mit Deutſchland gehalten, und da er trotz ſeiner dreiundachtzig Jahre noch immer ſo jung und geiſtesfriſch iſt, vergaß man ganz, wie müde und abgelebt unſere deutſche Vergangenheit war, die er ritterlich zu rechtfertigen ſuchte. Wer ſolche unverwüſtliche Lebenskraft in ſich fühlt, der konnte freilich das Wort riskiren: Wir können warten! — Ein Ausſpruch, der ſeinerzeit ſo allgemeines und großes Aufſehen erregte, wie etwa jener Solon's, der bekanntlich einer der ſieben Gremialvorſtände der Weiſen Griechenlands war, daß es ſich empfehle, ſtets das Ende abzuwarten, da Niemand vor ſeinem Tode glücklich zu preiſen ſei. Die Behauptung Solon's hat den Vorzug, daß ſie ſich auf allgemein menſchliche Verhältniſſe bezieht, während jene des Herrn v. Schmerling dafür eine reiche bureaukratiſche Erfahrung verräth. Denn Jeder, der als unbeſoldeter Praktikant auf ein Adjutum gewartet hat oder in die Lage kam, der endlichen Erledigung eines bei der Finanz-Landes-Direction eingereichten Geſuches entgegenzuharren, wird die Zweckmäßigkeit eines beſchaulichen Abwartens der Ereigniſſe ſchon erkannt haben.

Die Menge freilich betet nur den Erfolg an, und wäre nicht Krösus, dem Solon ſeine Maxime ſo oft auseinanderſetzte, bis Jener nicht mehr zuhörte, glücklicherweiſe von Cyrus beſiegt und zum Scheiterhaufen verurtheilt worden, ſo würde man den armen griechiſchen Weltweiſen bis an das Lebensende mit ſeinem ſinnigen

Ausſpruche aufgezogen haben. Die Deviſe des Herrn v. Schmerling war leider nicht in gleicher Weiſe vom Zufalle begünſtigt, unſer Warten hat ſich weder in der inneren noch äußeren Politik bewährt; aber wenn wir auch ſo lange gezögert haben, unſere Aufgaben in Deuſchland zu erfüllen, bis wir aus dieſem ausgeſchloſſen wurden, ſo hat doch unſer gegenwärtiger Lord Ober-Richter, Dank ſeiner kräftigen Conſtitution, unſere Wiedervereinigung mit Deutſchland abzuwarten vermocht.

Herr v. Schmerling iſt zu ſehr Patriot, um deshalb zu grollen; er ſprach ſich vielmehr über den Bündnißvertrag in ſehr anerkennender Weiſe aus, und der Curator des Thereſianums war ſo weich und nachgiebig geſtimmt, daß er vielleicht, wenn ihn ein Bösartiger mit einer derartigen Bitte überrumpelt hätte, den ſeiner Führung anvertrauten Thereſianiſten geſtattet haben würde, während des Exercirens Pickelhauben aufzuſetzen.

Wie brach ſo plötzlich ſeine leider immer nur im Civildienſte erprobte Soldatennatur hervor, als er in die Nähe eines die Revue abnehmenden Strategen, der ein ſcharfes Auge für die Beſchaffenheit des Menſchenmaterials hat, von der Maſſe „prächtiger Leute" ſprach, die Oeſterreich und Deutſchland gegen jeden Feind zur Verfügung ſtehen. Ja wohl, es ſind prächtige Leute, famos adjuſtirt und mit charmanten Hinterladern ausgerüſtet, aber mögen wir nie in die Lage kommen, zu klagen: Schade um die prächtigen Leute! und vor dem Kriege noch lange bewahrt bleiben, — wir können warten!

Weniger ſchwungvoll als das alte Oeſterreich im Herrenhauſe, aber dafür deſto lärmender äußerte ſich das junge Oeſterreich im Abgeordnetenhauſe, und das Echo der Reden, die aus Anlaß des Geſetzes zur Beſchränkung der ſtudentiſchen Freiheit gehalten wurden, hallt noch immer nach.

Das Geſetz, das die Studenten vor dem ſchädlichen Einfluſſe einiger parlamentariſcher Agitatoren ſchützen will, fand umſoweniger Anklang, als man den Eindruck gewann, daß nicht die Studenten von den Agitatoren, ſondern umgekehrt die Agitatoren von den Studenten angeſteckt worden ſeien, denn ſie waren übermüthig wie junge „Füchſe", ſie warfen den commentwidrigen Dichter Heinrich Heine aus der deutſchen Literatur hinaus und gaben dafür Verſe aus Studentenliedern zum Beſten, ſie höhnten den Unterrichtsminiſter, daß er nicht „losgehe", da man ihn doch in allgemein anerkannter Weiſe beleidigt habe, kurz, es ſchien, als wenn das Parlament ein Verſammlungsort wäre, in dem ein Commers der Völkerverbindung Cisleithania abgehalten werde. Glücklicherweiſe nahmen ſich aber auch ernſtere Männer der Studenten an, und ſo wurde das Geſetz der Entreprise des pompes funèbres des Schulausſchuſſes zur feierlichen Berathung ſeiner ſterblichen Reſte übergeben.

Schönerer als Harun-al-Raschid. — Knigge's Conversations-Lexikon der Höflichkeit. — Beleidigungen der Augen und Ohren. — Die Jubiläums-Ausstellung.

25. März 1888.

Die „anti-liberale Liga", diese hochherzige Vereinigung, welche den Anhängern aller Parteien, wenn sie nur aufrichtige Gegner der Freiheit, des Fortschrittes und der Aufklärung sind, ihre Arme öffnet, tritt immer drohender auf. Immer lauter wird der Lärm und immer erbitterter der Kampf gegen die Gerechtigkeit, die Gleichheit vor dem Gesetze und die Duldsamkeit, kurz gegen alle die Irrthümer und Vorurtheile, die wir schon mit der Muttermilch eingesogen haben. Aber sie werden nicht den Sieg über die Wahrheit davontragen. Ihre Wuth begegnet unserer Ruhe, ihre unedle Gesinnung wird sich nicht lauter äußern als unsere Entrüstung, ihren Drohungen halten wir als Schild unser Recht entgegen, und man wird ihren Versicherungen keinen Glauben mehr schenken, ihr Schreien wird kein Echo mehr finden, und wir werden endlich mit größerem Rechte als sie ausrufen dürfen: Hinter uns stehen Millionen!

Das Abgeordnetenhaus hat den Ritter v. Schönerer, der mit einer Schaar Gleichgesinnter zur Nachtzeit in die Redactionsräume einer Wiener Zeitung eindrang

und die mit ihrer Arbeit beſchäftigten Redacteure mißhandelte, dem Landesgerichte ausgeliefert. Selbſt dieſe Gewaltthat hat noch beredte Vertheidiger gefunden, und man hätte nach deren Darſtellung glauben können, der Abgeordnete Schönerer ahme das Beiſpiel des berühmten Khalifen Harun-al-Raſchid nach, und ſo wie dieſer verkleidet nächtliche Wanderungen durch die Straßen von Bagdad unternahm, um die wirkliche Stimmung des Volkes kennen zu lernen, ziehe auch er in nachtſchlafender Zeit, mit einem Schlagringe und einem Stocke mit Bleikopf maskirt, in den Redactionen der Volksblätter umher, um die Wahrheit zu erfahren. Der Abgeordnete Dr. Pattai ſtellte den nächtlichen Beſuch als einen Act der Neugierde dar, und wenn man bedenkt, in welcher höchſt geſundheitswidrigen Weiſe ſich dieſe Neugierde bethätigte, ſieht man endlich ein, wie begründet die ſo oft belächelte Maxime des öſterreichiſchen Generals Urban iſt, welche dieſer im Jahre 1848 in einer Proclamation zum Beſten gab: „Der Gebildete iſt nicht neugierig!“ Herr Dr. Lueger wieder bezeichnete dieſen Vorfall als eine „Dummheit“, was allerdings nach der Anſicht eines franzöſiſchen Staatsmannes, der einmal ausrief: „Es iſt ärger als ein Verbrechen, es iſt eine Dummheit!“ ein ſehr erſchwerender Umſtand wäre. Er wies bei dieſer Gelegenheit, um die Anmaßung der Journaliſten unwiderleglich darzuthun, darauf hin, daß ein Blatt den Berichterſtatter des Immunitäts-Ausſchuſſes, Dr. Weeber, nur Herrn Weeber und ein anderesmal gar nur Berichterſtatter Weeber genannt habe. Eine ſolche Vernachläſſigung der einfachſten Vorſchriften der Etiquette muß

aber um ſo größeren Unwillen hervorrufen, wenn man bedenkt, mit welcher Feinfühligkeit umgekehrt die Partei des Doctors, Abgeordneten, Advocaten, Gemeinderathes und Herrn Lueger die Journaliſten behandelt, indem ſie ihnen bei jeder Gelegenheit die ausgiebigſten Titulaturen, wenn dieſe auch nicht koſender Natur ſind, zu Theil werden läßt.

Nur hätten wir dann erwartet, daß der Verbündete des Herrn Lueger p. t. der Herr Doctor, Abgeordnete, Magiſtratsrath ꝛc. Kronawetter, der kurz darauf in ſeiner Rede bemerkte: „Der Regierungsvertreter hat bei Verſammlungen das Maul zu halten", mit Rückſicht auf die ſtrenge Etiquette ſagen werde: „Der Herr Regierungsvertreter hat das Maul zu halten." Es war noch ein Glück, daß der Herr Präſident des Hauſes nicht ebenſo zartfühlend iſt, wie Herr Dr. Lueger, ſonſt hätte er leicht den Rednern das Wort, und zwar in der Regierungsvertretern gegenüber gebräuchlichen Form entziehen können.

Auch der Herr Wundarzt, nicht Doctor Türk vertheidigte die Neugierde und Dummheit, wie die Nachtſeiten der Geſellſchaft des Herrn Schönerer wohlwollend genannt wurden. Leider benützte er nicht dieſe ſo überaus günſtige Gelegenheit, um die Zuhörer durch den großen Umfang ſeiner fachmänniſchen Kenntniſſe zu verblüffen und ſie über die Art der vorgekommenen Verwundungen, über die Größe des Blutverluſtes, über die Unterſchiede zwiſchen Quetſch- und Rißwunden, darüber, ob auch bei Journaliſten, wenn ſie verletzt werden, Wundfieber eintrete, und endlich über die Arten der Wundbehandlung, insbeſondere über die antiſeptiſche Methode in anregender Weiſe zu unterrichten. Unglück-

licherweiſe aber hat Herr Türk eine geringere Vorliebe für die Chirurgie als für die Literaturgeſchichte, was vielleicht nicht ſo vom ärztlichen wie vom literariſchen Standpunkte zu bedauern iſt. Statt die Patienten zu heilen, verwundet er die Dichter, ſtatt der antiſeptiſchen Methode der Behandlung wählt er die antiſemitiſche Methode der Verwundung und hat erſt neulich Heine aus der Reihe der deutſchen Dichter hinauszuquetſchen verſucht. Schon vorher hatte er einmal Goethe einen Hieb verſetzt und erklärt, derſelbe ſei kein nationaler Dichter, und diesmal warf er das berühmte Buch Knigge's „Ueber den Umgang mit Menſchen" in gewaltſamer Weiſe aus der Literatur hinaus, indem er rief: „Wenn man gegen uns ſo vorgeht, kann man da verlangen, daß wir nach dem Converſations-Lexikon von Knigge vorgehen?" Hienach muß der literariſche Laie glauben, Knigge habe die Formen, die man im Verkehre mit Menſchen zu beobachten hat, in lexikaliſche Form gebracht und in alphabetiſcher Ordnung, etwa wie folgt, behandelt:

Dummheit: Siehe: Bauchaufſchlitzen.

Injurien: Waren früher bei den holden Frauen des Geflügelmarktes üblich, wenn man den Preis eines Poulards erfahren wollte, und beſtanden in zwar treffenden, aber verletzenden Aperçus dieſer Geflügelparzen, um die auf eine wohlfeilere Approviſionirung gerichteten Beſtrebungen hintanzuhalten. Gegenwärtig werden ſolche nur mehr von Abgeordneten angewendet, denen man, um dieſe Umgangsformen nicht ausſterben zu laſſen, Strafloſigkeit zugeſichert hat.

Maul halten! Eine feierliche Einladung, die man nur an pflichttreue Beamte, die im Staatsdienſte ergraut ſind, ergehen laſſen darf. Andere Beamte, ſelbſt Magiſtratsräthe, haben hierauf keinen Anſpruch.

Moral: Gleicht den koſtbaren Taſchentüchern der Damen. Man trägt ſie nur in der Hand, um ſie den Leuten zu zeigen, macht aber ſelbſt keinen Gebrauch davon.

Neugierde: Siehe: Narben.

Oeffentliche Gewaltthätigkeit: Wenn derjenige, der ſie begangen hat, zur Verantwortung gezogen wird.

Titulaturen: Man darf in keinem Augenblicke verſäumen, dieſe ſich und Anderen beizulegen, da die Beſitzer derſelben ſtets in Angſt ſind, daß dieſe durch Nichtgebrauch verjähren könnten.

Wir wollen uns übrigens dagegen verwahren, als wenn wir uns über die Converſations-Lexika luſtig machen wollten und den großen Nutzen derſelben verkennten. Wir haben ſelbſt gar häufig, wenn uns Gemeinheit der Geſinnung und Niedertracht erbitterten, im Converſations-Lexikon von Brockhaus Troſt gefunden, denn wir haben aus den trefflichen Illuſtrationen desſelben zu den zoologiſchen Artikeln die Brutalität näher kennen gelernt, und deren Bild hat uns ſtets beruhigt.

Aber verlaſſen wir endlich das traurige Parlament und flüchten wir in „jene heiteren Regionen, wo die ſchönen Formen wohnen".

Die meiſten Bewohner einer Großſtadt kennen wohl jene Art des Nervenkitzels, die ſie vom Stuhle aufſpringen läßt, wenn gleichzeitig eine Schwärmerin über

ihnen die Taſten des Clavieres meiſtert, ein aufſtrebender Paganini gegenüber unausgeſetzt eine Saite ſeiner Geige ſägt und zwei rivaliſirende Leierkäſten im Hofe ſich mit den erbittertſten Walzern befehden. Dieſe muſikaliſchen Leiden erſcheinen freilich in unſerer Zeit, in der wir uns an den betäubenden Lärm des politiſchen Lebens gewöhnt haben, zu unbedeutend, um noch beſprochen zu werden, aber noch vor wenigen Jahren hat zu den brennenden Tagesfragen auch die Drehorgel- oder „Werkel"-Frage gehört, in der ſich die Anhänger und Gegner dieſer Muſikhandmühle leidenſchaftlich bekämpften. Denn während die Werkel-Welfen für die Aufhebung der Werkelſtrafe eintraten, ſtrebten die Werkel-Ghibellinen die Gleichberechtigung des Werkels mit dem Burgtheater-Orcheſter an.

Glücklicherweiſe iſt das Auge weit geduldiger als das Ohr, und während man gegen die Hausmuſik mit ihrer Mannigfaltigkeit von Klangfarben am liebſten den Schutz der Polizei anriefe, ſcheut man in der Kunſtausſtellung nicht davor zurück, das Auge durch die Gegenſätze von Farben, Gattungen und Stoffen zu blenden und zu ermüden. Aus dem einen Bilde ſteigen die glühendſten Farben wie Raketen auf, in dem andern herrſcht das Helldunkel einer Lungenbratenſauce. Dort ſehen wir einen zartroſigen Schinken, mit dem der Künſtler eine Apotheoſe der Fleiſchſelcherei zu beabſichtigen ſchien, daneben eine Landſchaft, deren ſaftiges Grün den Keim zu den gefährlichſten Spinat-Halluci-nationen in uns legen könnte. In dem einen Bilde rührt uns ein ſchlummernder Säugling, in dem andern

erſchreckt uns ein ſchreiendes Ballkleid. Wir ſehen hier eine magere Dame, die den Blick flehend aufſchlägt, als wenn ſie den Himmel nur um ein bischen Embonpoint bäte, und nicht weit davon einen beleibten Herrn, der ſeinen Bauch ſo feierlich betrachtet, als wenn dieſer berufen wäre, eines der gefährlichſten Löcher in der Luft zu verſtopfen u. ſ. w. u. ſ. w.

Welche Menge von Bildern bietet uns die gegenwärtige Jubiläums-Ausſtellung, und, was für denjenigen, der keine Zeit hat, das Schrecklichſte iſt, welche große Anzahl ausgezeichneter Bilder! Die Porträts von Angeli und Benczur ſind ſprechend ähnlich, und ich glaube, man würde ſelbſt ſeine ärmſten Verwandten erkennen, wenn ſie von dieſen Künſtlern gemalt wären. Der berühmte Bismarck Lenbach's trägt einen ſchwarzen breiten Hut wie ein Demokrat, eine weiße Halsbinde wie ein Paſtor und einen Schnurrbart wie ein Soldat. Aber wie großartig iſt dieſes mattblaue Auge, das den Beſchauer des Bildes überallhin verfolgt! Es verräth nicht nur die ganze Kraft dieſes Staatsmannes, ſondern auch das große Vertrauen in dieſelbe. Wer mit ſolcher Sicherheit ausblickt, hat zu Großes erlebt, um noch überraſcht zu werden, zu viele Siege errungen, um vor Hinderniſſen zurückzuſchrecken. Selbſt der Verluſt der Macht würde ihn nicht kümmern, denn er hätte noch immer eine Reſervemacht, den Geiſt. Die Strenge des Blickes hat zugleich etwas Beruhigendes, denn der wohlwollende Ausdruck in dem Geſichte der Großen und Mächtigen ſagt oft nur, daß ſie die Menſchen zu gering achten, um nicht Nachſicht mit ihren Fehlern zu haben.

Sehr interessant ist auch Gussow's Porträt einer österreichischen Roman-Schriftstellerin, die sehr fruchtbar ist; denn nie läuft der Pegasus schneller, als wenn er von Damen geritten wird. Die Gestalt ist Großoctav, der Umfang der einer mittelstarken Novelle, der Einband schwarz. Ihre Augen sind graue Doppelpunkte, die Lippen Gedankenstriche, die Nase könnte allenfalls in einem Druckfehler-Verzeichnisse berichtigt werden. Paul Meyerheim in Berlin ist noch immer sehr satirisch. Er hat früher in der Stadt der Denker immer Affen gemalt, und diesmal hat er aus der Stadt der christlichen Liebe Stöcker's eine Tigerfamilie eingesendet. Der Spanier Casanova zeigt uns Ferdinand den Heiligen, der barfüßige Bettler bewirthet. Aber auch die größte Huldigung, die man diesen Greisen zu Füßen legt, muß bei dem riesigen Umfange der letzteren verschwindend klein erscheinen. Die zwei Freundinnen Makart's starren mit dem Ausdrucke schmerzlicher Entsagung vor sich hin. Ach, denken sie, alle Männer sind Egoisten, sie kümmern sich mehr um ihre Geschäfte, als um unsere Toiletten. Der verliebte Triton von Kardos reichte der dickeren der beiden Nymphen, da man im Meere keine Feigenblätter findet, eine große Muschel dar, um so wenigstens seinen guten Willen zu zeigen.

Da es schon spät war, mußte ich die Ausstellung verlassen, ohne vor dem Bilde der schönen Engländerin von Herkomer verweilen zu können. Ich hatte nur noch Zeit, mich in sie zu verlieben, aber nicht mehr, sie anzusehen.

Allerlei Nöthen. — Leichtere Ausrüſtung der Hauſirer. — Geduld der Eſel und ihrer Häute. — Die vier kriegeriſchen Jahreszeiten. — Rußland als Eheſtörer.

15. April 1888.

Wir kommen doch aus den Nöthen niemals heraus! Wir haben im Winter, ſobald es zu frieren beginnt, unſere Kohlennoth, im Frühjahre, wenn es thaut, unſere Waſſernoth und überdies noch während des Jahres, ohne Rückſicht auf die Temperatur-Verhältniſſe, unſere Geldnoth. Wir haben außerdem noch zeitweilig eine Wohnungsnoth, und wenn ein neues Stück gefällt, eine Sperrſitznoth. Denn die Behauptung ſchwermüthiger Theater-Kritiker, daß, ſo wie die wahren Pintſche, auch die eigentlichen Theater-Enthuſiaſten ausgeſtorben ſeien, läßt ſich nur zum Theile aufrechthalten, nämlich nur, inſoweit ſie den Pintſch, leider aber nicht, inſoweit ſie den Theater-Enthuſiaſten betrifft. Man konnte es allerdings nicht in Abrede ſtellen, daß das Carl-Theater gar nicht mehr beſucht wurde. Es hatte ſich dort bereits zwiſchen dem Souffleur und den Schauſpielern, die in dieſer Einöde auf einander angewieſen waren, ein intimes Verhältniß herausgebildet, und man ſchenkte ſogar dem Gerüchte Glauben, der Director desſelben habe in Berückſichtigung des Umſtandes, daß die Mäuſe

die alleinigen Habitués ſeines Kunſttempels bildeten, eine Hauskatze zu einem längeren Gaſtſpiele eingeladen. Allein das Gaſtſpiel der Frau Niemann-Raabe, die dort als Francillon auftrat, hat das Haus wieder gefüllt, und das Stück des Herrn Dumas, ſowie die Künſtlerin haben den größten Beifall gefunden. Es wurde wohl behauptet, daß Frau Niemann-Raabe für die jugendliche Rolle, die ſie ſpiele, ſich bereits eines zu langjährigen Rufes als ausgezeichnete Schauſpielerin erfreue. Ich bin jedoch der Künſtlerin heute begegnet und habe gefunden, daß ſie, ſeit ich ſie zum letztenmale geſehen — es war geſtern — faſt gar nicht gealtert iſt.

Leider iſt das Wetter wieder ziemlich winterlich geworden, und unſere Francillous konnten bei dem ſchlechten Zuſtande unſerer Straßen ihren Ehemännern im beſten Falle Hörner aufſetzen, eine Herrentoilette, die an gar keine Jahreszeit gebunden iſt, keineswegs aber ſo lange Schleppkleider tragen, wie ihr graziöſes Vorbild auf der Bühne. Man ſehnt ſich immer mehr nach dem Frühling und den Spaziergängen im Freien, denn wer ein reines Gewiſſen und nicht den ſchwarzen Vorſatz hat, mit Mandelſeife, „Katarrh-Zelteln“ oder gar mit den friedliche Gemüther ſo tief beunruhigenden Hoſenträgern zu hauſiren, darf ſich ungeſtraft überall ergehen. Wie alle Körperſchaften, die ihre Aufgabe ernſt nehmen, ſind auch unſer Gemeinderath und die Wiener Handelskammer immer beſtrebt, etwas zu verbieten, und ſie haben daher die willkommene Gelegenheit benützt, den Hauſirern ihr redliches Handwerk für immer zu legen. Es wird wohl Niemand ſo anmaßend ſein, er-

rathen zu wollen, welche Erwägungen die Handelskammer veranlaſſen, irgend einen Beſchluß zu faſſen, aber wir können nicht umhin, wenigſtens unſerer Befriedigung darüber Ausdruck zu geben, daß die geſchätzte Körperſchaft dem Schaden, den ſie berufsmäßig angerichtet hat, möglichſt enge Grenzen zu ziehen beſtrebt war. Denn obwohl bisher nach einer ehrwürdigen Ueberlieferung, die man hin und wieder unter Hausthoren angeſchlagen findet, mit dem Hauſiren immer gleichzeitig das Betteln unterſagt war, will die Handelskammer nur das Hauſiren verboten wiſſen, aber nicht das Betteln, ſo daß es den Hauſirern freiſteht, den verpönten Tragkorb mit Waaren mit dem auch fernerhin noch erlaubten Bettelſtabe zu vertauſchen.

Glücklicherweiſe gibt ſich unſere geſetzgebende Körperſchaft wenigſtens Mühe, den Wohlſtand einiger ariſtokratiſcher Familien zu ſichern, indem ſie drei Vorlagen über Familien-Fideicommiſſe bewilligt hat. Man iſt noch nicht ein Gegner des Adels, wenn man die Aufrechterhaltung der Privilegien derſelben bekämpft. Allein während man in unſerer Zeit nicht immer die nothwendige Achtung vor dem Rechte hat, legt man immer den größten Reſpect vor dem Unrechte an den Tag. Der Unſinn weiß ſich ja immer in ein altes Pergament zu wickeln und zieht ſtets ſein altes Diplom hervor, wenn ihm der bürgerliche Verſtand an den Leib rücken will. Die gute Sache hat leider kein altes verbrieftes Recht und kann ſich nicht auf eine alte ehrwürdige Eſelshaut berufen. Der Eſel iſt ein ſehr geduldiges Thier, doch ſeine Haut iſt noch viel geduldiger als er. Er frißt Diſteln, bekommt Schläge und ſchleppt ſeine Laſten fort, bis

er endlich niederfällt und todt iſt. Aber ſeine arme Haut hat noch immer keine Ruhe nach ſeinem Tode, denn ſie muß eine ſchwere Laſt von Dummheit, Unrecht und Schädlichkeit jahrhundertelang fortſchleppen und geht dabei nicht zu Grunde.

Wir fürchten, es werde nur wenige Steuerzahler geben, welche die Opferwilligkeit ſo weit treiben, daß ſie den weiteren Kundgebungen des parlamentariſchen Lebens ſehnſüchtig entgegenharren. Denn die politiſche Lage iſt leider keine freundlichere geworden, und ſo lange man noch immer im Hintergrunde den Feind ſeine blaue Uniform ausklopfen hört, reibt ſich nur der Kriegsminiſter die ſchlagfertigen Hände, und wir ſind in ſteter Angſt, zu erfahren, daß es ihm noch rechtzeitig gelungen ſei, eine neue Mehrausgabe zu entdecken und die hiezu erforderlichen Mittel etwa durch eine Vermehrung unſerer Cavallerie ausfindig zu machen. Wir haben ja ſchon ſeit Langem kein bürgerliches Jahr mehr, das in vier Jahreszeiten, ſondern nur mehr ein militäriſches, das in vier Rüſtungen zerfällt. Wenn die Natur ſich in eine weiße Schneedecke einhüllt und in einen tiefen Schlaf verfällt, dann mahnt uns dies, doppelt wachſam zu ſein, um nicht durch einen Winterfeldzug überraſcht zu werden; wenn die Kriegsſchauplätze allüberall zu grünen beginnen und auf den ſtrategiſch günſtig gelegenen Punkten die erſten Knoſpen ſpringen, dann erwacht auch in der Menſchenbruſt die Beſorgniß vor einem Frühlingsfeldzuge; wenn die Saaten ihrer Verwüſtung durch den numeriſch überlegenen Feind entgegenreifen, dann wiſcht der Bürger den Angſtſchweiß vor einem Sommerfeldzuge von der Stirne, und wenn

endlich die regneriſche Jahreszeit kommt, dann heißt es ſein Pulver für einen Herbſtfeldzug trocken halten und gleich der vorſorgenden Ameiſe Aermelleibchen und Bauchbinden in den Depots anhäufen.

Nur erinnern die Rüſtungspolitiker ſehr lebhaft an den Mann, der einen koſtſpieligen Regenſchirm kaufte und ihn, als es zu regnen begann, unter ſeinem Winterrock barg. Es iſt ja möglich, daß die Bedenken Rußlands gegen eine Heirat des Battenbergers mit einer Tochter des deutſchen Kaiſers begründet ſind. Denn wie man weiß, hat die zärtliche Mutter des Coburgers mit ihrer bereits ſo volksthümlich gewordenen großen rothen Brieftaſche Bulgarien verlaſſen, und die Bewohner dieſes wildromantiſchen Ländchens, die ohnedies in Ermanglung anderer öffentlicher Beluſtigungen eine zeitweilige Abwechslung in den regierenden Familien lieben, würden vielleicht dem Einzuge eines Fürſten begeiſtert zujubeln, der eine üppige Mitgift in dies an dunklen Hohlwegen und bewährten Hinterhalten ſo reiche Land brächte. Daß aber deßhalb die Heirat der Kaiſerstochter rückgängig gemacht werden ſolle, hat doch eine große Ueberraſchung hervorgerufen. Die Ehe iſt allerdings kein ganz ungefährliches Unternehmen, ein kleines unüberlegtes Wörtchen erzeugt hier manchmal einen ſchrecklichen Krieg, indem auf das Wörtchen „Ja", das vor dem Altar ausgeſprochen wurde, nicht ſelten ein erbitterter Ehekrieg folgt. Einen andern Krieg jedoch braucht man, wenn man drei Millionen mit Hinterladern ausgerüſtete Trauungszeugen hat, nicht zu ſcheuen.

Ein demokratiſcher Miniſterfreund. — Graf Taaffe ein „feſcher Mann", aber leider kein Tenoriſt. — Die ſtiliſirten Biertempel. — Das Etabliſſement Ronacher ein Muſenheim für Centraliſten und Separatiſten.

29. April 1888.

Die Budget-Debatte in unſerem Abgeordnetenhauſe währt noch immer fort, allein wir könnten höchſtens über die Vorgänge der vorigen Woche ſprechen, und ſelbſt die ſenſationellſten Reden gleichen, wenn der Augenblick, in dem ſie ſo großen Eindruck machten, vorüber iſt, nur mehr unbeleuchteten Transparenten. Erwähnen wollen wir nur der Entrüſtung, die es im Hauſe hervorrief, als die deutſch-liberale Oppoſition beſchuldigt wurde, heimlich nach Gunſtbezeigungen der Regierung zu haſchen, und zwar von einem Abgeordneten verleumdet wurde, der ſo häufig ſeine Geſinnung gewechſelt hat, daß er ſich, wie andere in verſchiedenen Stellungen, in ſeinen mannigfachen Ueberzeugungen für ſeine jeweiligen Parteifreunde hätte photographiren laſſen ſollen, der ſelbſt kleine Gunſtbezeigungen der Regierung nicht verſchmäht hat, obzwar er Demokrat zu ſein vorgibt, und als ſolcher doch alle Urſache hätte, das kleine Ordensbändchen, das ihm zu Theil wurde, hinter einem rieſigen Feigenblatte zu verſtecken, der, ſo oft er getadelt wird, die öffentliche

Meinung beſchimpft, als wüßte man nicht, daß Viele die Kritik nur verachten, nicht weil ſie über dieſelbe erhaben ſind, ſondern weil ſie tief unter ihr ſtehen, und der, während er ſeine Anklagen gegen die Speichelleckerei der Liberalen erhob, dem Miniſter-Präſidenten ſchämig erröthend ſeine Zuneigung geſtand, weil dieſer ein ſo — „feſcher Mann“ ſei. Da ſoll man tugendhaft bleiben, wenn ein Miniſter-Präſident den Schnurrbart wichſt und den Cylinderhut ſchief auf den Kopf ſetzt und ſo die Sinne eines thörichten, ſchwachen Abgeordneten von Margarethen zu berauſchen ſucht.

Ach Gott, ich bin gewiß nicht ſo kleinlich, um an jeder feurigen Liebeserklärung, die dem Herrn Grafen Taaffe zu Theil wird, zerſetzenden Spott zu üben; aber ich muß es doch ungemein bedauern, daß die gütige Vorſehung dem Grafen Taaffe nicht lieber ſtatt des ſtaatsmänniſchen Genies eine hübſche Tenorſtimme verliehen hat, die für einen ſo feſchen Mann weit paſſender wäre, als jenes. „O du mein Oeſterreich“, wie ganz anders würden ſich deine Geſchicke geſtaltet haben, wenn Graf Taaffe ein feſcher Tenoriſt ſtatt eines feſchen Miniſters geworden wäre! Statt die unverſöhnlichen Völker Oeſterreichs unter einen Hut zu bringen, würde er die Primadonna unter die Haube bringen; ſtatt Czechen, Polen, und Slovenen durch Conceſſionen milder zu ſtimmen, würde er unerbittliche Väter durch ſein hohes C erweichen; ſtatt der Officiöſen hätte er nur die Claqueurs zu bezahlen, und nur das eine würde der Miniſter Taaffe mit dem Sänger Taaffe gemein haben — ſchallenden Applaus beim Abgange.

Aber wir wollen dieſe Gelegenheit, da die feſchen Männer an der Tagesordnung ſind, benützen, um ein Aphorisma, das, wie wir glauben, eine richtige Beobachtung derſelben verrathen wird, auszuſprechen: Wenn ein neues Stück im Theater gegeben wird, ſo kümmert ſich der feſche Wiener nicht um das, was im Abgeordnetenhauſe vorfällt, ſondern geht ins Wirthshaus! Allerdings ſucht ſich dieſes auch der außerordentlichen Gunſt, deren es ſich in den weiteſten Kreiſen zu erfreuen hat, immer würdiger zu zeigen, denn es iſt in einem fortwährenden Aufſchwunge zu idealeren Zielen begriffen und ſchmückt ſich ſtets mit claſſiſcheren Reizen. Es herrſcht in den Bierhallen der Gegenwart bereits die peinlichſte griechiſche Säulenordnung wie in unſerm helleniſchen Völkermuſeum, — die Architekten verſuchen es, immer kühnere Stilprobleme beim Baue von Reſtaurationen zu löſen und ſchaffen imponirende Tempel des Bacchus, der in unſerer Zeit, da auch der Wein zu den freien Künſten gehört, nur mehr als Gott der concentrirten Schwefelſäure verehrt wird. Und nicht blos der Schönheitsſinn wird im Bierhauſe in gleichem Maße befriedigt wie in unſerm Abgeordnetenhauſe, ſondern es iſt auch dort Jeder, der nicht etwa vor ſechs Krügeln Bier zurückſchreckt, in der Lage, ſich über die wichtigſten politiſchen Fragen ein gründliches Urtheil zu bilden.

Aber wir ſehen das Wirthshaus nicht nur mit dem Parlamente in beſorgnißerregender Weiſe wetteifern, ſondern auch dem Theater eine immer empfindlichere Concurrenz bereiten. Ich kann mich zwar erinnern, daß ich ſelbſt in früheren Zeiten, als noch Stücke unſerer

vaterländiſchen Dichter im Burgtheater häufig gegeben wurden, wiederholt gegen die dramatiſche Malaria daſelbſt in einer möglichſt raſchen Luftveränderung mein Heil ſuchte, und daher, ſobald ſich im Verlaufe des dritten Actes bedenkliche Symptome, wie Niedergeſchlagenheit, Mattigkeit der Glieder, Kinnbackenkrampf, Einſchlafen des Fußes u. ſ. w., bei mir einſtellten, ſchleunigſt in ein nahegelegenes Bierhaus eilte, um dort den Tod, beziehungsweiſe die Vermälung, des Helden in ſicherer Entfernung abzuwarten. Nunmehr jedoch vereinigt man die Anregungen, welche das Wirthshaus bietet, mit jenen des Theaters, und wie die Freunde culinariſcher Genüſſe wiſſen, erfreuen wir uns bereits eines Muſentempels in der Vorſtadt, der den claſſiſchen Namen „Orpheum" führt, obwohl es den Tonkünſtlern der Gegenwart nicht mehr gelingen will, mit ihrem Tactirſtocke unſere etwas bequemen Felſen und Bäume in Bewegung zu ſetzen, und obgleich ſie bei den Thieren des Viertels unter dem Wienerwalde nicht jene verſtändnißvolle Aufnahme finden, welche die Säugethiere des alten Griechenland den allerdings noch nicht unendlichen Melodien des Orpheus entgegenbrachten.

Ein ähnliches Aſyl iſt nun auch, und zwar an der Stelle des abgebrannten Stadttheaters, in unſerer City errichtet worden, das zwar den etwas gegenwärtigeren Namen „Etabliſſement" erhalten hat, in dem aber ebenfalls diejenigen, die ſich den Strapazen der excluſiven Kunſt nicht gewachſen fühlen, neben der Reinigung der Leidenſchaften auch eine kleine Anfeuchtung ihres nach innerer Befriedigung lechzenden Gaumens erwarten dürfen.

Ein Vorzug dieſes Etabliſſements iſt es, daß es ſowohl die Anhänger einer Centraliſation der Genüſſe in hohem Grade befriedigen dürfte, als nicht minder die föderaliſtiſchen Genußmenſchen, die in den vorhandenen Chambres séparées ihren ſeparatiſtiſchen Neigungen ungeſtört zu fröhnen vermögen. Bei der Eröffnungsfeier, der ſelbſtverſtändlich ſämmtliche „Spitzen“ der Geſellſchaft beiwohnten, ſoll eine wahrhaft orientaliſche Pracht entfaltet worden ſein, ſo daß nichts gefehlt hätte, als daß noch ein Tiger dageweſen wäre und die „Salon-Jodlerin“ zerriſſen hätte, um die Illuſion, daß man ſich in Hinter-Indien befinde, zu verſtärken. Bezüglich der Ausfüllung dieſer Lücke dürfen wir jedoch getroſt in die Zukunft blicken, indem die Conceſſions-Urkunde dem Unternehmer auch die „Schauſtellung reißender Thiere“ geſtattet, die gewiß allen berechtigten Anforderungen entſprechen werden.

Frühlingsſtimmungen. — Ein Märtyrer der Gewaltthätigkeit. — Die Maulwurfsarbeit der Preſſe.

13. Mai 1888.

Es iſt wieder Frühling geworden, — die Zeit läuft wie ein Schneider, der eine Rechnung zur Kundſchaft trägt, die an Zahlungstagen zeitlich auszugehen liebt. Der journaliſtiſche Anſtand, auf den wir unter allen Umſtänden halten, verbietet es uns, unſerer gehobenen Stimmung in gebundener Sprache Ausdruck zu geben, und wir glauben im Intereſſe des großen leſenden Publikums zu handeln, wenn wir die Gefühle, die in uns, durch die übrigens ohnehin ſattſam bekannten Vorgänge in Wald und Hain hervorgerufen werden, lieber nicht eingehend ſchildern. Die Frühlingsſtimmungen ſind ja auch ſo verſchieden! Der Eine freut ſich, wenn die Fluren grünen, auf ein ſüßes Plauderſtündchen im Freien mit der Geliebten, der Andere, wenn die Sonne lacht, auf den Genuß von ſaurer Milch in ländlicher Abgeſchiedenheit; der Schüchterne blickt zaghaft zum blauen Himmel, ob er es ſchon wagen ſolle, ſich das Haar à la Fieschi ſchneiden zu laſſen, der Unternehmende plant beim Steigen des Thermometers bereits die Ausführung eines kühnen Verſuches, ſich in Schwimmhoſen photographiren zu laſſen,

der Egoist überlegt, sobald das Lied der befiederten Sänger erschallt, wie viele Becher Ofener Bitterwasser er trinken solle, während der Selbstlose begierig ist, zu wissen, wie sich der Elephant in der Schönbrunner Menagerie heuer benehmen werde. Ja, Einige haben sogar schon den Reigen der „Sommerparteien" eröffnet, und Diejenigen, die erst jetzt daran denken, in Vöslau eine Sommerwohnung zu miethen, müssen mit langer Nase abziehen, weil schon Andere mit langer Nase eingezogen sind.

Aber man kommt gar nicht dazu, die Natur zu genießen, denn es gibt jetzt eine reiche Fülle von Sehenswürdigkeiten in Wien. Wir haben Gemälde-Ausstellungen, eine Maria Theresia-Ausstellung, eine Blumen-Ausstellung und eine Gewerbe-Ausstellung. Im Prater finden fortwährend Wettrennen statt, und man zeigt überdies noch Wilde, die viel auf gewählte Toilette halten und immer nach dem neuesten Schnitte tätowirt sind.

Neben den scharfsinnigsten Mißgeburten, die sich in unserer Stadt ein Stelldichein gegeben zu haben scheinen, versetzt auch die Miß Krao im Etablissement Rouacher den Beschauer durch die Universalität ihres Haarwuchses in gerechte Bestürzung. Wir haben jedoch dieser Miß noch nicht unsere Bewunderung zu ihren üppig gelockten Füßen gelegt, da wir der Ansicht sind, daß sich eine so üppig behaarte Dame mehr als Sehenswürdigkeit für einen strengen Winter eignet, als für die beginnende warme Jahreszeit, in der man sich eher nach einer kleinen Abkühlung sehnt.

Man wird ganz dumm von alledem, was man sieht, und das ist wirklich ein Glück, weil Einem sonst

das, was man ſonſt hört, nicht ganz geſcheit vorkäme. Der Rückſchritt macht immer größere Fortſchritte, und Geſinnungsloſigkeit, Lüge, Heuchelei, Verleumdung und Denunciation ſind an der Tagesordnung. Es beſteht ein wahrer Wettkampf, einander darin zu übertrumpfen, und dem Meiſtbietenden wird von der Menge zugejubelt.

Dieſe ſieht Rohheit für Kraft an, Trotz für Charakter, und ſie hält es für Geiſtesgegenwart, wenn man immer ein Schimpfwort bei der Hand hat. Und da greifen die clericalen Blätter fortwährend die — Freimaurer an und denunciren diejenigen, die dieſem Bunde angehören. Es hat Viele gegeben, denen die Geheimnißthuerei der Freimaurer als nicht mehr zeitgemäß, ja als komiſch erſchien. Allein die Freimaurer haben vollſtändig Recht, wenn ſie ſich hinter dem Schleier des Geheimniſſes verbergen, denn nur die Brutalität darf in unſerer Zeit offen auftreten, die Humanität aber muß ſich verſtecken. Wir haben neulich einen der gefährlichſten Löwen des Tages vor Gericht geſehen*), das ihn wegen ſeiner Gewaltthaten zu ſchwerem Kerker verurtheilte. Blos ſeine Anhänger ſahen ihn als Märtyrer an und vergaßen ganz, daß die Märtyrer nicht todtſchlagen, ſondern ſterben. Ihre Entrüſtung über die Verurtheilung erinnerte uns an die Frau Hurtig Shakeſpeare's, die von den Bütteln gefaßt wird und ebenfalls händeringend ausruft: „O, daß Recht die Gewalt ſo unterdrücken muß!"

Achtung vor dem Geſetze iſt freilich ein großes Verlangen, da es ſogar unmöglich erſcheint, dem Geſetze

*) Den ehemaligen Abgeordneten R. v. Schönerer.

Achtung zu verſchaffen, das von dem feſchen Staatsbürger, der einen Bulldogg beſitzt, das Opfer heiſcht, dieſen nicht in das Wirths- oder Kaffeehaus mitzunehmen. Das Geſetz wird ja von Manchen nur als eine Bosheit angeſehen, durch welche die höchſte Blüthe der Cultur, die Gemüthlichkeit, in ihrer freien Entfaltung gehindert werden ſoll. Und doch wird das Geſetz in dem Reichsgeſetzblatte veröffentlicht, das in der Staatsdruckerei erſcheint und auch in das Böhmiſche übertragen wird, ſo daß ſich ſelbſt die bedeutendſten Würdenträger des Staates nicht mit der Unkenntniß desſelben entſchuldigen können. Schwerer iſt es allerdings, ſeine Pflichten kennen zu lernen, da man hierüber nur durch das in einem obſcuren Theile unſeres Ich erſcheinende Gewiſſen Näheres zu erfahren vermag.

Dieſelben aber, die den Geſetzesverächtern ihre Huldigungen darbringen, beſchuldigen die Preſſe, daß ſie „Thron und Altar“ unterwühle, ja, ein demokratiſcher Abgeordneter begnügte ſich nicht damit, die Preſſe dieſes combinirten Maulwurfsverbrechens zu verdächtigen, ſondern beſchwerte ſich auch über die republikaniſche Geſinnung der Polizei, da ein Regierungsvertreter, der eine tobende Verſammlung auflöſte, die Mütze auf dem Kopfe behalten habe, obwohl die Geſellſchaft mit Hochrufen auf den Kaiſer auseinandergegangen ſei. Man findet erſt die demokratiſche Spitze dieſer Beſchwerde heraus, wenn man bedenkt, daß es den Wählern des genannten Abgeordneten einfallen könnte, dieſen zum Präſidenten der Republik Margarethen auszurufen, und wenn nun die Militärmacht unter Führung eines Ge-

freiten ausrücken würde, ſo brauchten die ſchlauen Jacobiner nur fortwährend in vorher verabredete loyale Rufe auszubrechen, um ſo die Soldaten jedesmal, ſo oft dieſe mit den Hinterladern ſchießen wollten, zu zwingen, mit letzteren zu präſentiren.

Die Anklage, daß die Preſſe Thron und Altar unterwühle, ſcheint nur erſonnen zu ſein, um die Demokraten von der Lectüre derſelben abzuhalten. Um mit der Wiener Zeitung zu beginnen, die ich regelmäßig leſe, ſo kann ich mich nicht erinnern, daß das officielle Blatt jemals ſeine Glaubwürdigkeit mißbraucht hätte, um Thron und Altar zu unterwühlen, und es liegt hier vielleicht eine kleine Verwechslung mit dem Burgtheater vor, das der Theater-Referent dieſes Blattes allerdings durch herbe Kritiken in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern ſucht. Nur in ihrem amtlichen Theile verſucht ſie es hin und wieder, den Miniſtern, anſtatt ſich, wie andere Zeitungen, mit kleinen Angriffen auf dieſelben zu begnügen, gleich das ganze Portefeuille wegzunehmen, aber es iſt leider ſchon lange her, daß ſie kein ſolches Aergerniß mehr gegeben hat.

Auch die officiöſen Zeitungen, welche ich, da mir höchſtens zwölf Spalten zur Verfügung ſtehen, nicht ſämmtlich nennen kann, unterwühlen nicht, ſoweit ich es zu beurtheilen vermag, Thron und Altar. Dieſe ſind alle ſehr einflußreich, und ſie ſetzen Alles durch, nur nicht das, daß ſie geleſen werden.

Von dem bischen unabhängiger Preſſe aber ſprechen wir gar nicht, mit ſolchen Kleinigkeiten gibt man ſich nicht ab.

Städtiſcher Sommer. — „Tu felix Austria nube“. — Seltſame Folgen der Branntweinſteuer.

10. Juni 1888.

Es iſt ſchon ſo ſommerlich in unſerer Stadt geworden, daß die Wanderluſt in Jedem erwacht. Man wünſchte, da das ſehnſüchtige Verlangen, ein Vögelein zu ſein, doch ſchon etwas abgedroſchen iſt, es würde Einem der Mund mit einem kleinen Petſchaft verſchloſſen, eine Briefmarke auf die Schulter geklebt, eine Adreſſe auf den Rücken nach einem lieblichen Alpenthale geſchrieben, wo man poſtlagernd ſich einem Dolce far niente ergäbe, bis man von einer ſchönen Frau behoben und gerührt an das Herz gedrückt würde. Ja, der Gedanke wäre verführeriſch, auf grünen Triften hinter der ſanften Schweizerkuh einherzuwandeln! Obwohl aber, wie aus New-York gemeldet wird, Goldſendungen im Betrage von fünf Millionen Dollars ſchon am 26. Mai von dort nach Europa abgegangen ſind, ſo iſt uns doch bis zu dem Augenblicke, da wir dieſe Zeilen dem Drucke übergeben, kein einziger dieſer transatlantiſchen Gäſte zu Geſichte gekommen, und der Feuilletoniſt muß daher die Träume von Almerinnen und kuhwarmer Milch in die Regiſtratur legen und entſagend der troſtloſen Zukunft entgegenſehen.

Wie melancholiſch iſt jetzt ein Sonntag in der Stadt! Man geht geſenkten Hauptes auf der Ringſtraße ſpazieren, bis man ſich endlich ſagt: Du wirſt doch nicht der Einzige ſein wollen, der heute in der Stadt bleibt, du Narr! und ſich dann wegen dieſer Ehrenbeleidigung zu einer ſchweren Stellwagenfahrt auf's Land verurtheilt. Man fährt fort und fort, immer länger, eine Ewigkeit. Wenn der Wagen endlich hält, glaubt man, man werde mindeſtens am Nordkap ausſteigen, aber man iſt nur in Hietzing angelangt. Man wollte friſche Luft ſchöpfen und hat doch blos ſein Wiſſen bereichert, indem man während der Fahrt den Geruch derjenigen Tabakſorten, die von der letzten Preiserhöhung nicht betroffen wurden, genau kennen gelernt hat. Das wirkt abſchreckend und man geht daher nächſtens lieber in den Stadtpark. Ach, da ſitzen alle Leute mit denſelben runden kaffeebraunen Hüten und ſtarren verzweifelt in das Glas Kaffee vor ihnen, wie Lebensüberdrüſſige in die Melange des Donaucanals.

Der Pulsſchlag der großen Stadt geht immer langſamer, die Aufregungen verſchwinden und ſelbſt die Angſt vor dem nahen Kriege hat ſich wenigſtens ſo weit beruhigt, daß wir nicht mehr des Abends, während wir das Nachthemd anlegen, beſorgen, der Feind könnte den günſtigen Augenblick benützen, um uns in den Rücken zu fallen. Wir haben daher nichts Intereſſantes zu verzeichnen: einen Antrag im Gemeinderathe, daß die Vertilgung der Juden nicht den Einzelnen überlaſſen, ſondern geſetzlich geregelt werden ſolle, einen erbitterten Streit zwiſchen zwei kohlrabenclericalen Zeitungen, dem „Vater-

land“ und den „Tiroler Stimmen“, deſſen Grund nicht bekannt iſt, ſo daß es ſich nach dem Rathe jenes franzöſiſchen Richters empfehlen würde, zu fragen: Où est la femme? und endlich die Geſchichte von einer kleinen Reibung, zu der die Aufſchrift, die das Radetzky-Denkmal erhalten ſoll, Anlaß gab. Es wurde nämlich erzählt, daß, während die Einen das Wort Grillparzer's: In deinem Lager iſt Oeſterreich! vorſchlugen, ſich die Anderen für die Umänderung: In deinem Lager war Oeſterreich! ausgeſprochen hätten.

Wir erlauben uns, an die alte öſterreichiſche Deviſe zu erinnern: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube“, ein Sprüchlein alſo, nach welchem das Heil Oeſterreichs zwar auch in einem Lager, jedoch nicht, wie Grillparzer behauptet, in dem Feldlager, ſondern in dem ehelichen Lager zu ſuchen wäre. Wir, die wir den Ideen der Humanität huldigen, würden dieſer Deviſe auch heute noch den Vorzug geben. Es wäre daher nach unſerer Anſicht beiſpielsweiſe wünſchenswerther, daß wir, anſtatt mit den Ruſſen Krieg zu führen, lieber die Ruſſinnen heiraten, und wir würden den hienach drohenden häuslichen Krieg einem ſolchen mit Mannlicher-Gewehren und Maxim-Kanonen vorziehen. Man erſieht hieraus, daß die Anſichten über die Bedingungen für ein glückliches Oeſterreich nicht immer dieſelben ſind, und da nun ſchon Oeſterreich in Folge ſeiner weltgeſchichtlichen Miſſion immer irgendwo ſein muß, ſo ſollten wir uns wenigſtens nicht binden und der Hoffnung Raum laſſen, daß es nicht immer in dem Lager eines Feldherrn ſein werde.

Da auch die ernſten Staatsmänner des Abgeordnetenhauſes nunmehr von uns geſchieden ſind, ſo iſt auch dieſe Quelle der Heiterkeit verſiegt. Mit dem ſchönen Bewußtſein, der Regierung kein ernſtes Aergerniß gegeben zu haben, ſind die unerbittlichen Bewilliger von Regierungsvorlagen nach Hauſe gegangen. Auch die Politiker aus Galizien kehrten in ihre Heimat zurück, allein ſie haben uns zu viel Böſes zugefügt, als daß wir ihnen dieſe ſtrenge, aber gerechte Strafe nicht gönnen ſollten. Da unſer Herr Finanzminiſter nie um Geldmittel verlegen iſt, deren Bewilligung er erlangen ſoll, ſo hat er diesmal die Beſteuerung des Branntweins dem Hauſe vorgeſchlagen, das auch dieſe ausgiebige Steuer bewilligte. Denn obwohl ſelbſt die Stimmen der Majorität getheilt waren, hat doch die Regierung, Dank ihrem bereits ſprichwörtlich gewordenen Grocholski, den Sieg davon getragen. Wie die bisher leider noch immer dem ſtrafenden Arm der Gerechtigkeit entwiſchten Peſſimiſten behaupten, wird das große Mehreinkommen nicht an die Regulirung der Valuta, dieſes Meiſterwerk der niemaligen Inangriffnahme, verſchwendet werden, ſondern kriegeriſchen Zwecken dienen, und wenn man auch kein militäriſcher Fanatiker iſt, ſo wird doch zugegeben werden dürfen, daß die aller Baarmittel entblößten Völker den Eventualitäten eines Krieges mit einer gewiſſen Beruhigung entgegenſehen können. Jeder Wohlmeinende aber, der daran denkt, welche Strapazen unſer armer Staat in den letzten Zeiten ausgeſtanden hat, kann ſich nur darüber freuen, daß jetzt, nachdem der Branntwein in den Säckel des Staates fließt, dieſer doch immerhin auch in der

Lage ſein werde, ſich einige kleine Bequemlichkeiten zu gönnen, die er ſich bisher aus Erſparungsrückſichten verſagen mußte, wie beiſpielsweiſe einen oder ſelbſt mehrere Miniſter zu penſioniren.

Alle Einwendungen, welche die Oppoſition erhob, um der Regierung die ſo beliebten Verlegenheiten zu bereiten, zerfallen in nichts; denn die Branntweinſteuer wird ganz neue, bisher noch ſchlummernde Kräfte wecken, indem ſelbſt der Aermſte ſich ſeiner Steuerkraft bewußt werden wird, und wenn Böswillige ſogar die Beſorgniß ausgedrückt haben, daß die Steuer umgangen werden könnte, ſo ſind wir dagegen überzeugt, daß ſich nur ſehr Wenige finden dürften, die zu dem unlauteren Mittel greifen werden, ſtatt Branntwein Bordeaux zu trinken. Anſtatt in unwürdiger Weiſe auch an den größten Steuern zu nergeln, wollen wir unſere Bewunderung allen den Moſeſſen nicht verſagen, denen wir das Wunder verdanken, daß ſelbſt unter dem Bettelſtabe neue Steuerquellen hervorſprudeln.

Ende der Saiſon. — Der lebendige Schönerer und der todte P. Greuter. — Eine Unſterblichkeit in vier Buchſtaben.

29. Juni 1888.

Die traurige Nachricht läßt ſich nicht länger verheimlichen, — die Saiſon iſt todt! Der Feuilletoniſt ruft gleich dem an praktiſchen Erfahrungen ſo reichen Rabbi Akiba, der vergebens nach einem paſſenden Stoffe für eine kleine talmudiſche Wochenplauderei auslugt: Es gibt nichts Neues mehr unter der Sonne, es iſt Alles ſchon — abgereiſt. Das Scheiden, das ſonſt nur ſchmerzliche Gefühle hervorruft, erfüllt uns jetzt, da man ſich überall beſſer zu unterhalten vermag, als in der großen Stadt, mit den angenehmſten Empfindungen. Man nimmt daher lachend Adſchied, aber die Zurückbleibenden rufen den Wegreiſenden, um ſie vor zu großem Uebermuthe zu bewahren, boshaft: Auf Wiederſehen! nach, das heißt: Auch deine Freude wird ja ein Ende nehmen, du wirſt nicht immer auf Esplanaden wandeln und in grünen Seen rudern, mit Almerinnen ſchäkern und Forellen angeln, ſondern du wirſt wieder zurückkehren zu uns, und wir freuen uns ſchon jetzt auf das lange Geſicht, das du dann machen wirſt.

Auch die Staatsmänner fangen ſchon an, blau zu machen, und ein Herr erzählte mir geſtern, in welche

entſetzliche Verlegenheit er hiedurch gerathen ſei. Er war nämlich in einem Bureau, um eine wichtige Geſchäftsangelegenheit zu betreiben, traf aber dort nur einen ſchlichten Mann, an den er die Frage richtete: „Heda, guter Freund, iſt der Herr Präſident zu ſprechen?“ Worauf der Angeſprochene mürriſch erwiderte: „Iſe furt auf Land.“ — „O, ich bitte um Entſchuldigung, Excellenz!“ ſtotterte der Beſucher, der erſt aus dem Accente des Sprechers den höheren Würdenträger erkannt hatte, und nachdem er eine ungeſchickte tiefe Verbeugung gemacht hatte, entfernte er ſich mit dem feſten Vorſatze, nie wieder während der Staubferien einen Einblick in das Staatsrädergetriebe wagen zu wollen.

Wahrſcheinlich in Folge der großen Hitze trugen die Demonſtrationen, mit denen die heranwachſende Degeneration die Verurtheilung ihres geiſtigen Führers, des Herrn Schönerer wegen des Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit begrüßte, keinen erhebenden tumultuariſchen Charakter an ſich. Da der Verurtheilte diesmal in keiner Droſchke thronte, konnten ihm auch nicht die ſo verdienſtvollen Pferde ausgeſpannt werden, er verſagte es ſich ferner gleichfalls, die Schultern eines ſeiner Anhänger von „unverfälſchter“ Race zu beſteigen, um mit dieſem vor der verſammelten Damenwelt zu courbettiren, und den Glanzpunkt der Huldigungsfeier bildeten zwölf armſelige Arretirungen. Unter den feſtgenommenen Feſtgäſten befindet ſich nach dem Polizeiberichte auch ein vorſtädtiſcher Friſeur, der, ergrimmt über die Beeinträchtigung, die das Geſchäft der Haarkräusler dadurch erfährt, daß das Haar der Semiten

ſchon von der unbeſteuerten Natur gekrauſt iſt, die Vernichtung dieſer Race anſtrebt. Während demnach die ariſche Demonſtration bei uns im Sande verlief, iſt das „Germanen-Feſt", das einige Bonvinants der niedlichen Schweſterſtadt Krems veranſtalten wollten, um die ſo lange vernachläſſigten natürlichen Beziehungen zwiſchen den Kremſern und den ſonſtigen germaniſchen Stämmen, wie Skandinaviern, Engländern und Holländern, endlich einmal intimer zu geſtalten, von der Statthalterei mit Haut und Haar verboten worden, ſo daß leider die patriotiſchen Beſtrebungen, die Aufmerkſamkeit der etwas zerſtreuten Welt auf das kleine Städtchen zu concentriren, das bisher mehr durch den daſelbſt producirten bedeutenden Senf, als durch die dort erzeugten hervorragenden Germanen bekannt war, ohne jeden Erfolg geblieben ſind.

Als wollte die glänzende Sonne keine Finſterlinge mehr dulden, iſt nun auch aus Innsbruck die Trauernachricht gekommen, daß Pater Joſeph Greuter daſelbſt geſtorben iſt. Er war wenigſtens der amüſanteſte der Reactionäre, der jovialſte der Fanatiker, eine höchſt ſonderbare Miſchung von Arbues und Neſtroy. Er war eine erfreuliche Ausnahme unter den mißlaunigen Clericalen, die jedes heitere Wort als eine ſchwere Beleidigung unſeres irdiſchen Jammerthales anſehen, denn wenn er ſprach, konnte er gewiß ſein, auch principiell Mißvergnügte in ihren unerſchütterlichſten Zwerchfellen zu kitzeln.

Er gehörte unſerem Parlament ſeit dem Beſtehen desſelben an und hat dort ſtets unerſchrocken den Be-

freiungskampf gegen die Wiſſenſchaft und die Gewiſſensfreiheit geführt. Er hat während dieſer vierundzwanzig Jahre über Alles geſprochen: über den Berg Iſel, die Ewigkeit, die hundert Befreiungskriege der Tiroler oder vielmehr hundertmal über den Befreiungskrieg der Tiroler, die Wiſſenſchaft, den Gemeinderath, die Schule, Darwin, Kaiſer Joſeph und ſonſtige Erfindungen der Liberalen, aber leider auch manchmal über Dinge, über die er nicht ganz au fait war, wie über die Ehe. Er ſprang in ſeinen Reden zum allgemeinen Ergötzen gerne von der Kanzel plötzlich auf die Poblatſche, und nachdem er im höchſten Pathos vom Jenſeits geſprochen hatte, überſchüttete er ſeine Gegner mit groben Späſſen, wie ſie hoffentlich im Jenſeits nicht üblich ſind. Wenn er eine Weile gewettert hatte, beruhigte er wieder die aufgeregten Wogen durch ein ſalbungsvolles Citat, ja zum nicht geringen Schrecken der Schwarzen zeigte er ſelbſt eine gewiſſe Vertrautheit mit Ausſprüchen des großen Heiden Goethe. Doch bewies glücklicherweiſe ſein Zelotismus, daß er Jenen vielleicht wirklich geleſen, aber Dank ſeiner widerſtandskräftigen Natur nicht verſtanden hatte.

Aber ach, die Reden, Ausfälle und Späſſe des armen Greuter ſind längſt verklungen, und nichts hat ſich aus den vielen Bänden des ſtenographiſchen Protocolls, die er geſprochen, in die Nachwelt hinübergerettet, als vier Buchſtaben, das kleine, unanſehnliche Wörtchen, das er vor einundzwanzig Jahren den Gegnern des Concordats zurief: „Pfui!“ Wie viele Pfuis ſind ſchon einer unrühmlichen Vergeſſenheit anheimgefallen, aber dieſes eine Pfui wenigſtens iſt erhalten geblieben. Zu

jener Zeit freilich galt dieſes Wörtchen, das doch ein Zeugniß von einem reichen inneren Gefühlsleben gibt, ſchon als unparlamentariſch und erregte damals, da noch die Pardel der äußerſten Linken neben den Lämmern des Centrums ſchlummerten, das größte Aufſehen. Man begreift dieſes heute nicht mehr, denn inzwiſchen iſt längſt die Grobheit ſogar ſalonfähig geworden, und ſowie eine zeitlang jene Parfüms, die den Geruch von Juchten oder friſchgemähtem Heu nachahmten, für vornehm galten, weil ſie die Täuſchung erregten, daß der Parfümirte ſo glücklich ſei, gerade aus dem Stalle zu kommen, ſo gilt es jetzt für diſtinguirt, grob zu ſein, weil man ſich dann ſo ausdrückt, als wenn man eben einer parlamentariſchen Sitzung über höchſt wichtige Angelegenheiten des Staates beigewohnt hätte.

Verſchiedene Formen der Langweile. — R. Wagner's „Feen".

7. October 1888.

Ich habe nicht viel Intereſſantes erlebt auf meinen diesjährigen Sommerfahrten, glücklicherweiſe aber durch meine Abweſenheit von Wien auch nichts Wichtiges verſäumt. Die Politik iſt in den Monaten ohne R ohnehin nicht mehr genießbar, die Staatsmänner und die Diplomaten machen Alle blau, und da überdies die Sommerfriſchen die feiſteſten Opfer entführen, ſo kann man in dieſer Zeit nur mehr über hohe Entbindungen und meteorologiſche Tageserſcheinungen unter Thränen lächeln. Es iſt auch wirklich inzwiſchen nur ein Cröſus, der Fürſt Schwarzenberg, geſtorben, der den Armen unſerer Stadt tauſend Gulden vermacht hat, — aber das iſt wenig, blutwenig, blaublutwenig! Und es hat ferner die Eröffnung der Eiſenbahn nach Conſtantinopel ſtattgefunden, durch die den wißbegierigen Muſelmännern endlich Gelegenheit geboten iſt, unſere türkiſchen Zuſtände zu ſtudiren. Ich wollte anfangs mit der neuen Bahn einen kleinen Abſtecher nach Conſtantinopel machen; aber da es auch in Iſchl ſchöne Frauen gibt, verſchrieb ich mir lieber eine Alpenluftcur und trat eine Sultansreiſe nach Iſchl an. Obwohl ich ſchon einige Jahre nicht in Iſchl war, fühlte ich mich doch bald wieder recht heimiſch daſelbſt,

denn nachdem ich nur einmal die Esplanade beſucht hatte, war es mir, als hätte ich mich ſchon einen ganzen Sommer hier gelangweilt. So beſchloß ich denn nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte, eine kleine Abwechslung in der Langweile mir zu vergönnen, und da eben „Die Feen“ Richard Wagner's in München gegeben wurden, einer Vorſtellung dieſer jüngſten, das heißt älteſten Oper des Meiſters beizuwohnen.

Die genannte Jugend-Oper Wagner's hat drei Acte und iſt zum Einſchlafen romantiſch. In unſerer Zeit, in der die Feen, die früher ſo oft auf die Bühne niederſchwebten, von dieſer verſchwunden, darf man es ja ausſprechen, daß ſie überhaupt ſehr unangenehme und zudringliche Frauen ſind. Sie ſind fürchterlich affectirt, und indem ſie, ſelbſt wenn rings umher die tiefſte Proſa herrſcht, fortwährend in Verſen ſprechen, tragen ſie eine unerquickliche Almanachbildung zur Schau. Sie miſchen ſich in Dinge, die ſie gar nichts angehen, beläſtigen Jedermann mit Warnungen und Rathſchlägen, prophezeien die Zukunft, ohne eine Einladung hiezu abzuwarten, und man kann noch von Glück ſagen, wenn ſie Einen nicht mit ihrem Zauberſtabe berühren, ſonſt hat man das Vergnügen, trotz der beſten Studienzeugniſſe jahrelang als verzauberter Eſel herumzugehen, ohne daß man glücklicherweiſe dadurch in ſeiner Carrière aufgehalten würde. Auch in den Feen Wagner's haben wir das peinliche Gefühl, daß der Held, König Arindal, ſchon einmal in eine derartige unliebſame Berührung mit einem Zauberſtabe gerathen ſein müſſe. Dies wäre um ſo eher möglich, als er der Gatte der Fee Ada iſt, die

ſich als heiratsfähiges Mädchen zeitweilig in eine Hirſchkuh zu verwandeln liebte, um ſo die Blicke der Männerwelt auf ſich zu ziehen.

Sie hatte, als ſie vor acht Jahren in dieſem koketten Morgen-Négligée im Walde ſpazieren ging, den jagenden König Arindal ſo zu feſſeln gewußt, daß er ſie verfolgte, und als ſie dabei in einem Fluſſe verſchwand und ihren Hirſchkuh-Sopran erklingen ließ, war er von deſſen Wohllaut und der trefflichen Schule, die er verrieth, ſo fascinirt, daß er, gefolgt von ſeinem Gefährten Gernot, dem wir dieſe biographiſchen Mittheilungen verdanken, ihr nachſprang, aber ſchon nach einigen raſchen Tempos in einem Zauberſchloſſe und noch ganz pudelnaß „zu eines ſchönen Weibes Füßen hingegoſſen“ lag. Die Holde denkt, daß man das Eiſen ſchmieden müſſe, ſo lange es warm ſei, und erklärt dem auf dem Fußboden liegenden König, der noch nicht einmal Zeit hatte, ſeine Leibwäſche trocknen zu laſſen, daß ſie die Seine ſei. Doch fügt ſie die Einſchränkung hinzu: „Eh' ich ganz dein Eigen bin, haſt du noch viel zu überſtehen. Vor Allem magſt acht Jahre lang du nimmer fragen, wer ich ſei!“ Nachdem Arindal auch wirklich die Geburt zweier Kinder glücklich überſtanden hat, ohne daß jedoch nach den erwähnten Bedingungen des Ehecontractes die Beziehung zu ſeiner Gattin hiedurch intimere geworden wären und ſie ganz ſein Eigen ſein würde, kann er leider, da das achte Probejahr eben abläuft, den Wunſch nicht länger unterdrücken, daß ſich die Mutter ſeiner Kinder ihm endlich einmal vorſtelle, und er fragt ſie daher, „wer und woher ſie ſei“?

Dieſe Neugierde iſt um ſo kindiſcher, als er die Frage ſich leicht ſelbſt beantworten kann. Denn obwohl Ada in dem Incognito einer Hirſchkuh war, da er die erſte ehrbare Annäherung an ſie verſuchte, ſo hat doch jenes zu kurze Zeit gewährt, als daß er etwa hätte glauben können, daß ſie einer der beſſeren Hirſchenfamilien des Landes angehöre. Jedermann muß ſich ſagen, daß eine junge Dame, welche ſich, ſobald es ihr einfällt, in eine Hirſchkuh verwandeln kann, und in einem, keiner irdiſchen Hauszinsſteuer unterliegenden, ſchuldenfreien Feenſchloſſe wohnt, umgeben von einer zahlreichen weiblichen Dienerſchaft, die mit Inbegriff der Mehlſpeisköchin Roſa-Atlasſchuhe trägt, nichts Anderes als eine Fee ſein könne. Wenn der König, der auch weiß, daß ſeine Frau Ada heißt, nach achtjährigem Nachdenken noch immer nicht errathen hat, wer und woher ſie iſt, ſo iſt er einer der größten — doch wir wollen die Erzählung nicht durch den Mißton einer groben Majeſtäts-Beleidigung unterbrechen.

Ein coloſſales Donnerwetter iſt die Antwort auf die indiscrete Frage Arindal's, und während dieſes erhabenen Kolik-Anfalles der Natur verſchwinden das Schloß, Ada mit den Kindern und das geſammte Dienſtperſonal.

Dies iſt nur die Vorgeſchichte der Oper, die wir durch eine Erzählung Gernot's erfahren, aber ſie iſt weit intereſſanter als die Oper ſelbſt. Am meiſten bedauern wir, daß die Fee Ada in der Oper ſelbſt nicht mehr als Hirſchkuh auftritt, und ſchon dieſe Verſäumniß des Dichters verräth uns, daß wir es mit einer unreifen Jugendarbeit desſelben zu thun haben. In den ſpäteren

Opern, in „Rienzi", „Tannhäuſer", „Lohengrin", den „Nibelungen" und „Parſifal", erſcheinen Pferde, Widder, Schwäne, Waldvögelein, Tauben und endlich der unvergeßliche Wurm mit der „zierlichen Freſſe", der für alle Zeiten in unſerm Herzen eingefreſſen bleiben wird. Die Bekanntſchaft auch einer Hirſchkuh zu machen, ſollte uns nicht vergönnt ſein, — es wär' zu ſchön geweſen, es hat nicht ſollen ſein!

Nachdem alſo Arindal und Ada, und zwar, wie wir erfahren, „geſtern" durch ein plötzlich ausbrechendes Gewitter von Tiſch und Bett getrennt wurden, beginnt die Oper einen Tag ſpäter, und wir ſehen den König als verzweifelten Strohwitwer in einer „wilden Einöde" die verſchwundene Gattin ſuchen. Er verräth gleich anfangs ſeine geiſtige Beſchränktheit, indem er ſich darüber wundert, daß das Echo nur die Namen wiederholt, die man ihm zuruft, und nicht ganz andere, die man verſchweigt. Er bemerkt nämlich ungehalten: „Das Echo ſpottet meiner Qual, nur Ada, Ada ruft es aus, und keine Antwort nennet Arindal". Wir glauben, daß der gute Ruf des Echos zu begründet iſt, als daß es nothwendig wäre, es gegen derartige Anwürfe in Schutz zu nehmen. Oder erwartet der König in ſeinem Eigendünkel vielleicht gar, das Echo werde, ſobald er geruhe, dasſelbe einer Anſprache zu würdigen, ein dreimaliges Hoch auf Se. Majeſtät den allergnädigſten König Arindal ausbringen? Wer weiß, welchen Unſinn der König in ſeiner verliebten Raſerei noch zum Beſten geben würde, wenn er nicht glücklicherweiſe Kunde erhielte, daß ſein Vater geſtorben ſei und der Feind ſein Reich verwüſte. Mit dem wilden Aufſchrei: „Zum Kampfe zieh' ich für

mein Vaterland, und meine Hoffnung iſt allein der Tod!“ ſtürzt er ſich, raſch entſchloſſen, in Morpheus' Arme und ergibt ſich, da jeder weitere Widerſtand nutzlos wäre, einem kleinen Nachmittagsſchläfchen. Er erwacht aus demſelben ſo ſpät, daß er die „wilde Einöde“ ganz verſchlafen hat und ſich in einem „Feengarten“ befindet. Hier trifft er die ſeit vierundzwanzig Stunden vermißte Gattin wieder und überhäuft dieſe mit Liebesſchwüren von ſolcher Gluth, als wenn ſie nicht acht Jahre verheiratet und einen Tag getrennt, ſondern einen Tag verheiratet und acht Jahre getrennt geweſen wären. Es wäre gar kein Ende dieſer peinlichen Liebeserklärungen abzuſehen, wenn nicht wieder zur rechten Zeit die Nachricht einträfe, es ſei auch der Vater Ada's geſtorben, ſo daß es uns tief ergreift, daß beide Schwiegerväter vom Tode ereilt wurden, ehe ſie noch ihre gegenſeitige perſönliche Bekanntſchaft machen und ſich die biedere Rechte drücken konnten.

In Folge dieſes Todesfalles wird Ada als Königin ausgerufen, und die Feen huldigen ihr lärmend als ihrer Fürſtin. Es gehört aber eine unglaubliche Unkenntniß des Staatsrechtes dazu, anzunehmen, daß Ada durch den Tod ihres Vaters Königin geworden ſei, und wir erklären die Huldigungen der Feen hiemit für null und nichtig. Ein weſentliches Hinderniß für Ada, den Thron ihres Vaters zu erben, beſteht darin, daß dieſer niemals auf einem Thron ſaß und niemals Feenkönig war. Der wirkliche „Feenkönig“ lebt vielmehr noch; er wird auch in dem Perſonenverzeichniſſe der Oper, und zwar an der Spitze desſelben als ſolcher angeführt, und wir lernen endlich ihn ſelber in der letzten Scene des dritten Actes

kennen. Der Vater Ada's konnte auch gar nicht Feenkönig sein, da nach dem Hausgesetze ein solcher unsterblich sein muß, er aber, wie aus einem Gespräche der Feen hervorgeht, ein simpler Sterblicher war, mit dem die Mutter Ada's, eine aufgeklärte Fee, die sich über das Standesvorurtheil der Unsterblichkeit hinwegsetzte, eine Mesalliance einging. Die Frucht derselben ist Ada, die, abgesehen von den angeführten Gründen, schon deßhalb zur Succession auf einen vacanten Thron im Feenreiche unmöglich berechtigt sein kann, da sie aus Liebe zu Arindal, wie wir ebenfalls durch die Feen wissen, „freiwillig der Unsterblichkeit entsagte".

Abberufen durch die auch vom Volke ihr dargebrachten, wenn auch nicht gebührenden Huldigungen, läßt Ada ihren Gatten zum Abschiede schwören, daß er nicht fluchen werde, mit welchen Schrecken auch sie ihn morgen bedrohen möge. Man ersieht hieraus mit Befriedigung, daß im Feenreiche nicht die in anderen Staaten beklagte bureaukratische Langsamkeit und Verschleppung der dringendsten Erledigungen üblich ist. Denn erst gestern ist das Zauberschloß mit sämmtlichen Inwohnern verschwunden, heute hat Arindal seine Frau nach kurzem Suchen in einem Feengarten wiedergefunden, und diese verspricht ihm, ihn schon morgen mit allem möglichen Unheil zu überhäufen.

Arindal kehrt nach achtjähriger Abwesenheit im zweiten Acte nach Hause zurück und wird mit Jubel empfangen, da der Zauberer Groma, der unsichtbare Minister für Landesvertheidigung, prophezeit hat, „daß dieses Reich niemals verloren geh', sobald uns Arindal

zurückkehrt". Doch ſcheint es, daß die Rettung des Reiches durch Arindal nur dann gelingen kann, wenn dieſer ſelbſt ſich an den Rettungsverſuchen nicht im geringſten betheiligt. Denn aufgefordert von dem Chor der geſchlagenen Krieger, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, lehnt der um das Wohl ſeiner Völker beſorgte König dieſe Zumuthung mit der Entſchuldigung ab: „Zu kämpfen, ach, vermag ich nicht." Während er alſo erſt geſtern, da er ſich in einer allerdings ſtrategiſch weit vortheilhafter gelegenen „wilden Einöde" befand, erklärte: „Zum Kampfe zieh' ich für mein Vaterland, und meine Hoffnung iſt allein der Tod", zeigt er heute der Gefahr verächtlich den Rücken, und durch ſeine entſchiedene Weigerung, in den halsbrecheriſchen Krieg zu ziehen, iſt auch die einzige Hoffnung, die ihm noch geblieben war, der Tod, zu Waſſer geworden.

Während die Krieger abziehen, trifft Ada ein, um ihren verſprochenen Gegenbeſuch abzuſtatten, und die Unterthanen Arindal's erfahren glücklicherweiſe erſt jetzt, daß ihr König eine Hirſchkuh geheiratet habe, da ſie ſonſt jeden Tag mit der Furcht ſchlafen gegangen wären, daß der nächſte Kronprinz, der ihnen nach dem üblichen Reſpiro von drei Vierteljahren bevorſtehe, zur Abwechslung unter die Rubrik „Kälbernes" fallen und ein Hirſchkalb ſein werde. Die Feenkönigin, die im Auftrage des Feenkönigs ihren Mann zur Verzweiflung treiben muß, um ihn auf die Probe zu ſtellen, ob er ihr nicht fluchen und ſo ſeinen geſtrigen Schwur brechen werde, wirft ihre zwei Sprößlinge, die ſie zu dieſem Behufe mitgebracht hat, in einen feurigen Schlund, der

ſich ad hoc öffnet, und ehe die Kleinen noch gehörig verbrannt ſind, meldet ein Bote, daß die Armee Arindal's bereits wieder geſchlagen worden ſei und mit der Geſchwindigkeit der Antilope die Flucht ergriffen habe. Und zwar ſei der Feind durch ein Weib zum Siege geführt worden, das den Fliehenden die Botſchaft mitgab: „Geh' heim zu Arindal, ſag' ihm, ich ſei Ada, die Königin.“ Obwohl nun die Unwahrheit dieſer Meldung am Tage liegt, da die Königin keinen Augenblick abweſend war und alle Hände voll zu thun hatte, ihre Kinder ins Feuer zu werfen, zweifelt doch der einfältige König nicht an der Richtigkeit der Botſchaft und verflucht ſeine Gattin. Kaum hat er derart ſeinen Schwur gebrochen, als ein neuer Bote meldet, daß die Armee nicht geſchlagen worden ſei, ſondern im Gegentheile durch die Macht Ada's geſiegt habe, und nicht einmal die Entſchuldigung für ſeinen Fluch bleibt dem König, daß ſeine zwei Kinder verbrannt ſeien, da ihm Ada eröffnete, daß der feurige Schlund nur ein harmloſes Wannenbad war, in dem die etwas unſauberen Kleinen „von der Geburt gereinigt“ wurden. Arindal hat durch den Eidbruch ſeine Ada verſcherzt, die zur Strafe zu lebenslänglicher Unſterblichkeit verurtheilt wird und einen kleinen Theil der Strafe, hundert Jahre, in — Stein abſitzen muß, indem ſie in einen Felsblock verwandelt wird.

Wenn man bedenkt, welchen Unſinn der König in den letzten zwei Tagen ſchwatzte, hörte und erlebte, wie oft er zum Narren gehalten und wie endlich ſeine Ada in einen Stein verzaubert wurde, während er bisher nur gewohnt war, ſie in eine Hirſchkuh verzaubert zu ſehen,

dann begreift man, daß er im dritten Acte ſein bischen Verſtand ganz verloren hat. Während er in den Viſionen des Wahnwitzes ſeine Gattin als ſorgloſe Hirſchkuh umherhüpfen ſieht, ſie, die jetzt als betrübtes Mineral ihr Leben anorganiſch vertrauert, hört man in der Ferne das ſanfte Klagelied eines erratiſchen Felsblockes, in dem das geübte Ohr die Stimme Ada's erkennt. Aber ſchon naht die Stunde der Erlöſnng, denn ebenfalls aus der Ferne dringt die Stimme Groma's herüber, aus deren Klangfarbe wir, wenn auch der Zauberer ſelbſt unſichtbar bleibt, ſchließen dürfen, derſelbe müſſe von mehr als gewöhnlicher Beleibtheit ſein und eine Vorliebe für ſchwere Exportbiere beſitzen. Die Stimme fordert Arindal auf, einen Schild, ein Schwert und eine Leier, die unbenützt auf dem Boden liegen und nur die Paſſage ſtören, ſich anzueignen und damit Ada zu befreien. Die zwei Kammerfeen der Königin, Zemina und Farzana, alberne und neugierige Geſchöpfe, die immerfort in der Luft umherſchweben und ſich dort etwas zu ſuchen machen, reizen ebenfalls den König, ihre Gebieterin von den Geiſtern, die ſie bewachen, zu befreien, jedoch nur aus Bosheit, weil ſie wiſſen, daß er, wenn das Unternehmen mißlingt, ebenfalls ſein ſteinernes Monument aus Eigenem zu beſtreiten hätte. Arindal wird in die Kluft des unterirdiſchen Reiches hinuntergezaubert, und bei dem Anblicke der Geiſter erwacht ſofort wieder ſeine oft erprobte Feigheit. Er klagt über die „ſchreckenvolle Ueberzahl", und mit dem Schlachtrufen „Weh' mir!" zieht er ſich behutſam zurück. Er beſitzt zwar Schild, Schwert und Leier, aber er weiß nichts mit dieſen anzufangen, da Groma

unterlaſſen hat, ihm die nöthige Gebrauchsanweiſung dazu zu geben. Dieſe theilt ihm der Zauberer jetzt mit, indem er ruft: „Den Schild!", und wirklich fliehen die Geiſter, als Arindal dieſen vorhält. Ein Chor eherner Männer tritt an deren Stelle, die Arindal neuerdings mit lautem „Weh' mir!" empfängt. Auch ſie fliehen, als Groma's Stimme ertönt: „Das Schwert!" und dieſes geſchwungen wird. Aber noch iſt Ada nicht befreit, Arindal ruft vergebens von neuem: „Weh' mir!", da erſchallt Groma's Schreckenswort: „Die Leier!", und als Arindal in dieſe zu greifen droht, erfaßt paniſcher Schreck die Unterirdiſchen, und Ada iſt erlöſt.

Ein Feenpalaſt thut ſich auf, und der legitime Feenkönig, der hier thront, verkündet, daß nicht nur Ada unſterblich ſein ſolle, ſondern auch Arindal, da ihm „die unendliche Gewalt der Liebe jene hohe Kraft, die nur Unſterblichen zu eigen iſt, verliehen habe". Allein ungeachtet ſeiner Verliebtheit hat Arindal keine „hohe Kraft" an den Tag gelegt, ſondern die niedrigſte Schwäche und Furcht, er hat ſich nie der Unſterblichkeit würdig gezeigt, ſondern ſtets unſterblich blamirt, und ohne den Zauberer Groma wäre Ada noch heute nichts, als ein intereſſantes Petrefact. Es hat ſich wohl ſchon öfters ereignet, daß man Baron geworden iſt, ohne das geringſte Verdienſt erworben zu haben, aber daß man ohne ſolches auch unſterblich werden kann, iſt ein Scandal. Wir wollen daher darin, daß der Einfaltspinſel Arindal unſterblich wird, lieber nur eine tiefſinnige Allegorie ſehen, — daß die Dummheit nie ausſtirbt!

Vorzüge des neuen Burgtheaters. — Neubeſetzung einer Miniſterrolle.

28. Oktober 1888.

Die Wiener können ſich noch immer an dem neuen Burgtheater, das endlich eröffnet wurde, nicht ſatt ſehen und ſind ſtolz darauf, das ſchönſte Theater der Welt, wie engliſche Zeitungen es genannt haben, zu beſitzen. Welcher Abſtand zwiſchen dem ärmlichen, engen alten Burgtheater und dem vornehmen, luxuriöſen Neubaue, bei dem man das Geld nur zum Fenſter hineingeworfen hat, ein Unterſchied, wie zwiſchen einer Sommerwohnung in Penzing und dem Dogenpalaſte! In einem ſolchen glänzenden Hauſe wird man aber auch eine größere Sorgfalt auf die Reinhaltung des Repertoires verwenden müſſen, als bisher. Hätte der greiſe Sophokles, der nur ſein jüngſtes Drama vorzuleſen brauchte, um die Beſchuldigung ſeiner Angehörigen, er ſei geiſtesſchwach geworden, zu entkräften, den Richtern eines der vielen Stücke, die wir im alten Burgtheater erlebten, vorgeleſen, er wäre unrettbar verloren geweſen.

Wir wollen es nicht verhehlen, daß auch der neue Muſenpalaſt nicht Alle befriedigt. Die Rückſichten, die der Architekt auf die praktiſchen Anforderungen eines großen modernen Theaters nehmen mußte, ſtören Manchen,

der die Schönheit nicht genießen kann, wenn er an die leibliche Bedürftigkeit dabei erinnert wird, so wie Lord Byron auch an der schönsten Frau kein Wohlgefallen mehr fand, wenn er sie essen sah. Von der Beklemmung, die uns diese Vernunft-Ehe zwischen dem Schönen und Praktischen verursacht, werden wir jedoch befreit, wenn wir einen Blick in das Innere werfen. Die architektonische Pracht, sowie die noch in vollster Nagelneuheit funkelnde verschwenderische Ausstattung müssen auch die verwöhnteste, durch fortwährenden Festzauber verhätschelte Schaulust befriedigen, und wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir sagen, daß man sich in dem Hause wie in ein den Lebemännern Wiens errichtetes Pantheon versetzt fühlt. Wer sich die Reinheit dieses Eindruckes nicht trüben lassen will, wird gut daran thun, nach den Actschlüssen in das herrliche Foyer zu eilen, sonst hört er den eisernen Vorhang niederrasseln, der an Rauchfangkehrer, Feuerspritzen und die ganze düstere Comparserie des heiligen Florian erinnert.

Manche Rigoristen behaupten, die früheren Prachtbauten seien stilvoller gewesen, aber sie vergessen, daß man bei diesen nicht selten auf die einfachste Bequemlichkeit verzichten mußte. Wie groß war die Bewunderung, die man dem Meister Hansen zollte, als er das Haus für die Gesellschaft der Musikfreunde vollendet hatte; aber doch fand man auch an diesem in der Folge etwas zu tadeln, und zwar — man schämt sich fast, diesen prosaischen Theil des griechischen Tempels beim Namen zu nennen — die Garderobe. Wir haben leider keinen griechischen Himmel, und ich glaube kaum, daß,

um mich homeriſch auszudrücken, „auf den aufragenden Höhen des vieldurchbrochenen Ida“ eine ſo eiſige Luft geweht habe, wie in dieſer helleniſchen Kleider-Bewahr-anſtalt. Da auch die meiſten der Wiener Kunſtfreunde weit davon entfernt ſind, „hauptumlockte Achäer“ zu ſein, vielmehr nur mit Mühe ihre breithinwallenden Glatzen bedecken, ſo iſt eine blauumdunkelte Naſe oder gar ein raſch auffallender Rheumatismus das unglück-liche Los der in der Garderobe kühn ausharrenden Streiter. Man hat die Architektur wohl gefrorene Muſik genannt, aber ſie hat doch nicht auch Anſpruch auf gefrorene Muſikanten! Dagegen ſind die Garderoben im neuen Burg-theater vortrefflich eingerichtet; dort wird man durch nichts gehindert, die Aufmerkſamkeit ganz auf ſeinen Winterrock zu concentriren, und man wird alſo wenigſtens hier die „Sammlung“ finden, welche nach der Behauptung Einiger, die der Farbenglanz im neuen Hauſe zu Schwarzſehern gemacht hat, dem Zuſchauer fehlen werde.

Jetzt, wo die Romantik wieder einen ihrer ärmlichen Schlupfwinkel verloren hat, erinnert man ſich nicht ohne Rührung der älteren Bühne des Burgtheaters. Die idealen Landſchaften blieben gerne träumeriſch in der Luft hängen, die Berge machten immer grämliche Falten, der Mond hatte die Größe einer Pomeranze, und wollte nicht recht leuchten, die Thürme ſchienen alle aus der berühmten ſchiefen Familie des Thurmes von Piſa zu ſein, und die Salons waren ſo ungeſund, daß die ge-ſammte Einrichtung rheumatiſch zu ſein pflegte. Und wer könnte je die Jammergeſtalten der ſpaniſchen Granden, der venetianiſchen Edelleute oder gar der Rathsherren

vergeſſen? Ach, dieſe Rathsherren! Man verzieh ihnen die ganze communale Mißwirthſchaft, denn wenn man ſie in den halbverſchimmelten Mänteln, mit ſtaubigen, zerknitterten Baretten und zerzauſten Bärten ſah, ſo verdrängte das Gefühl des Mitleids mit den Unglücklichen, die im Prachtgewande ſo verkommen ausſahen, alle anderen Empfindungen. Im neuen Hauſe aber iſt Alles eitel Dampf und Elektricität, die Decorationen „ſchwenken auf Commando ein, wie die Unterofficiere", was Bismarck bekanntlich als das Ideal der Accurateſſe hingeſtellt hat, und die Coſtüme ſind von ſolcher hiſtoriſcher Genauigkeit, daß man künftighin hervorragende Archäologen zu correſpondirenden Schneidern des Burgtheaters ernennen wird. Im engen Pferche des alten Burgtheaters fühlte man ſich wie in einem Schwitzbade, und ſo Mancher ging zu „Kabale und Liebe", um einen Schnupfen ſo ſchnell wie möglich los zu werden. Das neue Burgtheater dagegen iſt ſo ausgezeichnet ventilirt, daß Viele den Parnaß als Luftcurort beſuchen werden, ſtatt des Semmering. Eine Dame, die ſo glücklich war, der erſten Vorſtellung beizuwohnen, verſicherte mich, das fortwährende Zuſtrömen von friſcher Luft habe ſie derart gekräftigt, daß ſie der Aufführung der beiden Stücke „Eſther" und „Wallenſtein's Lager" ſo unermüdet gefolgt ſei, als wenn gar kein Prolog von Weilen vorangegangen wäre.

Da in dieſem Prolog „der Geiſt des alten Burgtheaters" umgeht, dachten auch wir lächelnd an dieſen alten bureaukratiſchen Geiſt. Denn das Burgtheater ſtand früher in den engſten Beziehungen zur Bureaukratie, die es immer liebevoll bemutterte und nicht nur

Censoren für dasselbe lieferte, sondern auch Dichter, da, wie man weiß, alle österreichischen Dichter Beamte waren. Sobald man in den Bureaux zu heizen anfing, ging immer durch die Zeitungen die Nachricht, Mosenthal oder Weilen hätten wieder ein neues Stück für das Burgtheater unter der Feder. Und ich weiß noch, wie bestürzt die Dichter aller Diätenclassen herumgingen, als die Ministerialerlässe gegen die Vielschreiberei der Beamten üblich waren. Denn der Eine besorgte, er werde eine Nase erhalten, weil er seine Stücke so langsam erledige, während der Andere sich ängstigte, man werde ihn anweisen, aus seinem fünfactigen Trauerspiele vier Acte zu streichen und diese mit den Parteien im mündlichen Wege abzumachen.

Man hat über dem herrlichen neuen Theater-Gebäude fast ganz vergessen, daß auch der Ausbau unseres Ministeriums gleichzeitig vollendet worden ist, das durch die Ernennung des Grafen Schönborn zum Justizminister weit feudaler und auch kirchenfreundlicher aussieht, als vorher. Die Antheilnahme an dem Theater war zwar in der Bevölkerung immer eine sehr rege, aber während diese womöglich größer geworden ist, hat sich das Interesse für die Politik immer mehr abgestumpft. Ein Theater kann hundertemale dasselbe Stück aufführen; aber eine Regierung, die immer dasselbe Stück spielt, wird langweilig, selbst wenn die Rolle eines Justizministers neu besetzt wird. Ich will mich zwar nicht mit der Geschichte des alten Burgtheaters beschäftigen, die sich in die Nacht der Zeiten verliert und daher mich, der ich nur die Finsterniß der Gegenwart zu beleuchten habe, nichts angeht. Es sei mir nur zur Begründung meiner früheren

Behauptung erlaubt, zu erwähnen, daß im Jahre 1871, da noch Graf Hohenwart als Minister für innere Slavisirung die nothwendigsten Verfassungs-Reparaturen vornahm, das Publikum sich noch so sehr für unsere innere Politik interessirte, daß es diese, selbst während es im Burgtheater lachte, nicht vergaß. Obwohl man nämlich den Dichtern des Burgtheaters gewiß niemals den Vorwurf machen konnte, daß sie ihr Talent zu staatsgefährlichen Zwecken mißbrauchten und die in ihren Stücken vorkommenden rothen Stellen nur von dem Rothstifte der Statthalterei herrührten, war das Publikum doch geneigt, hinter der harmlosesten Bemerkung eine Anspielung auf die politische Lage zu suchen, und es wurde nicht nur in einem Lustspiele Bauernfeld's die Stelle: „Wir müssen wieder deutsch werden", auf das ärgerlichste beklatscht, sondern auch der Herr Hofrath Hackländer reizte die aufständischen Besucher des Burgtheaters zu einer Demonstration auf, der ich selbst leider als Zeuge beiwohnte, indem er im Lustspiele „Der geheime Agent" die Herzogin an ihren Sohn schreiben läßt, „er möge seine Minister entlassen, keinen ausgenommen".

Solche geschmacklose und unfruchtbare Abend-Demonstrationen sind heute nicht mehr zu befürchten, das Publikum läßt sich den Kunstgenuß nicht mehr durch ungenießbare Minister verbittern, und der fromme Graf Schönborn hätte nur dann Aufsehen erregt, wenn er allenfalls statt des Herrn Baumeister die Rolle des Capuziners in „Wallenstein's Lager" übernommen hätte.

Das Embonpoint der Sarah Bernhardt. — Spitalwärterinnen im Dienſte der Venus. — Segen des Höfe-Rechts. — Ein mathematiſcher Scherz.

11. November 1888.

Da wir in Folge unſerer unverzeihlichen Indolenz wieder die letzte Hauſſe in garantirten ungariſchen Eiſenbahnen verpaßt haben, war es uns nicht möglich, die Koſten eines Sitzes zur Sarah Bernhardt zu erſchwingen. Glücklicherweiſe haben wir die Künſtlerin bei ihrem letzten Gaſtſpiele in Wien vor ſieben Jahren geſehen und haben uns damals nicht nur über ihre Magerkeit des Weiteren verbreitet, ſondern ſind auch in ihre Toilette liebevoll eingegangen, und wir haben nicht nur an ihren Juwelen den wärmſten Antheil genommen, ſondern haben ſogar über ihr Spiel geſchrieben. Die berühmte Tragödin iſt inzwiſchen älter geworden oder, wie man es auch nennt, ewig jung geblieben, ihr Sohn hat eine Frau genommen, und endlich hat ſie gar ſelbſt geheiratet. Aber ſie ſpielt noch immer die „Cameliendame" und „Frou-Frou" wie damals, ihre Toiletten zeigen noch immer die frühere Friſche, nur ſollen ſie gegenwärtig eine gewiſſe Neigung ihrer Trägerin zu leiblicher Abrundung verrathen. Aber man weiß ja, daß die Denunciationen verrätheriſcher weiblicher Toiletten nicht immer Anſpruch auf

Glaubwürdigkeit verdienen und daher mit großer Vorsicht aufzunehmen sind.

Nur unter den Juwelen, mit denen auch diesmal die Zierkleider der großen Schauspielerin besät sein sollen, hat uns ein theures Haupt, nein, nur ein theures Ei gefehlt, denn wir suchten vergebens in den Schilderungen der Zeitungen den Brillanten, den sie vor sieben Jahren trug und der den für empfindsame Herzen so rührenden Umfang eines Tauben-Eies hatte. O sagt, was ist aus ihm geworden? Hat er ebenfalls an Rundung so zugenommen wie seine Herrin, oder hat der grausame Zahn der Zeit nicht einmal ein unschuldvolles Tauben-Ei verschont? Selbst die robustesten Diamanten nehmen oft ein rasches Ende, dagegen leben aber die Camelliendame und Frou-Frou trotz ihrer galoppirenden Schwindsucht lustig weiter. Wie peinlich sind doch alle diese Toilette-Dramen! Man erwartet allerdings, daß solche Zierpuppen wie Frou-Frou tüchtig bestraft werden, etwa damit, daß ihnen ein ungeschickter Nachbar, als Werkzeug der poetischen Gerechtigkeit, eine Kapernsauce über das neue Kleid schüttet, aber doch nicht mit der Schwindsucht!

Auch in unserem Abgeordnetenhause war das Spital an der Tagesordnung, und der neu gewählte Abgeordnete für Zwettl, ein Geistlicher, hat die Gemüther in hohem Grade durch die Behauptung erregt, daß die Wärterinnen des allgemeinen Krankenhauses, die sich der Laie in der Theologie gewöhnlich als alt und häßlich vorstellt, ausgesprochene Camelliendamen seien, und nicht selten, vor ihrer Wirksamkeit im Spitale, eine Speciali-

tät jener Flora gebildet hätten, die unter dem milden Himmelsſtriche des Grabens im Freien fortkommt. Aber dieſe verirrten Geſchöpfe hatten nicht etwa aus Gewiſſensſcrupeln ihr peripatetiſches Gewerbe aufgegeben, ſie wurden keine Büßerinnen, welche, nachdem ſie die Vergänglichkeit aller irdiſchen Börſianer und die Eitelkeit aller Bankbeamten erkannt hatten, ihr Haar reuig dem Friſeur zurückſtellten, um den Chignon mit der Schlafhaube der Wärterin zu vertauſchen. Denn nach der ziemlich ſtark gebeizten Schilderung des ehrwürdigen Herrn wäre das Spital der reine Venusberg, in welchem die Wärterinnen den verführeriſchen Reigen ſchlingen und ſo die Aerzte zu ködern ſuchen, die dort neben der Spitalspraxis als Tannhäuſer prakticiren.

Aber noch mit anderen, wichtigeren ſanitären Maßregeln hatte ſich das Abgeordnetenhaus zu beſchäftigen, nämlich mit ſolchen, die eine Geſundung des Bauernſtandes herbeiführen ſollen, und zwar durch eine Aenderung der bisherigen geſetzlichen Erbfolge. Damit unſer Bauer wieder ganz geſund werde, iſt es vor Allem nothwendig, daß er ſtirbt. Er muß auch ohne Teſtament ſterben, und daß er nicht etwa zu leicht in Verſuchung gerathe, ſeinen letzten Willen niederzuſchreiben, dafür wird ſchon die neue Schule, die ihm das Tintenfaß etwas höher hängen wird, Sorge tragen. Hat er aber ſeinen Geiſt, ohne ihn vorher durch die Abfaſſung eines Teſtamentes angeſtrengt zu haben, aufgegeben, ſo hat er damit von nun an deutlich zu erkennen gegeben, daß er die Kniffe der Liberalen durchſchaut hat und von der Freitheilbarkeit des Bodens nichts wiſſen will, ſein älteſter

Sohn wird Alleinerbe, und ſobald alle anderen, überflüſſigen Kinder hinausgeworfen ſind, kehrt der lang vermißte Wohlſtand endlich wieder in die Hütte des Bauers zurück, um dort bis auf Weiteres zu verbleiben. Und ſo bricht das goldene Zeitalter des Bauernſtandes an, Dank einigen Paragraphen, denen man nach reiflichſter Erwägung den Namen Höfe-Recht gegeben hat.

Die Geſetzes-Vorlage hat viele Gegner gefunden, was aber der Regierung ſehr gleichgiltig ſein kann, da der Herr Abgeordnete Türk ſie ermunterte, „auf dieſem Wege fortzuſchreiten“. Wir wollen uns nicht weiter mit den Einzelnheiten dieſer Rede beſchäftigen, weil es vielleicht nur einen kleinen Kreis auserleſener Geiſter intereſſiren würde, zu erfahren, wodurch wir Oeſterreicher uns von den alten Römern unterſcheiden. Da aber in der gegenwärtigen Jahreszeit Erkältungen häufiger vorzukommen pflegen, und der Herr Abgeordnete als Wundarzt einen tieferen Einblick in die Nachtſeiten des menſchlichen Organismus gewonnen haben dürfte, ſo wird es vielleicht für Manche ein erwünſchter ärztlicher Wink ſein, wenn wir ihnen mittheilen, daß ſich Herr Türk mit der größten Entſchiedenheit gegen das „fortwährende Purgiren“ ausgeſprochen hat. Wir haben aber aus der Rede die Eine tröſtliche Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Abgeordnete, der ſonſt in allen Disciplinen zu Hauſe iſt, ſich wenigſtens nicht mit der Strategie befaßt, indem er erklärte, er habe nicht „die ſpecielle Miſſion, die Monarchie zu vertheidigen.“ Wir danken der gütigen Vorſehung, daß ſie ihm die ſpecielle Miſſion

nicht übertragen hat, denn wir fühlen uns weit ſicherer, wenn die Löſung dieſer Aufgabe nach wie vor unſerer Armee überlaſſen bleibt.

Dieſe iſt jetzt durch das neue Wehrgeſetz noch imponirender geworden, und die Regierung, die in ihrer Fürſorge für den „kleinen Mann" nicht raſtet, hat durch ihre neueren, noch beſcheideneren Anſprüche an das Militärmaß den Wehrſtand auch dem kleinſten Manne zugänglich gemacht. Es gibt, wie man weiß, auch mathematiſche Scherze, und man hat beiſpielsweiſe ſchon berechnet, zu welchem Kapitale ein Kreuzer angewachſen wäre, den man zur Zeit der Geburt Chriſti auf Zinseszinſen angelegt hätte. Oder es ließe ſich auch die Aufgabe ſtellen, wie viele Milliarden unſer Militär-Budget ſchon in Anſpruch nehmen würde, wenn wir ſeit dem dreißigjährigen Kriege fortwährend der Segnungen des Friedens theilhaftig geblieben wären. Und ſo habe ich neulich, als ich mich ein bischen mit unſerer Schlagfertigkeit beſchäftigte, berechnet, daß man mit denſelben Opfern, die für das Erlangen dieſer Fertigkeit gebracht werden, jedem Bewohner Oeſterreichs zwei bis drei andere Fertigkeiten, wie: Stenographie, Zeichnen und Clavierſpielen, beibringen könnte, daß ſich für die Summen, welche die Uniformen unſerer braven Soldaten erfordern, Herr Rothberger gewiß verpflichten würde, jeden Staatsbürger zeitlebens mit einem completen Winter- und Sommeranzuge zu verſehen, und daß die Millionen, die unſere Kaſernen und Feſtungen in Anſpruch nehmen, hinreichen dürften, um alle „ſoliden Herren" der Monarchie als Afterparteien in elegant

möblirten Zimmern mit der Aussicht auf die Gasse unterzubringen. Ich kann die Fortsetzung dieses Spieles, das sich bei allen nur halbwegs friedliebenden Staaten durchführen läßt, allen Jenen, die für die langen Winterabende Zerstreuung und gleichzeitig Anregung ihres Scharfsinnes suchen, auf das wärmste empfehlen.

Italienischer November. — Circus- und Opernpferde. — Renz und Rienzi. — Lustspieldialog im Abgeordnetenhause. — Die Monarchie als Pyramidenthurm.

4. December 1888.

Wir haben uns einiger so schöner, sonniger Tage mitten im November erfreut, daß man wirklich in der Zerstreutheit hätte glauben können, der heitere italienische Himmel blaue über Wien. Dazu kam noch, daß man an den Mauern überall Placate des „unverfälscht deutschen" Abgeordneten Vergani angeschlagen fand, dessen melodischer Name an die der hervorragendsten Salamimänner Verona's erinnerte, und wenn man gar hin und wieder an den Straßenecken die Kastanienbrater sah, die in der Sprache Petrarca's in dem Vorübergehenden die Leidenschaft für gebratene Kastanien zu entflammen suchten, konnte man sich einer träumerischen Südfrüchtenstimmung nicht mehr erwehren. Wir hätten uns möglicherweise hiedurch verleiten lassen, einen dummen Streich zu begehen und vielleicht gar einen Strohhut zu kaufen, wenn nicht glücklicherweise der Preis der Kohlen um vier Kreuzer gestiegen wäre und uns noch rechtzeitig an den Ernst des Winters erinnert hätte. Um solche Kleinigkeiten kümmert sich freilich nicht der Glückliche, der sich im Nothfalle in einen Zobelpelz zu hüllen vermag, da-

für aber deſto mehr der Arme, der unbehaart auf ſeinem nicht geheizten Lebenswege friert.

Ja, der Winter fängt ſehr ſchlecht an, auch die Zeitungen rühren wieder die politiſche Alarmtrommel, und mit Rückſicht auf den Ernſt der Weltlage haben ſich unſere hervorragendſten Induſtriellen zu dem Opfer entſchloſſen, ſich diesmal ſchon um halb 10 Uhr ins Bett zu legen, und keinen Induſtriellenball zu veranſtalten. Auch die Tanzkränzchen der Geſellſchaft der Muſikfreunde, von denen ſich die Weltmenſchen das Eingehen ſo vieler Ehen verſprachen, ſowie der Katholikentag, von dem die Frommen die Schließung unſerer der Confeſſion ledigen Schule erwarteten, werden in der herannahenden Faſchingsſaiſon nicht ſtattfinden. Dafür iſt aber der Circus Renz wieder eröffnet worden mit ſeinen trotz der reactionären Strömung der Gegenwart in Freiheit dreſſirten Schimmelhengſten, den Reifſpringerinnen, die den dürren Leib einer Spinne mit den ausgiebigen Waden eines Tiroler Sängers im Nationalcoſtüm zu vereinigen wiſſen, und den unverwüſtlichen Clowns, die wie Janus, der Gott des Krieges und Friedens, zwei Geſichter nöthig hätten, um für alle Ohrfeigen, die ihnen an einem Abend verabreicht werden, Platz zu haben.

Bald wäre auch der Circus Renz ein Opfer des noch immer ſo heftig graſſirenden Befähigungs-Nachweiſes geworden, denn die Theater-Directoren verlangten das Verbot ſceniſcher Darſtellungen im Circus, ein Begehren, dem jedoch die Regierung keine Folge gegeben hat. Man wird eine ſolche Zurückweiſung um ſo eher

billigen müſſen, da ja ſonſt der Inhaber des Circus mit noch größerem Rechte gegen die Verwendung von Pferden auf der Bühne Einſprache hätte erheben können; denn wie jeder Theaterbeſucher weiß, werden ſchon ſeit geraumer Zeit auf der Bühne ſolche Verſuche zur Hebung der einheimiſchen Pferdezucht unternommen, man findet unſere Pferde jetzt nicht nur auf dem Turf des Opern-, ſondern ſogar auf dem des Burgtheaters, ſo daß den Beſitzern von Zuchtpferden, wenn ſie dieſe für das Theater ausbilden laſſen wollen, nichts mehr im Wege ſteht, ſie auch auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, rennen zu laſſen.

Erſt vor einigen Tagen iſt in unſerm Opernhauſe der chronologiſche Cyklus der Opern Wagner's mit „Rienzi" eröffnet worden, und das Pferd, auf dem Herr Winkelmann als Volkstribun ſaß, war ſo ungeberdig, daß das Publicum ſich ängſtigte, „der Letzte der Tribunen" könnte plötzlich abgeſetzt und wieder in die Infanterie eingereiht werden. Ich weiß nicht, ob an dieſem peinlichen Vorfalle der Sänger Schuld trug, oder das Pferd. Unſere Muſik-Berichterſtatter ſind ja leider zu wenig cavalleriſtiſch gebildet, um über den Sitz, die Zügelführung oder den Schluß eines Tenor-Riders ein fachmänniſches Urtheil abgeben zu können, ſo daß wir nur auf Vermuthungen angewieſen ſind. Vielleicht war Herr Winkelmann dem Pferde, das bisher nur an magere Tenoriſten gewöhnt war, zu ſchwer, und wenn die guten Tenoriſten jetzt ſchon zu zählen ſind, ſo wird man gut daran thun, ſie künftighin nicht nur zu zählen, ſondern auch zu wägen und ſie nicht eher beritten zu

machen, als bis ſie ſich für den Rienzi gehörig trainirt haben werden. Die locale Chronik berichtet ohnehin fortwährend über Unglücksfälle durch Pferde auf den Straßen, und unſere Nerven könnten es nicht mehr vertragen, wenn wir auch noch durch fortlaufende Mittheilungen über das Scheuwerden von Pferden im Theater erſchreckt würden. Und da im Wagner-Cyklus nunmehr die „Nibelungen“ an die Reihe kommen, ſo dürfte es ſich, damit der Kunſtgenuß nicht wie in Rienzi geſtört werde, empfehlen, wenn diesmal nur Wagnerfromme Pferde, die in der Zukunftsmuſik ſchon geritten worden ſind, beſchäftigt würden.

Freuen wir uns alſo, daß wenigſtens die Kunſt noch frei iſt! Ihr wollt im Circus den „Mikado“ aufführen: — frei iſt die Bahn! Ihr wollt in der Oper den „Rienzi“ reiten: — reite, wem Geſang gegeben! Wenn nicht das Abgeordnetenhaus wäre, man könnte glauben, in einem freien Staate zu leben. Ach Gott, dort ſind die Verhandlungen über das Höfe-Recht noch immer nicht zum Abſchluſſe gelangt, da ſo Viele die Luſt in ſich verſpüren, ſich in dem Rollenfache des Komiſch-Legislatoriſchen zu verſuchen. Ein Abgeordneter der äußerſten Linken verſuchte es ſogar, der Verhandlung einen luſtſpielartigen Charakter zu geben, indem er durch fortwährende Zwiſchenrufe die Redner zwang, ihm zu antworten, und ſo ſtatt der langweiligen oratoriſchen Monologe die pikantere Dialogform einzubürgern trachtete. Man glaubt gar nicht, wie ſehr die trockenſte Rede gewürzt werden kann, wenn man den Redner jedesmal, ſo oft er die Sache zu ernſt zu nehmen droht, mit dem

heiteren Ausrufe unterbricht: „Das ist zu dumm!“ oder wenn dieser einen Autor citirt, die drollige Frage an ihn richtet: „Welcher Jude hat denn das concipirt?“ oder endlich, wenn der Redner sich in der dichterischen Gattung der Parabel versucht, die possirliche Nutzanwendung daraus zieht: „Lassen Sie sich doch nicht auslachen mit so dummen Vergleichen!“ Es war die reine Stegreif-Komödie, denn, wenn man die eigenen Reden dieses Improvisators über das Höfe-Recht las, konnte man ihn unmöglich im Verdachte haben, als hätte er sich mit dem Gegenstande vorher beschäftigt und zu Hause darauf vorbereitet.

Die Jubelgreise der Reaction, diese bejahrten Feinde der Aufklärung, die schon lange im Meere der Vergessenheit schwimmen, suchten sich durch ihre einschläfernden Betrachtungen wieder im Gedächtnisse der Zeitgenossen wachzurufen. Aber sie waren diesmal weniger beredt und schmückten nicht ihre Reden wie sonst mit dem düsteren Pompe ihrer langjährigen traurigen Erfahrungen. Sie überließen frohgemuth das Wort ihren jüngeren noch unermüdeten Gesinnungsgenossen, die durch maßloses Schimpfen wie durch salbungsvolle Redensarten den Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten trachteten. Die salbungsvolle Richtung war durch Herrn Dr. Pattai vertreten, der einen vollständigen Neubau der Gesellschaft für nothwendig hielt und gleichzeitig den bezüglichen Bauplan vorlegte, nach welchem die Monarchie „die Spitze einer Pyramide ist, die sich Thurm auf Thurm aufbaut“. Ohne daß wir einen Befähigungs-Nachweis für den architektonischen

Beruf vorzubringen vermöchten, glauben wir doch, daß, wenn man Thurm auf Thurm baut, keine Pyramide entſtehen dürfte, wie Herr Pattai behauptet, ſondern ſehr wahrſcheinlich ein babyloniſcher Thurm.

Wir wiſſen alſo jetzt, nachdem wir alle Wortführer der Reaction gehört haben, daß der ganze Fortſchritt nur eine Erfindung iſt, um den Leuten das Geld aus der Taſche zu ſtehlen. Er iſt ſchuld daran, wenn die Geſellſchaft „autoriſirt" wird! Und damit die Geſellſchaft nicht zerbröckle, iſt es nothwendig, daß der Grundpfeiler derſelben, der Bauer, ordentlich — geleimt werde.

Geburtstagsfeier des Baron Vogelsang. — Ein Haifisch im Musikverein. — Das Armen-Budget und andere Unglücksfälle.

16. Dezember 1888.

Die letzten Tage waren wieder reich an Unglücksfällen aller Art: Feuersbrünste, Selbstmorde und der beklagenswerthe Unsinn, der in Folge einer zu großen Anhäufung von „vereinigten Dunkelmännern" bei der Feier des Geburtstages eines reactionären Journalisten, des Barons Vogelsang, gesprochen wurde. Der Jubilar, der ein mecklenburgischer Baron ist, wurde von einem Festredner, der ein holstein'scher Graf ist, mit Veuillot, der ein französischer Satiriker war, verglichen, obwohl der Gefeierte niemals eine Satire geschrieben hat und zu dieser Dichtungsart in keiner anderen Beziehung steht, als durch den Stoff, den er die Güte hat ihr unausgesetzt zu liefern. Weit ergreifender als der disponible Graf Blome, drückte dagegen ein anderer Festredner, ein vielbeschäftigter Mann aus dem Gewerbestande, seine Verehrung aus, indem er der Versammlung in schlichter Weise mittheilte, er habe noch nie etwas von dem gelesen, was Herr v. Vogelsang schreibe, also eine Anerkennung der literarischen Wirksamkeit desselben, die nicht so niedrigen Motiven entspringt, wie das Lob der liberalen Zeitungsleser, die einen Journalisten vorher lesen und

nur dann loben, wenn sie durch den Inhalt oder die Form seiner Artikel bestochen worden sind.

Auch ein anderer Fremdling, den wir mit Stolz den unsrigen nennen, hat in dieser Woche zahlreiche Bewunderer gefunden, der fremde Haifisch nämlich, der in den österreichischen Gewässern bei Fiume gefangen wurde, und gegenwärtig in unserer Mitte weilt. Der Mahnung folgend: „Wo man singt, da lass' dich ruhig nieder", hat er sich im Musikvereins-Gebäude angesiedelt, wo er sich den Besuchern gegen eine kleine Eintrittsgebühr zeigt. Ich glaube, es wird sich wohl Jedem, der ihn längere Zeit betrachtet, die Ueberzeugung aufdrängen, daß es für einen Menschen von Gefühl nichts Schmerzlicheres geben dürfte, als von einem Haifisch verschlungen zu werden! Glücklicherweise jedoch hat dieses Ungethüm unter dem Einflusse der Civilisation seine rauhe Gemüthsart verloren, und diese Wandlung in seinem Innern verdanken wir dem Umstande, daß es in sehr rationeller Weise ausgestopft wurde, eine Erziehungs-Methode, durch die gewiß auch bei anderen gefährlichen Großmäulern schöne Erfolge erzielt werden könnten.

Wir verschmähen es, wenn wir das Haus der Musikfreunde verlassen und uns nach dem Parlamentsgebäude begeben, in dem das Wehrgesetz verhandelt wird, etwa das Armeebudget, um einen Anknüpfungspunkt zu finden, mit einem Haifische zu vergleichen, obwohl sich nicht in Abrede stellen läßt, daß die Zinsen für die Staatsschulden und die Ausgaben für die Armee, welche die Mutter der Staatsschulden ist, fast das ganze Einkommen des Staates verschlingen. Unsere parlamentari-

ſchen Sparmeiſter haben nur an der armen Tochter, an der Staatsſchuld, ihr Müthchen zu kühlen geſucht, indem ſie dieſelbe unter Curatel ſetzten und der ſtrengen Obhut einer Staatsſchulden-Control-Commiſſion anvertraut haben. Man hat es ſich aber nie beifallen laſſen, auch der verſchwenderiſchen Mutter ein bischen auf die Hände zu ſehen und etwa das Auge einer Heeresausgaben-Control-Commiſſion über ſich wachen zu laſſen, obwohl eine ſolche Commiſſion, da ſie unberitten ſein könnte und daher keine Fourage-Portionen zu beziehen hätte, dem Budget nicht zur Laſt fallen und doch dazu beitragen würde, das intereſſante Halbdunkel zu verſcheuchen, welches das Armee-Budget mit den Boudoirs jener Damen, deren Reize eine detaillirte Prüfung ſcheuen, gemein hat.

Wir wollen dieſen für die nüchterne Gegenwart viel zu phantaſtiſchen Scherz nicht weiter verfolgen und lieber dem Schmerze über den Verluſt, den jedes der beiden Häuſer des Reichsrathes durch das Hinſcheiden eines ſeiner Mitglieder erlitten hat, Ausdruck geben.

Das Herrenhaus betrauert den Tod des Freiherrn v. Neumann, eines ſehr wohlwollenden Mannes, der ehemals als Profeſſor an der Wiener Univerſität ein zwar nur ſehr ſchwach beſuchtes Collegium über Völkerrecht las, dagegen aber Verwaltungsrath der weit beſſer frequentirten Karl-Ludwigbahn war. Baron Neumann war ſtets ein gewiſſenhafter Beobachter der Etiquette, er hielt die größten Stücke auf die peinliche Erfüllung der geſellſchaftlichen Formen, und ſeine Grußarten namentlich, aus deren ſorgfältig erwogenen Nuancen ſich die ſociale

Stellung und Bedeutung des Begrüßten ſofort erkennen ließen, waren geradezu muſtergiltig. Und doch waren leider weder Mitglieder des Herrenhauſes noch der Univerſität, deren Rector er ſogar einmal war, bei ſeinem Leichenbegängniſſe erſchienen. Wenn der ſo höfliche Mann es erfahren könnte, daß ſeinem Sarge nur vier Perſonen gefolgt ſeien, der Unglückliche würde ſich aus Kränkung im Grabe umdrehen, — nein, er würde ſich auch als Todter eine ſolche Verletzung des „Decorums“ gewiß niemals geſtatten. Auch das Abgeordnetenhaus beklagt den Tod eines alten Mitgliedes, des Ritters v. Grocholski, des bekannten, bei ſeinen Landsleuten berühmten Führers des Polen-Clubs, eines Mannes, der ſtets ſehr zugeknöpft war und die Hoſen patriotiſch in den Stiefeln verbarg, im Uebrigen aber nie die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte. Er war, wie ſo Viele, einmal öſterreichiſcher Miniſter geweſen; aber auch ſonſt bietet ſeine Lebensgeſchichte nichts Bemerkenswerthes. Wenn ſich der amerikaniſche Ausdruck „Stimmvieh“ nicht durch ſeine Derbheit verböte, könnte man behaupten, daß Herr v. Grocholski ſtets die beſten Preiſe auf dem Stimmviehmarkte zu erzielen wußte; aber wir ziehen es vor, zu ſagen, daß die Polen es ſeiner Geſchicklichkeit und Ausdauer im Feilſchen verdanken, wenn ſie gegenwärtig die Vortänzer im öſterreichiſchen Völkerreigen geworden ſind.

Die Deutſch-Oeſterreicher haben ſich nie ſo ſchlauer Führer zu erfreuen gehabt, ſie haben ihre koſtbaren Stimmen auf Klagen und Raiſonniren verwendet, ſtatt für ſie, wie die Anderen, die Wage in der Hand,

werthvolle Gegenleiſtungen einzutauſchen. Sie haben ſelbſt in den Verhandlungen über das Wehrgeſetz nicht nur nichts erreicht, ſondern die deutſche Sprache hat ſogar endlich ihren ehrenvollen Abſchied, auch als Armeeſprache erhalten. Man ſieht, der Deutſche in Oeſterreich fängt bereits an, ſehr intereſſant zu werden, er wird bald bei den Lyrikern in Mode kommen, und da es den Polen viel zu gut geht, als daß noch Polenlieder gingen, wie ehemals, wird der Nationalſchmerz der Deutſchen in Oeſterreicherliedern gefeiert werden. Aber der Frack iſt keine Tracht für eine unterdrückte Nation, drum thut nur bei Zeiten die Hoſen in die Stiefel, verſchnürt den Leibrock und bergt euer Haupt unter einer einen halben Meter hohen Pelzmütze! Vielleicht werden endlich gar die Deutſch-Oeſterreicher, wie einſt die Polen, zu den unglücklichen Weltvagabunden gehören, welche die europäiſche Polizei verfolgen und vor denen alle „Gutgeſinnten" zittern werden. Aber wenn ſie endlich dazu kommen ſollten, einen „Schmerzensſchrei" auszuſtoßen, wird dieſen Niemand mehr verſtehen, denn die deutſche Sprache wird dann in den öſterreichiſchen Schulen nicht mehr vorgetragen werden, und man wird Jemanden für ungemein gelehrt halten, der einen todten Dialekt, den Wieneriſchen, zu ſprechen oder die Lieder des Volksſängers Guſchelbauer ohne Commentar und Wörterbuch in der Urſprache zu leſen vermag.

Aristokratische und bürgerliche Unzulänglichkeit. — Der Tod des Grafen Leo Thun. — Eine Donauflotte in Sicht.

3. Jänner 1889.

Das Jahr 1888, das uns nichts beſcheert hat als Rüſtungen, Steuern und Privilegien, iſt, dem Himmel ſei Dank, vorüber, und wir denken nicht ohne eine kleine Schadenfreude daran, daß der alte Saturn, der ja die Zeiten, ohne Rückſicht auf deren Qualität, verſchlingen muß, auch dieſes miſerable alte Jahr hinuntergewürgt hat! Mahlzeit!

Wir möchten den Neujahrs-Gratulanten, denen jeder Vorwand, wenn er ſelbſt ſo wenig wohlriechend iſt, wie das „Canalräumen", erwünſcht iſt, um den Segen des Himmels auf ihre, zu einer kleinen Entſchädigung bereiten Mitbürger herabzuflehen, nicht gerne nahetreten. Dennoch müſſen wir, was den Scharfſinn, um in den Beſitz eines Neujahrsgeſchenkes zu gelangen, betrifft, den Canalräumern von Panama und Korinth die Palme zuerkennen, die den erfreulichen Umſtand, daß unſer Planet an ſeinem Rennziele angelangt iſt, dazu benützen, den Januar-Coupon nicht einzulöſen. Nur hätten wir erwartet, dieſe beiden Unternehmungen würden wenigſtens ſo viel Lebensart beſitzen, um die Verfügung zu treffen, daß jeder

ihrer Actionäre gegen Abgabe des Coupons wenn auch kein Geld, so doch wenigstens einen Neujahrswunsch hätte beheben können.

Eine solche Verletzung des guten Tones würde gewiß nicht stattgefunden haben, wenn zur Ausbaggerung der erwähnten Canäle nur Mitglieder der hohen Aristokratie verwendet worden wären. Denn bei dem Bankette, das vor Kurzem in Linz zur Feier des Jubiläums des Herrn Statthalters von Oberösterreich stattfand, machte ein hochgestellter Beamter, Fürst Metternich, die Festgäste darauf aufmerksam, daß der bürgerliche Verwaltungs-Beamte zwar mehr wisse und könne als der aristokratische, daß dagegen „der richtige Tact" ein Vorzug des Letzteren sei. Hienach gäbe es zwei gleich überflüssige Arten von Beamten: solche, die so tactlos sind, daß man sich „hüten muß", ihnen die Erledigung eines nur halbwegs wichtigen Geschäftsstückes anzuvertrauen, und solche, die so begriffstützig und unwissend sind, daß es ein Wagniß wäre, amtliche Angelegenheiten durch sie besorgen zu lassen. Die Tactlosen sind von bürgerlicher Herkunft, diejenigen dagegen, die weniger „wissen und können", von altverschuldetem Adel, die auf Grund von Zeugnissen über ihre mit Auszeichnung überstandene Geburt und glänzend abgelegte Impfung in den Staatsdienst eintreten, statt in den Jockey-Club, und sich so keiner anderen Berittenheit widmen, als dem „Schimmel", nach welchem sie arbeiten. Während aber der aristokratische Beamte den mangelnden Verstand nicht mehr nachträglich erlangen kann, ist der bürgerliche Beamte durch den fortwährenden Verkehr mit seinen von der Natur

bevorzugteren unfähigen Collegen in der glücklichen Lage, den Tact zu erwerben. Ein Beispiel, wie selbst die bürgerlichsten Individuen ihren Tact mit der Zeit auszubilden vermögen, bietet der Kammerdiener unseres berühmten Staatskanzlers Metternich. Als nämlich Graf Metternich in den Fürstenstand erhoben wurde, fragte ihn sein Kammerdiener, der diese Standeserhöhung erfahren hatte: „Wünscht Se. Durchlaucht heute das Beinkleid anzulegen, das der Herr Graf gestern getragen hat?“ Würde dieser Mann von Tact noch leben und in die Dienste des Nachkommen seines früheren Gebieters getreten sein, hätte er ihm ohne Zweifel abgerathen, jenen Toast in Linz zu sprechen.

Niemand war mehr von den Vorzügen der Aristokratie vor dem Bürgerthum überzeugt, als Graf Leo Thun, den uns der Tod am Schlusse des Jahres entrissen hat. Mich hat sein Hinscheiden empfindlicher berührt, als Andere, denn ich habe sehr häufig über ihn geschrieben, und wenn ich daran denke, wie rüstig er trotz seines hohen Alters auf der Straße dahinschritt, so daß man nicht wie bei anderen reactionären Excellenzen fortwährend in Angst war, er könnte das Opfer des besonnenen Fortschritts werden und unter die Räder eines Stellwagens gerathen, dann ist es mir, als wäre er vor der Zeit gestorben, als hätte er mir noch lange Stoff zum Schreiben bieten können, als würde ich einen Verlust aus meiner Tasche erlitten haben. Er war eigentlich für die Mitwelt schon lange einbalsamirt und gehörte zu jenen aristokratischen Berühmtheiten des Herren-

hauſes, von denen man, wenn ſie plötzlich wieder zu ſprechen beginnen, glaubt, ſie hätten ihre Ahnengruft mit einem Ticket of leave, mit einem Urlaubsſcheine, verlaſſen.

Er war nicht immer ſeiner Anſicht, er germaniſirte die Anderen und czechiſirte ſich, er war ehemals Centraliſt, um ſpäter noch eifrigerer Föderaliſt zu werden, kurz er liebte es, ſeine Ueberzeugung zu wechſeln, aber wie ihm nachgerühmt wird, aus Ueberzeugung. In ſeinen Reden pflegte er auf alte, verbriefte Rechte zu pochen, ſo daß man oft vor Staub und Modergeſtank kaum noch zu athmen vermochte. Der Unſinn verſucht es ja immer, ſich in ein altes Pergament einzuwickeln, und zieht ſtets ſein altes Adelsdiplom hervor, wenn ihm der bürgerliche Verſtand an den Leib rücken will. „Rühr' mich nicht an, du Liberaler", ruft er dann, „ich bin fünfhundert Jahre alt, hier ſteht es Schwarz auf Gelb!" In einer ſeiner Reden, in denen er übrigens ſtets die höchſte ſtaatsmänniſche Langweile an den Tag legte, nannte er den hohen Geburtsadel „eine Stellung, die uns die Vorſehung einmal gegeben hat". Dieſer Anſicht blieb er ſtets treu, und ebenſo ſtandhaft verharrte er bei ſeiner ultramontanen Geſinnung, die er als Mitſchöpfer des Concordats in empfindlichſter Weiſe bethätigte. Wie wenig erſprießlich alſo die öffentliche Wirkſamkeit des Grafen Leo Thun erſcheinen mag, — eine hervorragende Stellung unter den öſterreichiſchen Staatsunglücken bleibt ihm für alle Zeiten geſichert.

Graf Thun erlebte aber wenigſtens noch, wenn auch nicht den Sieg, ſo doch die Wiederaufwärmung der

alten reactionären Ideen. Der alte abgeſtandene Kohl treibt neue Keime, die alten Parabeln werden wieder von den ſocialen Krummachern der Gegenwart aufgetiſcht und erzählen dem Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, daß die Geſellſchaft nicht horizontal, ſondern vertikal geſchichtet ſein müſſe und daß der Staat eine Pyramide ſei. Nur das erzählen ſie nicht, daß in den alten Pyramiden die Mumien unten begraben lagen, während bei ihrer Pyramide die Mumien ſich an der Spitze befinden.

Doch wir ſchauen hoffnungsvoll in eine vielverſprechende maritimere Zukunft! Denn auch unſere bisher nicht nach Verdienſt gewürdigte Donau ſoll endlich der Segnungen einer Kriegsflotte theilhaftig werden, und wir werden uns alſo künftighin außer unſeres bereits geſalzenen auch noch eines Süßwaſſer-Budgets zu erfreuen haben. Warum muß denn unſer armer Staat eine Pyramide ſein? Vielleicht liegen die eigentlichen Aufgaben Oeſterreichs im Waſſer! Die Nachricht von der Errichtung dieſer Donauflotte hat die Berliner Börſe in hohem Grade beunruhigt, wie wir zum Troſte für den czechiſchen Abgeordneten Vaſchaty erwähnen, der das neue Wehrgeſetz nur aus Furcht vor einem Kriege mit Deutſchland bewilligte, indem er ſchon im Geiſte die Pickelhauben bei der Taborlinie ſtehen und das Kahlenbergerdörfel als Alpenprovinz in die Mark Brandenburg einverleibt ſah. Hoiho! Hißt die Segel, kappt die Anker! Geben wir unſere prekären feſtländiſchen Beziehungen auf, rudern wir die Cultur nach Oſten, ſtatt ſie hinzutragen, werfen wir unſere Staats-

ſchulden und Steuern über Bord, machen wir unſere Reformen zu Waſſer, vertauſchen wir unſern Landſturm mit den wohlfeileren Seeſtürmen und ſingen wir, da wir keine Landratten mehr ſind, ſtatt „In deinem Lager iſt Oeſterreich“: „Auf deinem Decke iſt Oeſterreich!“

Der neue Aufſchwung. — Ein berittenes Werkzeug der Vorſehung. — Preisausſchreibung für die dauerhafteſte Verfaſſung.

17. Februar 1889.

Die letzten Wochen, die wir durchlebt haben, waren ſo traurig, daß nur der elegiſche Dichter ſich vernehmen laſſen durfte, aber nicht derjenige, deſſen Aufgabe es iſt, ſeiner miſerablen Harfe immer neue Spottlieder zu entlocken. Ach, der Walzer „Heiter auch in ernſter Zeit" hat der Marcia funebre: „Hin iſt hin, verloren iſt verloren!" Platz gemacht; wenn man des Morgens vor dem Spiegel ſtand, konnte es einem geſchehen, daß man den Herrn, der aus demſelben ſchaute, mit den Worten begrüßte: „Wer biſt du, elende Jammergeſtalt?" und ſo Mancher, der in früheren Tagen, die nicht mehr ſind, ſtolzen Hauptes einherging, wie ein Zahlkellner bei Sacher, ließ jetzt demüthig den Kopf hängen, wie ein frommer Generalſtabs-Chef, der den Fürſten Bismarck — anzuführen verſucht hatte.

Wir haben uns des Friedens, den uns die Thronrede des deutſchen Kaiſers in Ausſicht ſtellte, faſt einen ganzen Monat hindurch erfreut, nicht der kleinſte Leitartikel der Kölniſchen Zeitung trübte den heiteren Horizont, und wir hoffen endlich, auch der Segnungen eines ſo langen Friedens theilhaftig zu werden und uns ſtatt

mit den immer gröber werdenden Geſchützen mit der zunehmenden Grobheit in unſerem Gemeinderathe beſchäftigen zu dürfen, in welchem die Erledigung überaus wichtiger Geſchäfte zu ſo großer Eile drängt, daß oft in einer Sitzung zwei Ehrenbeleidigungen vorfallen. Auch unſere ſchönere Reichshälfte war von ſolcher Friedenszuverſicht erfüllt, daß ſich die Oppoſition im Reichstage ſträubte, das neue Wehrgeſetz anzunehmen, und mit Stolz durfte der geſittete Cisleithanier auf ſein Parlament blicken, wo man die ſüße Eintracht mit dem Miniſterium der ewigen Verfaſſungsſchererei vorzieht. Die Geſchäftswelt begann wieder aufzuathmen, und nachdem die Miniſter aller Staaten ſo lange nachgewieſen hatten, daß der vorſichtige Staatsbürger nichts Klügeres thun könne, als ſeine kleinen Erſparniſſe in der Artillerie und Cavallerie anzulegen, erſchienen nun auf allen Weltbörſen hochherzige Gründer, die das Publikum wieder auf einige brillante Geſchäfte, die bis jetzt im Gewühle überſehen worden waren, in herzgewinnenden Subſcriptions-Einladungen aufmerkſam machten. Kunſt und Wiſſenſchaft begannen ſichtlich aufzublühen, denn während man bei uns in allen Kreiſen die architektoniſche Frage behandelt, in welcher Weiſe das neue Burgtheater am zweckmäßigſten zu demoliren wäre, intereſſirte man ſich in Berlin für ein pſychologiſches Problem, indem die ehrgeizige Familie des Geheimrathes Geffcken, der das Tagebuch des Kaiſers Friedrich veröffentlicht hatte, auch ihrerſeits das Familiengeheimniß der Oeffentlichkeit preisgab, daß ihr ehrwürdiges Haupt ſchwachſinnig ſei, und deſſen Entmündigung verlangte.

Aber plötzlich tauchten an dem Horizonte wieder schwarze Punkte auf, aus Afghanistan trafen beunruhigende Nachrichten ein, in Rom brach ein Arbeiteraufstand aus, die Magyaren schlugen, um die alten bewährten constitutionellen Einrichtungen nicht verrosten zu lassen, die Straßenlaternen ein, und in den Franzosen war wieder der Johannistrieb nach einer staatlichen Umwälzung erwacht. Man ist neugierig auf die Rolle, die Boulanger spielen wird, der bisher die Aufmerksamkeit nur durch Comödiantenstreiche zu fesseln gewußt hat, die man zwar in der ernsten Gesellschaft verlachte, aber auf der Straße desto mehr bewunderte. Da er nie in der glücklichen Lage war, die Mitwelt von seinem Genie zu überzeugen, und dennoch berühmt wurde, so sind ihm eigentlich die gebratenen Lorbeern auf das Haupt geflogen. Er hat nicht nur die Monarchisten für sich und die Clericalen, die ihn als berittenes Werkzeug der Vorsehung preisen, sondern auch die Patrioten, für die er der Revanche-Engel mit dem feurigen Schwerte ist, und alle Jene, für die seine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden das verlockendste politische Programm bildet. Auch der Journalist Rochefort, das Haupt der Unversöhnlichen, gehört zu seinen eifrigsten Anhängern, obwohl er doch selbst ehemals sein bedeutendes Talent daran gewendet hat, einen Usurpator vom Throne zu stürzen. Rochefort hat sich damals, als er mit seiner Laterne die Napoleoniden so grell beleuchtete, den Ruf eines glänzenden Satirikers erworben, freilich war seine Satire oft eine wahre Circe, die Alle, die sie angriff, in Säue verwandelte. Und jetzt unterstützt er diesen neuen Usurpator

vielleicht nur, um ſeine Laterne von neuem anzünden zu können. Aber Boulanger iſt lange nicht ſo intereſſant wie Napoleon, deſſen Lebenselement die Unruhe war, der durch die Welt irrte, wie der ewige Jude, und nur eine Weile auf dem Throne von Frankreich ausgeraſtet hatte, um die Welt zu beunruhigen und die diplomatiſchen Spatzen zu erſchrecken, die herangeflogen waren, um ein bischen Politik zu naſchen, und ein großes Gekreiſche erhoben, wenn der Napoleoniſche Popanz plötzlich mit dem Kopfe zu wackeln begann.

Der General Boulanger hat aber nicht einmal der Börſe eine kleine Panique einzujagen vermocht, denn man glaubt, daß, wenn er auch nach der höchſten Gewalt ſtreben ſollte, er keine neue Dynaſtie gründen würde, ſondern höchſtens einen neuen Orden.

Die Franzoſen ſind ihrer alten Verfaſſung müde geworden, die Serben haben erſt vor wenigen Wochen, die Japaner vor einigen Tagen eine neue Verfaſſung erhalten, und auch unſere Verfaſſung weiſt in neuerer Zeit ſo viele Lücken auf, daß es vielleicht ebenfalls zweckmäßiger wäre, ſie gegen eine neue zu vertauſchen. Ich finde es nur auffallend, daß man noch nirgends auf den Einfall gekommen iſt, ebenſo wie man Architekten, Maſtviehzüchter, dramatiſche Dichter und treue Dienſtboten durch Preisausſchreibungen zu ködern verſucht, auch den Ehrgeiz der genialen Staatsmänner in derſelben Weiſe anzuſtacheln, kurz, warum man nicht, um die einheimiſche Luſt zum Steuerzahlen zu heben, für die beſte Verfaſſung einen Preis ausſchreibt. Gewiß würde dieſer Vorgang, dem die Menſchheit ſo vortreff-

liche Luſtſpiele, Zuchtſchweine, Rathhauspläne, Truthühner und Desinfectionsmittel verdankt, ſich auch den Verfaſſungen gegenüber bewähren. Das Verfahren wäre ja ein ganz einfaches. Wie bei jeder Preisausſchreibung würde es auch hier die Hauptſache ſein, daß jeder der eingeſendeten Verfaſſungs-Entwürfe mit einem Motto verſehen werden müßte, während ein verſiegeltes Couvert den Namen des Bewerbers zu enthalten hätte. Sodann würde der alte Meidinger-Spaß von der Fachmänner-Jury aufgewärmt, und ſoll des Scherzes kein Ende ſein, ſo könnte man aufmerkſam machen, daß die Prüfungs-Commiſſion mit aller Gewiſſenhaftigkeit und Unparteilichkeit vorgehen werde. Man denke ſich die freudige Ueberraſchung, wenn die Wiener Zeitung eines ſchönen Tages melden würde: In Folge der Ausſchreibung eines Preiſes für die beſte dauerhafteſte Verfaſſung ſind 4567 Bewerbungen eingelaufen, von welchen ſieben wegen ihrer mangelhaften Form (ſie entbehrten des vorſchriftsmäßigen Motto's) der Prüfung nicht unterzogen werden konnten. Den erſten Preis von fünfhundert Gulden in neuen Silberzwanzigern erhielt die Verfaſſung Nr. 426 mit dem Motto: A, B, C, von Herrn v. Zallinger.

Ich fürchte aber, daß mein Vorſchlag, ein paar Gulden nicht zu ſcheuen, um endlich einmal zu einer paſſenden Verfaſſung zu gelangen, in den maßgebenden Kreiſen keine Beachtung finden werde, und daß man es aus allerdings übel angebrachter Sparſamkeit vorziehen dürfte, mich einen idealen Schwärmer zu nennen.

Die ſchlechte alte gute Zeit. — Ein Nudelbrettſchimmel. — Prinz Alois Liechtenſtein als Judenfreund.

24. März 1889.

Wir erleben Alle, wenn wir nur einmal alt werden, eine gute alte Zeit, denn die ſchlechten Zeiten haben mit den ſchlechten Cigarren das gemein, daß ſie beſſer werden, je abgelagerter ſie ſind. Wer von Allen, welche die Reaction nach dem Jahre 1848 mitgemacht haben und trotz des Fürſten Windiſchgrätz bis heute noch nicht begraben worden ſind, hätte gedacht, daß auch dieſe Zeit einmal zur guten alten Zeit gehören würde, und daß man in ſo eifrigem Wettkampfe beſtrebt ſein werde, ſie und ihre Grundſätze wieder zurückzuführen? Ja, die ſchöne, traurige Singweiſe fällt uns wieder ein:

Dumm ſein, nit g'ſcheiter werd'n,
Das iſt unſer Los allhier auf Erd'n!

Wir hatten dieſen Hymnus mit der edlen Entſagung, die er predigt, ſchon faſt vergeſſen, denn der Dummheit erging es einige Jahre ſpäter ſehr ſchlecht, ſie erlitt Niederlage auf Niederlage, es traf ſie ein Schlag nach dem andern, und ſie war in ihrem Anſehen und ihrer Würde bedroht, wie nie vorher. Es war auch die allgemeine Stimmung gegen ſie eine äußerſt feindſelige, und wir dachten, man würde ſich nie

wieder mit ihr versöhnen. Wie hohl, wie abgewirthschaftet, wie wirklich dumm stand sie damals vor uns, die Dummheit, und jetzt geht es ihr wieder so wohl, sie strotzt von Gesundheit, sie sucht Protection nach und ertheilt sie, und reuig überträgt man der so lange Verkannten wieder die Vertretung der wichtigsten Interessen. Es ist jetzt ungemein verlockend für jeden Streber geworden, sich über die Aufklärung und den Fortschritt lustig zu machen, und wenn es wirklich eine Seelenwanderung gäbe und ich dann als Rhinoceros auf die Welt käme, würde ich auch ein Erzreactionär werden.

Es sind jetzt mehr als zwanzig Jahre, daß der Ruf nach Hebung der Intelligenz immer lauter wurde, und wenn auch Viele vor dieser gefährlichen Neuerung zurückschreckten, so waren sie doch durch die traurigen Schicksalsschläge, die uns getroffen hatten, so tief gebeugt, daß sie dachten: Wir Oesterreicher haben schon so viel Unglück erlebt, daß wir, in Gottesnamen, auch intelligent werden wollen, wenn es nicht anders geht. Während die Finanzgenies früher für einige überflüssige riesige Bauten, die ich wohl nicht näher zu bezeichnen brauche, Millionen aus der Erde zu stampfen gewußt hatten, um sie wieder in dieselbe hineinzustampfen, wurden jetzt in allen Ländern Schulen gebaut, welche die Finsterlinge arg beunruhigten, da sie, in allerdings übertriebener Furcht, besorgten, sie würden fortan nicht mehr den armen Gebirgsbewohner verhetzen können, der hinter dem Pfluge keuchte und dessen Gesichtskreis bei der fortwährenden Betrachtung des Hintertheiles seiner Ochsen ein ziemlich beschränkter war, und es werde ihnen

ſelbſt nur mehr die Erziehung des Nachwuchſes einiger verwelkter ariſtokratiſcher Geſchlechter, an dem ohnehin nichts mehr zu verderben war, übrig bleiben.

Doch endlich, es mögen wohl zehn Jährchen her ſein, kam wieder ſchöneres Wetter für dieſe Partei; ſie hielt die Gelegenheit wieder für günſtig, den Boden urbar zu machen, und Drachenzähne zu ſäen, und die Saat ging wirklich auf; aber ſiehe da, ſtatt der geharniſchten Männer ſind nur Lumpaci-Vagabunduſſe dem Boden entſtiegen. Nunmehr, da die Abneigung gegen die Intelligenz eine allgemeine iſt, da man den Bierhauskämpfern der Unbildung zujubelt, die man nichtswürdig nennen könnte, wenn ſie nicht im höchſten Grade abſchiebungswürdig wären, fühlen ſich die Feinde der neuen Schule, dieſes Herdes der Bildungsſeuche, nicht mehr ſo vereinſamt auf ihrer vornehmen Höhe und haben ſich mit ihrem Plane der Vernichtung derſelben im Abgeordnetenhauſe hervorgewagt. Schon ehe der Marſchall Rückwärts der Partei, Prinz Liechtenſtein, ſeine Rede für die confeſſionelle Schule hielt, ertönten in der clericalen Preſſe fortwährend Siegesfanfaren, wie in einem Circus, wenn der ehrwürdigſte der Nudelbrett-Schimmel ſeinen Einzug hält. Ich beabſichtige hiermit nicht etwa eine beleidigende Parallele, der Prinz Liechtenſtein ſieht auch gar nicht ehrwürdig aus, vielmehr ſo lebensluſtig, daß man immer, wenn er eine Mahnrede beginnt, glaubt, er würde ſeine Zuhörer warnen, ihre Blicke nicht zu ſehr auf das Sinnliche zu richten, weil ſonſt ein nicht unbedeutender Theil des Corps de ballet ſeine Entlaſſung nehmen müßte. Er war früher Reiter-Officier, aber ich glaube,

es ist sehr übertrieben, wenn man besorgt, er könnte einmal in der Wehrdebatte plötzlich beantragen, das Cölibat bei der Cavallerie einzuführen. Leider ist der fromme Streiter, der sich schon so lange von der Cavallerie zurückgezogen hat, diesmal wieder aufgesessen, und zwar seinen clericalen Berathern, die ihn mit vollständig unrichtigen Daten für die Schlacht ausrüsteten, wie dies Hofrath Beer in seiner ausgezeichneten Rede schlagend nachwies.

Uebrigens zeichnete sich die nur in Folge der mangelnden Sachkenntniß des Prinzen mißlungene Rede durch ihre sorgfältige Form aus, sie war eine sehr elegant gekleidete Mißgeburt, ja, der Redner bediente sich einer so gewählten Sprache, daß er beispielsweise „kleiner Israelit" sagte, statt Judenbub, ein Opfer, das wir in unserer Zeit, in der man den Juden gegenüber auf eine so große Deutlichkeit des Ausdruckes bedacht ist, keineswegs gering anschlagen möchten. Er sprach von der liberalen Presse, und da sein ehemaliger Parteigenosse Hofrath Lienbacher über die Rohheit der clericalen Presse geklagt hatte, beschwerte er sich über die zügellose „Presse der Ungetauften". Aber auch hier müssen wir mehr der eleganten Umschreibung der sonst üblichen Bezeichnung, als der richtigen Bemerkung unsere Bewunderung zollen. Das Damoklesschwert des Preßgesetzes schwebt über Jedem, der sich zu einem Schreibtische setzt, und wer auch nur die Mittheilung, daß ein Tenor wie ein Hahn gekräht habe, einer Druckmaschine zur gefälligen Weiterverbreitung übergeben hat, fühlt sich bereits unbehaglich, weil er sich vielleicht schon auf der

ſchiefen Ebene befindet, von der man auf die Anklagebank rollt. Eine rühmenswerthe Ausnahme machen nur die Juden, die man ganz ungeſtraft beſchimpfen und verleumden darf, und wenn die liberale Preſſe den weiſen Grundſatz der doppelten Buchhaltung: Schlägſt du meinen Juden, ſchlag' ich deinen Juden, befolgen will, dann nennt man ſie zügellos.

Pöbelexceſſe, eine Folge der modernen Schule. — Strategiſche Erinnerungen. — Leoparden und Nubier, Cardinal Vannutelli und andere Gäſte aus der Fremde.

28. April 1889.

Es iſt nicht meine Aufgabe, unſere hohe Regierung mit Kaſſandra-Rufen zu beläſtigen, obwohl, wie die Erfahrung zeigt, kein Mangel an traurigen Folgen fühlbar iſt, vor denen man mit nur einiger Liebe zur Sache unſere Regierung warnen könnte. Der Strike der Tramwaykutſcher, der am Oſterſonntage ausgebrochen war, iſt ja glücklich beendet, und dieſe geplagteſten unter allen Arbeitern der Großſtadt ſind nun, nachdem ſie es durchgeſetzt haben, ſich künftighin blos zwölf ſtatt ſechzehn Stunden wie bisher rackern zu müſſen, wieder zu ihrer Arbeit zurückgekehrt. Leider hat dieſe Einſtellung der Arbeit dem Pöbel Anlaß zu Exceſſen gegeben, die einen traurigen Beweis für den wirthſchaftlichen Niedergang unſerer Stadt bilden und die, wenn auch augenblicklich unterdrückt, mit Beſorgniſſen für die Zukunft erfüllen müſſen. Dieſer Pöbel iſt, wie die clericale Preſſe ſehr ſcharfſinnig bemerkt, aus der modernen Schule hervorgegangen, ſo daß dieſe für ihn verantwortlich erſcheint, und es läßt ſich nicht leugnen: würde er nicht leſen gelernt haben, ſo hätte er durch die Hetzpreſſe der „ver-

einigten Christen" auch niemals zu Ausschreitungen aufgereizt werden können.

Ich habe neulich an die Leistungen unserer alten Schule, nach der sich unsere Frommen wieder zurücksehnen, gedacht, als ich die Jahresausstellung im Künstlerhause besuchte. Ich wollte eben einen der Säle, unter dessen Gemälden mich namentlich die köstlichen Bilder aus Egypten von Leopold Müller lange gefesselt hatten, verlassen, als mein Blick auf ein kleines Bild Friedländer's fiel, eines Malers, der in dem eintönigen Leben der braven Invaliden immer wieder Stoff für seinen Pinsel zu finden weiß und auch diesmal in den Jungbrunnen des Invalidenhauses gestiegen ist. Zwei Invaliden sind in die Besichtigung einer Landkarte vertieft, und mit wehmüthigem Stolze erinnern sich die beiden Tapferen an alle die Schlachten, in denen sie gekämpft und geblutet haben, bis sie endlich durch eine anonyme Kugel in das Invalidenhaus befördert wurden. Aber die beiden Invaliden auf dem Bilde, das der Künstler „Strategische Erinnerungen" genannt hat, erregten nicht in so hohem Grade mein Interesse, wie die noch weit invalidere Karte, auf der sie sich wohl nicht zurechtzufinden vermögen. Denn die Karten, aus denen man in der guten alten Zeit Geographie lernte, waren ganz unbrauchbar, und auf jenen, die unserem Generalstabe im Jahre 1866 zu Gebote standen, war, wie man sich vielleicht noch erinnert, Alles zu finden, nur nicht der Kriegsschauplatz.

Da, wo der Kartenkünstler eine stimmungsvolle Landschaft dem entzückten Beschauer bot, waren in der

Wirklichkeit bereits proſaiſche Dächer und Rauchfänge, wo ſich Sümpfe befinden ſollten, aus welchen die melancholiſchen Symphonien der Unken ertönten, gab es bebaute Felder, die der Landmann urbar gemacht hatte, und wo Lämmlein im Graſe hüpfen und geſchwätzige Quellen murmeln ſollten, fand man Steuerbeamte, die auf vorüberfahrende Wagen hüpften, und friſch angeſtochene Bierfäſſer. Welche Verlegenheiten aber durch eine ſolche unrichtige topographiſche Karte entſtehen könnten, iſt klar, und wie fatal es war, wenn man beiſpielsweiſe den Feind in einen Sumpf zu jagen vermeinte und ihn anſtatt deſſen in ein Wirthshaus ſprengte, oder wenn man in einen Wald vorzudringen glaubte und mit dem Rufe: Der Sieg iſt unſer! auf eine Pfarrersköchin ſtieß, braucht wohl dem phantaſievollen Leſer nicht erſt auseinandergeſetzt zu werden.

Doch ich will nicht länger bei den traurigen ſtrategiſchen Erinnerungen, die das Bild Friedländer's in mir wieder wachrief, verweilen, ſondern lieber der erfreulichen Ereigniſſe der Gegenwart gedenken. Die beiden Leoparden, die ein Mandat für die Menagerie in Schönbrunn erlangt haben und ſowohl von dieſer als auch von dem anderen P. T. Publicum, das nicht alle Tage Fleiſch zu eſſen bekommt, ſehnlichſt erwartet wurden, ſind endlich an ihrem hohen Beſtimmungsorte angelangt, ſo daß die Sonntags-Ausflügler bereits in der Lage ſind, zu denſelben in die erwünſchten intimeren Beziehungen zu treten. Von anderen hervorragenden Gäſten, die in Wien eintrafen, ſind noch zu erwähnen: die Mitglieder einer Wüſten-Karawane, ein Vambutti-Zwerg

aus Central-Afrika und der berühmte Diplomat des Vaticans, Cardinal Serafino Vannutelli. Dieſer, wegen des großen Unheils, das er in Belgien ſtiftete, von den Clericalen ſo geſchätzte Staatsmann hat leider an dem heutigen Tage unſere Stadt wieder verlaſſen. Er war bedauerlicherweiſe nicht, wie die anderen erwähnten Gäſte, während ſeines Aufenthaltes für Geld zu ſehen, obwohl es keinem Zweifel unterliegen dürfte, daß dieſer ſchlaue Diplomat in Original-Verpackung und bei einem nicht übertriebenen Eintrittspreiſe ebenfalls auf einen großen Kreis theilnehmender Zuſchauer hätte rechnen können.

Unſer geſchätzter Gaſt hat bekanntlich ſchon vor Jahren den einflußreichen Poſten eines päpſtlichen Nuntius in Wien bekleidet, und wenn er die Hauptſtadt Oeſterreichs neuerdings mit ſeinem Beſuche beehrte, ſo dürfte daran nicht ſo ſehr die Sehnſucht Schuld getragen haben, ſich wieder einmal an dem Genuſſe unſeres auf dem Feſtlande noch immer unübertroffen daſtehenden Milchrahmſtrudels zu erquicken, als im Gegentheile der Wunſch, die etwas zutäppiſchen Vorkämpfer der confeſſionellen Schule für die bevorſtehenden Kampfesſtrapazen mit geiſtigem Proviante auszurüſten. In Belgien wurde ein hoher geiſtlicher Würdenträger, der die Wühlereien Vannutelli's in dieſem Lande unbarmherzig enthüllt hatte, von den Pſychiatrikern des Vaticans ſofort als verrückt erkannt, ſo daß wir nur ſchwer die Angſt zu unterdrücken vermögen, es könnte ſich vielleicht in Folge der längeren Anweſenheit Sr. Eminenz die traurige Nothwendigkeit ergeben, auch einige unſerer

ohnehin ſo aufgeregten Schwarzen ſchleunigſt auf das Beobachtungszimmer zu ſchaffen. Es wäre ja übrigens gar kein Wunder, wenn der geſunde Menſchenverſtand, da ihm von den clericalen Schulſtürmern der Krieg erklärt wurde, zu Repreſſalien ſeine Zuflucht nähme und auch ſeinerſeits die Clericalen im Stiche ließe.

Die Dummheit strikt. — Der Zeitungsstempel als Titelvignette. — Die subjective Objectivität des Confiscationsverfahrens.

12. Mai 1889.

O herrliche Frühlingszeit! Jedes Schwarzplattl, das in seinem Käfig vor den Fenstern trillert, ruft die Wanderlust in dem Städter wach, und es zieht ihn nach den schönen Seen Oberösterreichs oder nach der grünen Steiermark, vor deren Gastfreundlichkeit freilich, obwohl sie Prinz Liechtenstein im heurigen Winter so verführerisch zu schildern wußte, das Sterzbäuchlein, das der Bildhauer des Albrechtsbrunnens der steierischen Mur gegeben hat, auf das eindringlichste warnt.

Der freundliche Leser, der meinen Spaziergängen so lange theilnehmend gefolgt ist, weiß jedoch längst, daß er in diesen der Störung der Sonntagsruhe gewidmeten Spalten, ungeachtet der schönen Frühlingstage, die uns erquicken, keine schmeichelhaften Bemerkungen über unsere Zustände zu erwarten hat. Nur legt mir glücklicherweise mein Pessimismus nicht die kleinste Verpflichtung auf, schlechter Laune zu sein, zu der ich allerdings hinreichenden Grund hätte, wenn ich erwäge, daß die Dummheits-Raccolta lange nicht so ergiebig zu werden verspricht, wie ich gehofft hatte. Die zuverlässigsten öffentlichen Tröpfe, die Einen sonst nie im Stiche lassen,

luſtwandeln, verlockt durch das ſchöne Wetter, ſtatt die Tribüne zu beſteigen und abgeſchmacktes Zeug über die Gefährlichkeit der neuen Schule, der Aufklärung und Freiheit zu ſchwatzen, auf der Ringſtraße und im Prater und verſchweigen ihre ſchönſten dummen Gedanken, die ſo der Welt und dem zeitgenöſſiſchen Geſchichtsſchreiber verloren gehen. Wenn ich daran denke, daß dieſe neueſten, mit Selbſtbewußſein wattirten öffentlichen Charaktere ſtriken und friſche Luft ſchöpfen, anſtatt der lieben Bornirtheit, die ihnen aus dem Geſichte ſchaut, beredten Ausdruck zu geben, dann berechne ich die ſchweren Verluſte, die ich in meinem feuilletoniſtiſchen Berufe erleide, und flehe: Herr, gib mir unſere tägliche Dummheit und führe den Mann nicht in Verſuchung, daß er ſpazieren geht, ſtatt ſich öffentlich zu blamiren.

Selbſt unſeren neuen Juſtizminiſter Grafen Schönborn ſcheint dieſe rührende Magerkeit der ihrem baldigen Ende entgegengehenden Saiſon weicher geſtimmt zu haben, denn er hat in einem Erlaſſe die Staatsanwälte gebeten, doch um des Himmels Willen nicht ſo viele Zeitungsartikel zu confiſciren, wie bisher. Dieſe warme Theilnahme Sr. Excellenz für eine größere Freiheit der Meinungsäußerung iſt um ſo entſchuldbarer, wenn man bedenkt, daß man den Zeitungen ſchon lange durch deren höchſt ausgiebige Beſteuerung einen ehrenvollen Platz unter den unerſchöpflichen Hilfsquellen Oeſterreichs eingeräumt hat. Man beſteuert ſie als Brauereien der öffentlichen Meinung gleich anderen Bierbrauereien, hat ſie aber allerdings durch das Vorrecht, den doppelköpfigen Adler über dem erſten Leitartikel zu führen, financiell

ausgezeichnet, eine kleine Titelvignette, die offenbar eine ſinnige allegoriſche Bedeutung haben und darauf hinweiſen ſoll, daß dem Adlerauge der Finanzbehörde nichts Steuerbares entgeht. Mit Genugthuung konnte der Miniſter darauf hinweiſen, daß ſeit der Hinausgabe des erwähnten Erlaſſes nur mehr hundertvierzig inländiſche Druckſchriften confiscirt worden ſeien, alſo eine Zahl, die höchſtens für die Zuſammenſtellung einer beſcheidenen Handbibliothek ausreichen würde. Die Verfaſſer ſchlechter Stücke haben bekanntlich die Theorie aufgeſtellt, daß es leichter ſei, über ein ſchlechtes Stück eine gute Kritik zu ſchreiben, als ein ſchlechtes Stück zu verfaſſen; vielleicht iſt es ebenfalls leichter, ſchlechte Regierungen zu kritiſiren, als ſchlecht zu regieren; aber darüber kann kein Zweifel ſein, daß es noch leichter iſt, einen guten Zeitungsartikel zu confiſciren, als einen ſolchen zu ſchreiben. Und da der Artikel eines geiſtvollen Journaliſten wirkungsvoller iſt, als der eines talentloſen, und daher gefährlicher erſchien, ſo traf die Confiscation bisher jene am häufigſten. Das objective Verfahren wirkte alſo manchmal geradezu wie eine Art Prohibitiv-Syſtem gegen den Geiſt zu Gunſten der Dummheit.

Der Abgeordnete Dr. Menger, einer der ſchlagfertigſten Redner unſeres Parlaments, hat unter anderen Beiſpielen, die er gegen die Objectivität des objectiven Verfahrens vorbrachte, Stellen aus dem Artikel eines antiſemitiſchen Blattes gegen die Juden und eines liberalen Blattes gegen einen feudalen Antiſemitenführer vorgeleſen. Der Artikel gegen die Juden, in welchem es von Redensarten, wie: ſtinkender Kerl, Schweinpelz, Miſt,

orientaliſches Jauchengift u. ſ. w. wimmelte, wurde nicht confiscirt, offenbar weil man annahm, daß durch den ſtarken Ammoniakgehalt dieſes Eſſays mehr die Naſen der Abonnenten des Antiſemitenblattes gereizt würden, als die anderen unedleren Organe derſelben. Der Artikel gegen den antiſemitiſchen Feudalen dagegen, in welchem in der Sprache der Gebildeten darauf hingewieſen wurde, daß das Organ desſelben früher mit der Vertheilung der Güter kokettirt habe, und da die Arbeiter dieſen Verſuch einer ehrbaren Annäherung zurückwieſen, den Antiſemitismus für ſeine Zwecke auszunützen beginnt, wurde confiscirt. Aber das „Vaterland" hat ja in der That einige Zeit die ſocial-demokratiſchen Beſtrebungen mit mehreren Leitartikeln auf das großmüthigſte unterſtützt. Ich ſelbſt wurde dadurch irregeführt, und ich kann dem Leſer im Vertrauen mittheilen, daß ich mir bereits ein fürſtliches Palais notirt hatte, und wenn es zur allgemeinen Theilung gekommen wäre, hätte ſich der Bruder Durchlaucht die Hälfte meines Feuilletons nehmen können, während ich mich mit dem halben Palais vorläufig zufriedengeſtellt haben würde.

Dieſer Artikel alſo wurde confiscirt, obwohl doch die Mächtigen nicht ſo ſehr des Schutzes bedürfen wie die Schwachen, ein Privatmann überdies auch die Zeitung, die ihn angegriffen hat, klagen kann, und dieſe, wenn ſie die Butter des Liberalismus auf dem Haupte hat, ſich nicht der Sonne eines Preßproceſſes ausſetzen wird. Wenn heute Galilei ſich vermeſſen würde, in eine Zeitung ein pikantes Feuilleton darüber zu ſchreiben, daß ſich die Erde um die Sonne bewege, ſo würde der-

ſelbe bei den humanen Anſchauungen unſerer Juſtiz nicht mehr gezwungen werden, dieſe freche Behauptung abzuſchwören. Dagegen aber brauchte etwa unſer höchſter geiſtlicher Würdenträger dem Journal nur mit einem Preßproceſſe zu drohen und könnte ſo die Redaction desſelben zwingen, zu erklären, daß ſie mit dem Artikel ihres geſchätzten Mitarbeiters Galilei eine Beleidigung gegen den altteſtamentariſchen Generalſtabs-Chef Joſua, der die Bewegung der Sonne mit ſeiner Officiersparole verbürgt, nicht beabſichtigt habe.

Ich habe, dem Himmel ſei Dank, nicht die gefährliche Aufgabe, in den mir zugewieſenen Spalten aſtronomiſche Wahrheiten zu verfechten, und ich hoffe daher, daß ich auch fernerhin wegen des geſtirnten Himmels keine Fatalitäten mit der irdiſchen Gerechtigkeit haben werde.

Maihitze und Gleichheit der badenden Menſchen. — Laſten der Vielweiberei.

26. Mai 1889.

Der Reichsrath iſt bis zum October vertagt, und es herrſcht wieder claſſiſche Ruhe in dem griechiſchen Parlaments-Tempel, über den wir uns ſo oft blau gelacht haben. Er ſchwimmt jetzt im ſchwarzen Meere der Vergeſſenheit — der Antiſemiten-Hetman aus der Waſſerpolakei, *) der fortwährend von einer ſo unglaublichen Wuth beſeelt war, als wenn er ſich vorher mit gegohrener Stutenmilch, dem berauſchenden Lethegetränke der Kalmücken, gelabt hätte. Ich fürchte nur, die antiſemitiſchen Furioſos werden nicht mit demſelben großen Appetit ihr Mittagmal einnehmen, wie bisher, da ſie auf die energiſchen Armbewegungen verzichten müſſen, die uns immer in angenehmſter Weiſe an die Schweizer Schwingfeſte erinnerten. Uebrigens haben auch die Clericalen gehörig aus den Nüſtern geſchnaubt, und ich denke noch mit Hochgenuß an den Linzer Abgeordneten Dr. Ebenhoch zurück, der ſeinen unbändigen Zorn gegen den armen Hofrath Lienbacher ſprühen ließ, als wenn der Abgeordnete der Salzburger Landgemeinden die Spielhahn-

*) Vergani, Herausgeber eines antiſemitiſchen Blattes, deshalb ſo genannt, weil er aus Galizien ſtammen ſoll.

feder in herausfordernder Weiſe aufgeſteckt getragen hätte.

Nur in den Zeitungen dieſer edlen verbrüderten Parteien grollt noch das coloſſalſte Geſchimpfe nach, aber die Hitze macht Einen ohnehin ſchon ſo dumm, daß man nicht erſt ein antiſemitiſches Blatt zu dieſem Behufe zu leſen braucht. Auch der proſaiſcheſte Wiener ſehnt ſich bei den gegenwärtigen Temperatur-Verhältniſſen nach der Idylle einer kleinen Hütte, um dort in den Naturzuſtand zurückzukehren, alle Laſten abzuſchütteln und nur die ſüße kleine Laſt der Schwimmhoſe auf ſich zu laden. Mag immerhin der Dr. Kronawetter im Parlamente und in Volksverſammlungen mannhaft für die Principien der großen franzöſiſchen Revolution eintreten. Das Ideal der allgemeinen ſocialen Gleichheit wird doch nur in der Schwimmanſtalt auf naſſem Wege erreicht, denn in das Waſſer kann man nur den Schlüſſel zur Cabine mitnehmen, aber kein Anſtellungs-Decret, keinen Säbel, keine Nordbahn-Prioritäten und keine Orden. Doch erzählt man ſich von einem Künſtler, der unlängſt von dem Beherrſcher eines kleinen deutſchen Staates eine Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft erhielt, daß er dieſe auch ins Bad mitnimmt, indem er ſie an das Band der Schwimmhoſe knüpft und ſich dabei auf einen Paragraph der Statuten beruft, nach welchem jene Medaille auch an dem „Bande“ getragen werden könne.

Freilich den Beduinen der libyſchen Wüſte erſcheint Wien noch als eine äußerſt kühle Sommerfriſche, und ſie haben daher jene mit Kind und Kegel verlaſſen und ihre Villeggiatur in der Prater-Rotunde, in der ſonſt nur

die egyptiſche Finſterniß ausgeſtellt zu ſein pflegt, bezogen. Auch dem Schah von Perſien iſt es zu Hauſe zu ſchwül geworden, und er hat ſich vorläufig nach Petersburg begeben, um ſpäterhin Wien mit ſeinem Beſuche zu beehren. Man hat den Perſern, die etwas verſtimmt gegen Rußland waren, im Winterpalais ein üppiges Galadiner gegeben, um eine Wiederausſöhnung anzubahnen; aber die Perſer ſind ohnehin außerordentlich ſanft und freſſen aus der Hand, ohne ſich eines Eßbeſteckes zu bedienen. Wie man weiß, beſchäftigt ſich „der König der Könige“ in ſeinen Mußeſtunden mit der Vielweiberei, und um mit dem Abſchied von ſeinen zahlreichen Gemalinnen bis zum Monat Mai fertig zu werden, mußte mit den letzten Abſchiedsküſſen ſchon einige Wochen vor dem Tage der Abreiſe begonnen werden, und auch da ſollen noch immer zweihundert Küſſe auf den Tag, die Sonn- und Feiertage mitgerechnet, gekommen ſein. Wenn ſchon ein gewöhnlicher Fürſt ſo unglücklich iſt, von ſeiner Gemalin Abſchied nehmen zu müſſen, ſo iſt dies ein ergreifendes Schauſpiel; wenn aber ein Regent, der polygamiſche Verpflichtungen auf ſich genommen hat, von Tauſenden von Frauen ſcheidet und jeder auch nur eine Thräne im Auge zittert, ſo nimmt die Rührung coloſſale Verhältniſſe an. Welch bewundernswerthes Gedächtniß muß der Schah beſitzen, wenn er ſich in der Fremde an alle die geliebten Frauen in der Heimat erinnern ſoll, und er muß vielleicht ein viereinhalbpercentiges unconvertirbares Anlehen aufnehmen, wenn er jeder auch nur ein kleines Geſchenk als Andenken von der Reiſe mitbringen will.

Die armen Haremswächter aber, die während der Abwesenheit des Schah verdoppelte Thätigkeit und Aufmerksamkeit an den Tag legen müssen, um ihren Aufseherpflichten zu genügen, dürften, um immer au fait zu sein, zum Behufe der Ueberwachung der Odalisken ein Fernrohr zu verwenden genöthigt sein, damit nicht etwa, während sie die Treue des ersten Hundert inspiciren, im letzten Hundert Unzukömmlichkeiten sich ereignen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erschiene es allerdings praktischer, wenn der Schah nach dem Beispiele anderer Herrscher, die ihre Schätze in Sicherheit bringen wollen, seine Gemalinnen während der Abwesenheit der Englischen Bank zur Aufbewahrung übergäbe.

Durch seine häuslichen Verhältnisse scheint aber der Schah namentlich dem weiblichen Geschlechte Europa's in hohem Grade interessant, und wie man hört, folgen ihm auf seinen einsamen Spaziergängen in Petersburg in der Regel einige ältere Damen, obwohl dieselben, da der asiatische Despot Brillen zu tragen gezwungen ist, Gefahr laufen, ein Opfer seiner Kurzsichtigkeit zu werden.

Aus Ischl.

18. August 1889.

Denken Sie sich das Unglück, ich bin schon wieder in Ischl! Da ich gedacht hatte, es würde das Beste sein, ein so tollkühnes Unternehmen vorher in Linz zu überschlafen, übernachtete ich daselbst, und erst am nächsten Morgen, nachdem ich noch vorher die Bußübung eines Frühstücks vorgenommen hatte, näherte ich mich mit einem Bummelzuge allmälig dem eleganten Soolen-Gomorrha. Und sie bewegt sich doch! Ich denke hiebei natürlich nicht, wie Galiläi, an die irdische Jammerkugel, von welcher dies in unserer Zeit schon allen Schulknaben, mit Ausnahme der für das clericale „Linzer Volksblatt" schreibenden, bekannt ist, sondern an die Eisenbahn, von der es, wenn man nach der geringen Anzahl der Passagiere urtheilen darf, noch den Meisten ein Geheimniß sein dürfte. Außer mir befand sich nur noch ein Herr im Wagen, der, so wie ich, in Linz eingestiegen war und, seinem würdigen Aussehen nach zu schließen, fünfzehnhundert Gulden Gehalt und dreihundert Gulden Quartiergeld zu beziehen schien. Er fragte mich, woher ich komme, wohin ich gehe, und was der Zweck meiner Reise sei, und da ich diese Fragen zu seiner Befriedigung beantwortete, zog er die

Stiefel aus, ſtellte ſie furchtlos neben mich hin und ſchlief, nachdem er mir dieſen ehrenden Beweis ſeines Vertrauens gegeben hatte, ruhig ein.

Der Pulsſchlag der Saiſon war noch nicht fieberhaft erregt, als ich in Iſchl anlangte, und die Leute in Lodenrock und Kniehoſen boten einem noch nicht, wie in der ſpäteren Roſenzeit, ein kleines Schlüßchen in Alpinen Montan-Actien auf der Esplanade an. Die meiſten Anweſenden gehörten den geſchätzten Nachbarſtaaten im Oſten unſerer Monarchie an, ſie waren jedoch offenbar äußerſt ſanfte Menſchen, da ſie, wie ich mich wiederholt beim Mittageſſen überzeugte, aus der Hand fraßen. Im Café Walter, in dem es, wenn die Hochfluth der Saiſon zu rauſchen beginnt, während der Frühſtückszeit ſo ſtürmiſch zugeht, herrſchten noch Ruhe, Ordnung und Sicherheit, und man bekam ſogar das Abendblatt der „Neuen Freien Preſſe“, während man ſpäter ſelbſt auf die „Wiener Zeitung“ warten mußte; denn als ich dieſe neulich verlangte, um in dem officiellen Blatte nachzuſehen, ob Dienstag oder Mittwoch ſei, kam der Kellner, nachdem er ſie eine zeitlang vergebens geſucht hatte, ganz beſtürzt zurück und rief: „Mir ſcheint gar, ſie iſt in der Hand!“

Aber bald traf die erſte Schwalbe der hohen Saiſon ein, ein rieſig dicker, jovialer Baron, eine wahrhaft elephantaſtiſche Erſcheinung, mit einem majeſtätiſchen Kinn, das aus einem Mezzanin und drei Stockwerken beſtand. Nicht ohne Rührung denke ich daran, daß es bald zwanzig Jahre her ſein werden, als dieſe ſchwellenden Formen zuerſt meine Bewunderung erregten, und daß

es mir vergönnt war, alle Stadien ihrer Entwicklung bis in die Gegenwart zu verfolgen. Ach Gott, welche große Veränderungen sind seit damals in der Welt vorgegangen! Die Fleischpreise sind gestiegen, und man darf dem Himmel danken, wenn man es noch erschwingen kann, einen ganzen Kalbsschlägel oder Schinken zu frühstücken; das Brot ist so klein geworden, daß man es gar nicht spürt, wenn man zehn bis zwölf Semmeln verzehrt; seitdem eigene Seminarien für künstliche Fischzucht errichtet wurden, in denen man die Forellen leider, statt sie zu gediegenen Charaktern zu erziehen, zur frühzeitigen Vergeudung ihrer Kräfte verleitet, haben diese viel von dem früheren Aroma ihres Fleisches eingebüßt, und man muß oft drei bis vier große Portionen essen, um nur auf den Geschmack zu kommen, und was endlich die Dampfnudeln betrifft, so ist derjenige, dem noch vor zwei Decennien anderthalb Dutzend dieser niedlichen Wunderwerke des Dampfes genügten, bei der zunehmenden Neigung der modernen Küche, mehr die Sinne zu blenden, als dauerhafte Wirkungen zu erzielen, gezwungen, durch eine Verdopplung dieser Zahl der Unsolidität der Kochkunst ein Paroli zu biegen.

Es ist beruhigend zu sehen, wie der beleibte Baron allen diesen gesteigerten Anforderungen der Zeit gerecht zu werden sucht, und so oft ich ihn in dem vortrefflichen „Hotel Elisabeth" die Herkulesarbeit des Mittagessens verrichten sah, fragte ich mich, ob es der Menschheit nicht mehr gefrommt hätte, wenn die riesigen Fortschritte, die wir in der Erzeugung schnellfeuernder Gewehre gemacht haben, auf dem Gebiete der Fabrikation von

Meſſern und Gabeln erzielt worden wären; denn wir würden ſonſt vielleicht ſchon heute in der Lage ſein, zur Beſchämung unſerer Feinde ſieben Brathühner in der Minute zerlegen zu können, während nach der gegenwärtigen Beſchaffenheit unſerer Tiſchmeſſer ſelbſt der geübteſte Eſſer das zehnfache Zeitopfer zu bringen genöthigt iſt, um den hartnäckigen Widerſtand eines halben Brathuhnes zu brechen. Der edle Baron pflegt ſchon ſeit geraumer Zeit nur mehr vierſpännig zu fahren, während früher zwei Pferde edler Race für ſeine Weiterbeförderung ausreichten, und wenn ſein phänomenaler Appetit ihm, wie wir hoffen, erhalten bleibt, dann ſehen wir wohl nicht zu roſig, wenn wir prophezeien, daß er bald mit einem Sechsgeſpann durch die Straßen Iſchl's fahren werde.

Immer größer wurde die Zahl der Sommergäſte, und endlich begannen auf der Esplanade jene Idealgeſtalten aufzutauchen, für welche die Denker der Wiener Ringſtraße die metaphoriſche Bezeichnung „Gigerln" erfunden haben. Sowie man Calais die Ville des Adieux genannt hat, ſo könnte man dieſe Esplanade die Allee des Wiederſehens nennen, da man hier alle Jene wiederzufinden pflegt, denen man zu Hauſe auf das ſorgfältigſte ausgewichen iſt. Dieſer Spazierweg iſt während der Mittagszeit, wenn die Curcapelle ſpielt, gedrängt voll von Beſuchern, die ihre Siſyphus-Promenade machen, und es wäre dann an heißen Tagen zum Erſticken, wenn nicht die Bewohner der angrenzenden Villen mitleidig ihre Fenſter öffnen würden, um die Esplanade ein bischen auszulüften.

So beſucht aber auch Iſchl iſt, ſo ſoll es doch, wie die Eingebornen ſeufzen, viel von ſeiner früheren Vornehmheit eingebüßt haben, und man hat auf den Beſuch der höheren Stände ſchon ſo ſehr verzichtet, daß man ſogar anfängt, dem Fortſchritte zu huldigen, und beiſpielsweiſe vor einiger Zeit die Oertel'ſche Terrain-cur einführte. Dieſe iſt jedoch wieder in Verfall gerathen, denn die verſchmitzten Fremden ſchützten, nach der Behauptung der Gaſtwirthe nur vor, die Oertel'ſche Entfettungscur zu gebrauchen, um im Hotel weniger zu verzehren. Ebenſo unzufrieden waren die Photographen, da die meiſten Gäſte es als eine überflüſſige Ausgabe betrachteten, den mageren Reſt, den die Hoteliers und die Oertel-Cur von ihnen übrig ließen, überhaupt noch photographiren zu laſſen. Den größten Peſſimismus freilich in der Auffaſſung der Zeitverhältniſſe legen Kellner, Kutſcher und wer ſonſt noch auf eine größere Trinkgeldhaltigkeit der Gäſte angewieſen iſt, an den Tag, denn ſie klagen über ein immer tieferes Verſinken der badenden Menſchheit in die Schmutzerei. Dieſe fortwährenden Schmerzensſchreie über die zunehmende Verwilderung des einſt ſo eleganten Modebades haben endlich den berühmten Afrika-Reiſenden Dr. Holub im Vorjahre veranlaßt, in das Innere von Iſchl vorzudringen. Allein er entdeckte nur mehrere „Elephanten", die von furchtſamen Liebespaaren auf ihren Spaziergängen mitgenommen wurden, einige wilde Ehen und eine größere Anzahl weiblicher Mumien, eine Bezeichnung, die mir die Galanterie verbieten würde, zu gebrauchen, wenn mir nicht ein ſo hoher Grad der Austrocknung bei dem fortwährenden

Regenwetter in Ischl als ein ganz besonderer Vorzug erschiene. Der kühne Forscher glaubte schon einen neuen Triumph der Wissenschaft verzeichnen zu können, und den Ursprung einer neuen warmen Mineralquelle entdeckt zu haben, aber es war nur das bereits länger laufende Ischler Bier.

Bei all diesem Jammer darf man nicht vergessen, daß die Ischler ein sehr verwöhntes Völkchen sind. Man findet nämlich noch immer eine Menge von Berufs-Millionären, denen man es übrigens nachrühmen muß, daß sie durchaus keine Protzen sind und vom Gelde nichts halten als Maitressen, Pferde und Logen. Auch sieht man eine Menge eleganter weiblicher Toiletten, die bestrebt sind, die üppigsten Geheimnisse zu verrathen, deren Denunciationen jedoch nicht immer Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben können. Es ist ferner durchaus kein Mangel fühlbar an Excellenzen, Hofräthen und anderen zur Cur hier weilenden höheren rheumatischen Diätenclassen. Die größte Anziehungskraft aber scheint Ischl in diesem Jahre auf Musiker ausgeübt zu haben. Derjenige allerdings, der weiß, wie schnell sich in dem hiesigen Alpengebiete ein Concert zusammenballt, betrachtet nicht ohne eine gewisse Scheu alle diese Pianisten mit ihren gefährlichen Anschlägen und selbst die Cellisten mit ihren unheilschwangeren Knieen. Es finden auch wirklich im Cursaale stets Concerte statt, und zwar im großartigsten Stile mit hohen Eintrittspreisen, Verzögerung des Beginnes um mindestens eine halbe Stunde, ja manchmal sogar gänzlichem Unterbleiben desselben wegen plötzlicher Verhinderung der Concertgeberin. Damit des Sinnesrausches kein Ende sei, werden

bei dieſen Concerten hin und wieder Gedichte declamirt, die jedoch nicht Allen vernehmbar ſind, da die meiſten Zuhörer ſchon vorher weggegangen zu ſein pflegen. Ich habe mehrere dieſer Ohrenſchmäuſe bei ſchlechtem Wetter genoſſen und dabei mit wehmüthiger Aufmerkſamkeit dem leiſen Plätſchern des Landregens gelauſcht. Unter ſolchen Umſtänden iſt der große Zuſpruch erklärlich, welcher der Clavier-Leih- und leider auch Verſuchsanſtalt, die ſich an dem Anfange der Esplanade befindet, zu Theil wird. Doch herrſcht trotz des maſſenhaften Andranges von männlichen und weiblichen Clavierfrevlern eine muſterhafte Ordnung vor derſelben, denn hier wird, um uns der Sprache der Fahrordnungen zu bedienen, rechts geſpielt und links ausgewichen.

Geht man gegen 2 Uhr Nachmittags in das Café Walter, ſo ſieht man an einem Tiſche im Freien, Kaffee trinkend und Cigaretten rauchend, einen ſehr kräftigen unterſetzten Fünfziger mit blondem Haar, die hochgerötheten Wangen von einem grauen Barte eingerahmt, und mit blitzenden blauen Augen, denen man es anſieht, daß in der geiſtigen Werkſtätte dieſes Mannes fortwährend gehämmert und geſchmiedet und niemals gefeiert wird. In ſeiner Bruſt toben manchmal vielleicht wilde Stürme, aber an der Oberfläche ſieht man nichts als ein ſich ewig gleichbleibendes Jäger'ſches Normalhemd. Es iſt Johannes Brahms, der früher nur hin und wieder in jüdiſchen Kreiſen verkehrte, ſich aber diesmal entſchloſſen hat, einen Sommer ausſchließlich in Iſchl zuzubringen. Er iſt in größerer Geſellſchaft ſehr wortkarg und brummt nur zeitweilig eine ironiſche Bemerkung;

im intimen Kreiſe aber nimmt er lebhaft an der Unterhaltung Theil, und da er Humor und Witz liebt, erzählt und hört er gerne namentlich jene prächtigen Anekdoten, in denen die Juden ihre eigenen Schwächen ſo treffend perſifliren, die ſie aber jetzt leider, um dem ſterilen Antiſemitismus die ſchärfſten Waffen gegen ſie nicht ſelbſt zu liefern, nicht mehr in Umlauf ſetzen. Vielleicht wird noch Brahms ſelber nächſtens der Held einer jüdiſchen Anekdote, denn in einem Anfalle guter Laune ließ er ſich neulich überreden, die Zielſcheibe einer allgemeinen „Pfefferkugel" zu werden, nämlich an einer Expedition Wißbegieriger in die hieſige Garküche von David Sonnenſchein theilzunehmen, um die ſabbathlichen Leckerbiſſen der jüdiſchen Kochkunſt, wie Pfefferkugel, Schalet und Schalet-Eier kennen zu lernen. Brahms liebt überhaupt die exotiſche Küche, er iſt beiſpielsweiſe ein leidenſchaftlicher Verehrer von Gulyas und ähnlichen ſtark gewürzten ungariſchen Nationalgerichten, und da er aus Dankbarkeit gegen das Vaterland des Paprika die prächtigen „Ungariſchen Tänze" componirt hat, erwartet man jetzt von ihm einen Schalet-Eier-Tanz oder im Gegenſatz zur Mondſchein-Sonate Beethovens eine Sonnenſchein-Sonate.

Doch ich bin ſchon zu Ende und habe noch nichts von den vielen ſchönen Mädchen erzählt, die man hier ſieht. Ach, man hütet ſich, ihnen den Hof zu machen, denn die Anweſenheit eines geſchworenen Senſals aus Wien mahnt den leichtlebigen Genußmenſchen an die Heiligkeit eingegangener Verpflichtungen!

Die angegriffene Gesundheit des Baron Kraus.

29. September 1889.

Als ich vor einigen Tagen nach längerer Abwesenheit in meine Vaterstadt zurückkehrte, fragte ich, neugierig nach der Stimmung des Volkes bei den gegenwärtigen politischen Verhältnissen, den mir bekannten Fiaker, der mich vom Westbahnhofe in die Stadt fuhr, was er von unseren Zuständen halte, und ich war nicht wenig überrascht, als er mir diese mit den Worten charakterisirte: Der Wind weht halt jetzt von der Czaslauer Seite. Ich weiß nicht, war ich durch diese schlichte Hinweisung auf die czaslauische Windströmung ein bischen voreingenommen, daß es mir schien, als wenn Wien seit meiner Entfernung böhmischer geworden wäre, oder war es wirklich so? Nie waren mir so viel czechische Namen auf den Firmatafeln der Verkaufsläden aufgefallen, nie glaubte ich so häufig und energisch Böhmisch sprechen gehört, nie so viele Ziska-Gesichter gesehen zu haben. Mir fiel das Wort eines österreichischen Generals ein, mit welchem dieser gelegentlich einer Ansprache, die er als Gouverneur von Ungarn während der Bach'schen Regierung an den Beamtenkörper hielt, die damaligen ungarischen Zustände so treffend charakterisirte. Als er nämlich einen Beamten bemerkte, welcher der in unga-

rischer Sprache gehaltenen Rede zwar aufmerksam, aber mit äußerst verlegenen Mienen folgte, fragte er diesen in deutscher Sprache: „Sprechen Sie nicht Ungarisch?“ — „Nein, Excellenz“, antwortete der Angesprochene. — „Ah, dann sprechen Sie Böhmisch,“ bemerkte, freundlich mit dem Kopfe nickend, der General. — „Nein, Excellenz,“ erwiederte niedergeschlagen der Beamte. — „Wie ist das möglich,“ rief der General, „daß Sie acht Jahre in Ungarn Beamter sind und nicht Böhmisch sprechen!“ Vielleicht kommt noch die Zeit, dachte ich, wo ein Wiener gefragt werden wird: Was, Sie wollen ein geborener Wiener sein und sprechen nicht Böhmisch?

Sind ja doch bei den letzten Wahlen in Wien für den niederösterreichischen Landtag auch einige Stimmen auf Dr. Gregr, den feurigen Führer der Jungczechen, entfallen. Dagegen befinden sich im böhmischen Landtage noch immer keine Deutschen, wodurch freilich nicht die Beschlußfähigkeit desselben gehindert wird, so daß, Gott sei Dank, die Deutschen Böhmens wenigstens in contumaciam regiert werden können. Das Selbstbewußtsein der Czechen hat seit dem Siege der nationalen Fanatiker in hohem Grade zugenommen, und es wird der Regierung nicht mehr so leicht wie bisher gelingen, den czechischen Staatsrechtshausirern in Conferenz-Beseden die Bewilligung zum Fortbestande der österreichischen Monarchie abzuschmeicheln. Wer weiß, ob nicht auch ein vom Hradschin herunterwiehernder Krönungsschimmel in den sibyllinischen Büchern Oesterreichs verzeichnet steht oder gar die Einverleibung Mährens und Schlesiens in den melancholischen böhmischen Staatsverband.

Man glaubte anfangs, auch die Abberufung des Statthalters von Böhmen, Baron Kraus, sei eine Wirkung der Wahlerfolge der Jungczechen, aber bald erfuhr man, daß nicht politische, sondern hygienische Rücksichten die Berufung eines neuen, gesünderen Statthalters nothwendig gemacht hatten. Das amtliche Organ nannte wohl, um seine Leser nicht zu erschrecken, die Krankheit des Baron Kraus nicht bei ihrem Namen, und sprach im schonenden leibärztlichen Bulletinstile nur von „Gesundheitsrücksichten", aus welchen die Enthebung erfolgt sei. Aber kein wahrhaft furchtsamer Oesterreicher konnte sich durch diese zärtliche Ausdrucksweise beruhigen lassen, da ja, wenn es sich blos um einen Schnupfen des Statthalters gehandelt hätte, daraus nicht die Nothwendigkeit gefolgt wäre, ihn gleich mit den Tröstungen des Großkreuzes des Leopolds-Ordens zu versehen und in den ewigen Ruhestand zu versetzen. Man pflegt sich zwar sonst sehr gerne, in Ermanglung anderer Ausreden, auf die constitutionellen Einrichtungen der Engländer zu berufen; ich glaube aber, ohne deßhalb als ein genauer Kenner der letzteren gelten zu wollen, daß eine leichte Kolik in dem doch sonst so perfiden Albion nicht zu den Gründen gehört, welche die Enthebung von einem Statthalterposten veranlassen, es müßte denn jene bedauerliche Störung der Unterleibs-Functionen nicht in Folge eines zu reichlichen Frühstückes, sondern einer parlamentarischen Niederlage der Regierung eingetreten sein.

Nur böse Zungen, die Jedem gerne das Unangenehmste nachsagen, behaupten, Baron Kraus sei vollkommen gesund. Seinem kräftigen Appetit nach wäre er

noch zwanzig Jahre in der traurigen Lage, Statthalter in Böhmen bleiben zu können, und sein gesunder Schlaf vermöge sich mit dem der ausdauerndsten österreichischen Bureaukraten zu messen.

Wenn man in unserem geschätzten osmanischen Nachbarreiche auf die ferneren Dienste eines Veziers verzichten zu können glaubt, so schickt man ihm zu einer Stunde, in der derselbe am sichersten zu Hause zu treffen ist, eine vertrauenswürdige Persönlichkeit, die ihm, nachdem die ersten Höflichkeits-Bezeigungen ausgetauscht worden sind, eine seidene Schnur überreicht und ihn ersucht, von derselben denjenigen Gebrauch zu machen, welcher ihm unter den obwaltenden Verhältnissen der entsprechendste erscheine. Will der Vezier das Vertrauen seines Gebieters nicht vollständig verscherzen, so begibt er sich ins Nebenzimmer und erdrosselt sich daselbst. Wenn dann am andern Tage die Völker der Türkei ahnungslos zum Frühstückskaffee ihren Tschibuk rauchen und die Morgenblätter zur Hand nehmen, so finden sie unter den Personal-Nachrichten die Mittheilung:

„Wie wir aus zuverlässiger Quelle vernehmen, hat sich der Vezier Abdul Hamid gestern zwischen drei und vier Uhr Nachmittags, nachdem er noch vorher ein Pilaw mit Paradiesapfel-Sauce zu sich genommen hatte, aus Lebensüberdruß erdrosselt."

Selbst die Feinde der Türkei werden nach dem Angeführten zugeben müssen, daß die türkischen Staatsmänner nicht ganz Unrecht haben, wenn sie behaupten, sie opferten dem Staatswohle ihre Gesundheit. Ich beabsichtige aber durchaus nicht, unsere Zustände etwa mit

den türkiſchen vergleichen zu wollen. Ich möchte nur darauf aufmerkſam machen, wie ſchmerzlos, Dank unſerer hohen Cultur, ein Wechſel in den höchſten Beamtenpoſten in den öſterreichiſchen Staaten vor ſich geht, indem man den überflüſſig gewordenen Staatswürdenträger nicht umbringt, ſondern ihn nur krank macht und ihm die Bewilligung ertheilt, ſich ſelbſt für einen Patienten auszugeben. Verlangt alſo das Wohl des Staates bei uns, daß ein Miniſter oder Statthalter einem Nachfolger Platz mache, ſo erhält er in ſeinem Bureau ebenfalls den Beſuch eines in dieſes Geheimniß eingeweihten Staatsmannes.

„Wie befinden ſich Eure Excellenz?“ fragt der Beſuchende.

„Ich danke für die gütige Nachfrage,“ erwidert die Excellenz, „vortrefflicher als je.“

„Das iſt auffallend, Eure Excellenz ſehen ſo abgeſpannt aus.“

„Warum nicht gar? Ich habe erſt vor einer Stunde hier ſo feſt geſchlafen, daß mich ein Statthaltereirath und zwei Concipiſten mit vereinten Kräften kaum aufzuwecken vermochten.“

„Hm, Eure Excellenz haben trotzdem eine ziemlich grüne Geſichtsfarbe.“

„Das iſt ſehr leicht erklärlich, denn ich kann kaum das Mittageſſen abwarten, ſo hungrig bin ich.“

„Aber Ihr Puls, Excellenz, iſt außerordentlich fieberhaft!“ ruft der Beſuchende, indem er das Handgelenk der Excellenz etwas drückt.

„Hahaha, da bin ich vollständig beruhigt, Sie fühlen mir ja den Puls auf der falschen Seite; mehr links, wenn ich bitten darf.“

Der Besucher ist endlich gezwungen, von amtswegen darauf zu dringen, daß sich Se. Excellenz schon seit längerer Zeit sehr unwohl fühle, und es der staatsmännischen Einsicht des Patienten zu überlassen, die zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nothwendigen Maßregeln zu ergreifen. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet dem hohen Staatsbeamten, sofort krank zu werden, er geht in das Nebenzimmer und schreibt sein Demissions-Gesuch. Am andern Morgen aber berichten die Zeitungen, daß er die Bitte um Enthebung von seinem hohen Posten durch Gesundheitsrücksichten begründet habe.

Die gesetznehmende Körperschaft. — Böhmische Dalken und böhmisches Staatsrecht. — Die Deutschen lernen Dobrou noc sagen. — Eine Augias-Walhalla. — Vorschlag zur Wildmachung zahmer Hausthiere.

8. December 1889.

Die ungewöhnlich langen Ferien, deren sich unser Reichsrath in diesem Jahre erfreut hat, sind endlich zu Ende, und wenigstens zum Schlusse des alten Jahres ist unsere gesetznehmende Körperschaft wieder einberufen worden. Ich glaube, daß die von mir gebrauchte Bezeichnung der bisher üblichen vorzuziehen ist und unsere Abgeordneten mit weit größerem Rechte Gesetznehmer als Gesetzgeber zu nennen sind, da Jeder, der die bisherige Thätigkeit unseres Parlamentes verfolgt hat und voraussieht, welchen neuen Kämpfen um die Erhaltung der Schulgesetze wir entgegengehen, zugeben wird, daß die Mehrheit der Volksvertretung größeres Gewicht darauf legt, uns die alten guten Gesetze zu nehmen, als neue zu geben.

Dem Reichsrathe wurden übrigens vorläufig nur das Budget mit der Aussicht auf eine neue Einkommensteuer und das Strafgesetz vorgelegt, und nachdem er sich mit der Erwerbsthätigkeit und anderen strafbaren

Handlungen beſchäftigt haben wird, gedenkt man, ihn wieder bis ins neue Jahr hinein zu vertagen. Unſer Finanzminiſter, der Wojwode Dunajewski, iſt noch der Einzige, der immer gut aufgelegt iſt; er ſprudelt von den beißendſten Ausgaben, und mit ſeinen Einnahmen weiß er den Steuerzahler immer auf den Kopf zu treffen. Seiner guten Laune gelingt es, jedes Deficit verſchwinden zu machen, und nachdem er auch diesmal durch ſeine Begabung für blühende Schilderungen welker Finanzen alle Freunde humoriſtiſcher Budgets entzückt hatte, lud er, ſo wie der Schauſpieler in den römiſchen Comödien zum Schluſſe Plaudite! rief, die Zuhörer ein, Beifall zu klatſchen und einander zu den Ergebniſſen des Budgets zu „beglückwünſchen". Wahrſcheinlich aber hatten die Abgeordneten ihre Glückwunſch-Enthebungskarten für den Jahreswechſel bereits gelöſt und mochten meinen, daß ſie dieſe auch von den Glückwünſchen zum neuen Jahresbudget enthöben, denn ſie kamen der läſtigen Aufforderung des Miniſters nicht nach.

Auch die czechiſchen Verfaſſungsleugner, die doch erſt neulich in ihrem Landtage von dem Beſtehen des Reichsrathes nichts zu wiſſen ſchienen, ſind vollzählig eingetroffen, und neben dem Rufe nach „böhmiſchen Dalken" in den Gaſthöfen, in denen ſie abgeſtiegen ſind, erſchallt jetzt fortwährend der nach dem böhmiſchen Staatsrecht. Obwohl man glauben hätte ſollen, daß es ihnen ihr Gewiſſen verbieten werde, an dem verfaſſungsmäßigen Reichsrathe theilzunehmen, haben ſie doch auf den Bänken des Hauſes Platz genommen mit ihrem — Gewiſſen. Der Garderobier des Reichsrathes, der nach den

Verhandlungen im böhmiſchen Landtage ſchon mit Sicherheit darauf rechnete, die Jungczechen würden es verſchmähen, zu erſcheinen, iſt im höchſten Grade gegen dieſe aufgebracht. Wie kann ich, ſagt der treffliche Mann, noch für die Ordnung in der Gaderobe einſtehen, wenn man nach den Reden dieſer Herren glauben muß, ſie würden nicht mehr kommen, und ſie dann nicht Wort halten? Morgen fällt es vielleicht einem unbefriedigten clericalen Winterrocke ein, aus dem Reichsrathe auszubleiben, und übermorgen muß er trotzdem wieder aus Opportunitäts-Rückſichten aufgehängt werden. Bei einem ſolchen Durcheinander wird es noch in der Gaderobe zugehen wie im Staat ohne Gott, den der ausgetretene fromme Prinz Liechtenſtein immer ſo unappetitlich zu ſchildern wußte!

Der Abgeordnete Plener hat in einer Interpellation an den Miniſter ein höchſt trauriges Bild von der immer zunehmenden Czechiſirung Böhmens entworfen, und da die Altczechen, von ihren jungczechiſchen Peinigern geſtachelt, noch größere Zugeſtändniſſe verlangen werden, wird ſich wohl Graf Taaffe auch zu dieſen verſtehen müſſen. So werdet denn czechiſch, ihr Deutſchen Böhmens, lernt die Poſaune blaſen, das große Weltinſtrument, das von der Wottawa bis zum Orinoco gerne gehört wird, liebt euer neues Vaterland und tragt den Ruhm eurer großen Adoptivmutter Libuſſa von Meer zu Meer! Wenn dann euer Haar einſt gebleicht iſt und eure rothwangigen Enkelkinder nicht eher ſchlafen gehen wollen, als bis ihr ihnen noch eine ſchöne Geſchichte erzählt habt, dann nehmt ſie auf den Schoß, küßt ſie auf die Stirne

und lehrt sie den Namen Kviczala*) aussprechen, damit sie ihn in ihr Gebet einschließen, denn ohne ihn würden die lieben Kinder noch immer: Gute Nacht! sagen, anstatt: Dobrou noc!

Auch der „unverfälschte Deutsche", der Abgeordnete Türk, einer von den letzten Mohikanern, die fortwährend das Aussterben ihrer arischen Race beweinen, hat schon das Wort ergriffen. Er war aber diesmal auffallend kurz angebunden und äußerst matt. Wahrscheinlich waren die Kräfte dieses Abgeordneten erschöpft durch seine Theilnahme an dem Hamerling-Feste unserer teutonischen „Gigerln", die, wenn sie auch keineswegs so harmlos sind, wie diese Modegecken, doch in der Weise derselben die nationale Mode durch Uebertreibung carikiren. Obwohl nämlich die Werke Grillparzer's sowohl als auch die Hamerling's nur Caviar für die süßen Unverfälschten sind, haben sich diese doch erdreistet, die beiden österreichischen Dichter zu den Ihren zu rechnen und sie in ihre Augias-Walhalla aufzunehmen, die schon im Interesse der Reinlichkeit von der Gesundheits-Polizei endlich einmal ausgemistet werden sollte.

Neben den Leistungen einiger, keineswegs unverfälscht singender Gesangvereine bei dem erwähnten Feste wollen wir auch noch jene einer Heerde heulender Wölfe erwähnen, die uns jetzt allabendlich im „Orpheum" vorgeführt werden. Es ist aber doch immer dasselbe Schauspiel, das uns bezüglich der Dressur wilder Thiere geboten wird, und wir müssen gestehen, daß uns selbst die Wölfe gleichgiltig sind, wenn sie auch noch so schön heulen.

*) Ein bekannter czechischer Abgeordneter.

Man ſollte endlich einmal auch in Bezug auf dieſe Gattungen von Schauſpielen die alte Schablone aufgeben, und ſtatt uns immerfort dreſſirte Löwen, Tiger oder Wölfe vorzuführen, die ſich paſſiv verhalten und Niemanden zerfleiſchen, wäre es beiweitem origineller, wenn man umgekehrt zahme Thiere ſo abzurichten verſtünde, daß ſie wild würden, und beiſpielsweiſe dreſſirte Lämmer auftreten ließe, welche die Eigenthümlichkeit hätten, Jeden zu zerreißen, der es verſuchen wollte, ſich ihnen zu nähern.

Einer meiner großartigen literarischen Pläne. — Ein Ministerialsecretär wird Director des Burgtheaters. — Mögliche Consequenzen dieses sonderbaren Falles.

9. Februar 1890.

Ich habe in meinem vielbewegten Leben schon sehr zahlreiche und, wie ich mir bei dem Mangel jeder Controle schmeicheln darf, großartige literarische Pläne ausgeheckt, die sich aber leider alle darin glichen, daß sie niemals zur Ausführung gelangten. So trug ich mich lange Jahre hindurch, so oft der Faschingstaumel seinen Höhepunkt erreicht hatte, mit der Absicht, den Herausgebern der Zeitung, für die ich schreibe, den Vorschlag zu machen, sie mögen zur Aufheiterung der hiefür gewiß dankbaren Leser eine Fastnachts-Scherznummer herausgeben, und zwar in der Weise, daß in dem Journal ein ergötzliches Bild der verkehrten Welt geboten und so der Tollheit der Faschingszeit eine Huldigung dargebracht würde.

Hienach hätte es etwa der Gebieter des Musik-Feuilletons unternommen, das bewegte Treiben des Schlachtviehmarktes vom musikalischen Standpunkte aus zu schildern und zu beurtheilen, während es Sache jenes Collegen, dem die Berichterstattung über die Vorgänge an der Fonds- und Effectenbörse zugewiesen ist, gewesen

wäre, das Burgtheater zu „arrangiren", äſthetiſche „Schlüſſe" zu machen und den Schauſpielern praktiſche Fingerzeige oder, um in dem Börſenjargon fortzufahren, „Hände" zu geben. Dem Redacteur der „Kleinen Chronik" hätte es obgelegen, die innere Politik vom Geſichtspunkte der Localunfälle aufzufaſſen, während umgekehrt die Beherrſcher des Leitartikels ſich begnügt haben würden, den ſanft dahingleitenden Strom ihrer Beredtſamkeit über die localen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens fließen zu laſſen. Ich ſelbſt hätte mich natürlich von der Arbeit nicht ausgeſchloſſen und wäre gerne bereit geweſen, über den Krankenſtand in den Spitälern, über die herrſchenden Winde ohne Unterſchied der Richtung und über amtlich verlautbarte Licitationen unter Thränen zu lächeln.

Ich will, um nicht zu weitläufig zu werden, in keine ausführlicheren Details über die Einrichtung der von mir geplanten Carnevals-Ausgabe dieſes Blattes eingehen. Ich beſchränke mich nur darauf, zu bemerken, daß es mir zwar, wie erwähnt, an der nothwendigen Thatkraft gebrach, dieſes phantaſtiſche Programm auszuführen, dagegen fanden ſich energiſchere Naturen in unſerem Staate, die meiner grotesken Idee, immer Männern die Leitung von Angelegenheiten zu überlaſſen, die ihnen in ihrem bisherigen Wirkungskreiſe vollſtändig fremd geblieben waren, Fleiſch und Blut gaben. So ſah ich, um nur von der weniger empfindlichen Vergangenheit zu ſprechen, daß ein Miniſter-Präſident ſich einen lyriſchen Dichter als Juſtizminiſter, dagegen ein anderer wieder einen Juſtizbeamten als Unterrichtsminiſter erwählt hatte; ich er-

innere mich an einen älteren Beamten der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft, dem das Portefeuille eines Finanzministers als Pfühl für sein müdes Haupt diente, und es wäre mir nicht besonders aufgefallen, vielleicht einmal einen Ballet-Enthusiasten an dem Steuerruder des Schiffes, das durch die Wogen tanzt, wie man unseren Staat auch schon genannt hat, zu finden. Seitdem ich aber gesehen habe, daß der von mir vernachlässigte gute Einfall sich in unserem Staatsleben so bewährt, hat es einen eigenthümlichen melancholischen Reiz für mich, in der amtlichen Wiener Zeitung alle neuen Ernennungen zu verfolgen.

Als ich nun in dieser Woche las, daß der Ministerial-Vice-Secretär Dr. Burckhard interimistischer Secretär des Burgtheaters geworden sei, da verdroß es mich fast, daß mir die Leute auf der Straße ebensowenig Beachtung schenkten, wie sonst, daß sie mich nicht verständnißinnig anlächelten und zu diesem neuen Triumphe meiner alten Idee beglückwünschten. Denn auch dieses Interim hat den Schalk hinter ihm, es ist eine Beruhigung darüber, daß der Neuernannte kein Fachmann ist, sondern bisher nur ein sehr fruchtbarer juristischer Schriftsteller war und zum Theater in gar keiner Beziehung stand, auch nicht durch seine Feder, indem er etwa einmal eine Abhandlung über die Pfändung von Gagen geschrieben hätte. Allerdings steht er der Poesie nicht vollständig fremd gegenüber, denn er ist ein nicht mehr gelesener Epiker der jüngsten Zeit, indem er im vorigen Jahre ein neues Lied vom Tannhäuser sang, das klanglos zum Orcus hinabging und erst jetzt, da er in seiner neuen

Stellung Neider und Feinde vorfindet, anfängt, geleſen zu werden.

Jedoch als Vice-Secretär und ſelbſt noch beim Dichten eines Epos kann man ruhig ſchlafen, während das Amt eines wenn auch noch ſo interimiſtiſchen Theater-Secretärs ein höchſt aufregendes iſt. Denn es ſetzt gewiß ſchon keinen geringen Grad von Abhärtung voraus, jetzt irgend einen fünfactigen Unſinn zu leſen, in dem die Hauptrolle der Frau Wolter zugedacht iſt und der alſo eine „edle Sprache“ hat, und gleich darauf das Salonſtück eines Dichters, deſſen Salon eine wahre Wortſpielhölle iſt und der aus dieſem und einem halben Ehebruche etwas Vieractiges gemacht hat. Und welche Verantwortlichkeit iſt nicht mit dieſer ſchweißtreibenden Lectüre verbunden! Das Publikum beſteht ja leider, namentlich bei den erſten Vorſtellungen neuer Stücke, nicht ausſchließlich aus Beſitzern von Freikarten und angeſtellten Beifallsbeamten, ſo daß auch ein Mißerfolg nicht ausgeſchloſſen iſt, oder gar einer jener traurigen Durchfälle, wie wir ſie ſchon erlebt haben, bei denen der Platz vor dem Muſentempel in die reine Freudenau*) ſich verwandelte, — ſo ſchnell rannten die Theaterbeſucher davon. Dann wird aber auch der Secretär als ein Mitſchuldiger angeſehen, da er, um mich wechſelrechtlich auszudrücken, das geleſene Stück mit ſeinem Giro verſehen hatte!

Möchte er ſich aber auch einmal ein Bene anthun und ſchickt er das Stück dem Verfaſſer mit der höflichen Bemerkung zurück, daß es zur Aufführung an dieſer

*) Ein Wettrennplatz bei Wien.

Bühne nicht geeignet ſei, dann läuft er Gefahr, daß der Autor ein Plagiat an einem berühmten Dichter begangen hat, und der Zurückgewieſene erklärt triumphirend in der Oeffentlichkeit, er habe, um zu beweiſen, daß der neue Secretär nicht einmal die Meiſterwerke der dramatiſchen Literatur kenne, eines der herrlichſten von den dreihundertzwanzig im Drucke erſchienenen Stücken des Lope de Vega unter ſeinem Namen eingereicht, und dieſes ſei als vollſtändig unbrauchbar abgelehnt worden. Hahaha!

Und wie ſelten weiß ein Laie ſich in der abgekürzten Chronik des Zeitalters, wie Hamlet bei zunehmender Geiſtesverwirrung die Schauſpieler nennt, zurechtzufinden! Wie leicht kann er hier einen Conflict heraufbeſchwören! Man denke nur an den Fall, daß er es wagen wollte, einer Schauſpielerin eine ihr ſehr werthe und von ihr auch gut ausgefüllte Hoſenrolle wegzunehmen, um ſie einer andern, weniger übertragenen jugendlichen Beinkleider-Liebhaberin zu überweiſen. Wir fürchten daher, der interimiſtiſche Tannhäuſer des Venusberges auf dem Burgring werde ſich bald wieder aus den gleißenden Abgründen desſelben hinauſſehnen nach ſeinem früheren oberflächlichen Miniſterium.

Die Unmoralität des Wiener Grabens. — Kaiſer Franz als Kritiker. — Ein grüner und ein ſchwarzer Prinz. — Die Mutter des Antiſemitismus

21. Juni 1891.

Die Budget-Debatte, in der ſonſt höchſtens Abgeordnete, die ſchamverhüllten Deficite des Finanzminiſters zu entſchleiern trachteten, hat diesmal eine reiche Fülle intereſſanter Enthüllungen gebracht. Ohne Rückſicht auf den neuen böhmiſchen Abgeordneten Fournier zu nehmen, der züchtig, mit verſchämten Wangen den Augenblick erwartete, in dem er ſeine Jungfernrede loslaſſen könne, enthüllt der clericale Landwirth Kaltenegger das unmoraliſche Treiben, das auf dem Wiener „Graben" herrſcht und die wüſten Orgien namentlich, die dort — — Literatur und Kunſt feiern. Er erzählt, daß man in den Buchhandlungen daſelbſt Romane verkaufe, in denen der Verfaſſer, ohne zu bedenken, daß dieſelben auch geleſen werden könnten, verdächtige Liebesabenteuer ſchildere, während in den Schaufenſtern der Kunſthandlungen weibliche Geſtalten zu finden ſeien, von denen ſelbſt der tätowirteſte Wilde zugeben müſſe, daß ſie ſplitternackt ſeien. Der fromme Grabenpilger, der aus der Ferne angelockt wird, weil er in ſeinem unverdorbenen Sinne glaubt, es handle ſich um Ketzerinnen, die man entkleidet habe, um ſie,

unter möglichſter Schonung ihrer Leibwäſche, auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen, ſieht, da auf den Gemälden auch nicht der kleinſte Großinquiſitor zu entdecken iſt, nur zu bald ein, daß das Bild nicht zur inneren Erbauung einlade, ſondern eine ſchändliche Makarterei ſei, durch die der modernen Schuljugend Anſchauungsunterricht in der liberalen weiblichen Schönheit gegeben werde.

Leider ſtellt man gewöhnlich peinliche Reflexionen an, wenn würdige Männer eine größere Neugierde für die verwerflichen Reizungen der Sinnenluſt verrathen, als man nach ihrem Alter und ihrer Stellung erwartete — und auch das Abgeordnetenhaus gab ſeiner peſſimiſtiſchen Beurtheilung der Wandermotive des überſchäumenden Sittenſchilderers durch eine allgemeine ſtürmiſche Heiterkeit einen nicht mißzuverſtehenden Ausdruck.

Uns fiel dabei die ſchöne Kritik ein, die Kaiſer Franz einmal in einem Falle unziemlicher Neugierde, der ihm vorlag, geübt hatte. Man weiß, welche Abneigung Kaiſer Franz gegen die damals ſogenannten „neuen Ideen" hatte, und wie ſtrenge gegen die Anhänger derſelben vorgegangen wurde. Als man ihm nun eines Tages berichtete, ſein General-Adjutant, Baron K., habe einen „Adamiten-Ball" beſucht, verbot er dieſem in der erſten Aufwallung den Hof. Wenn auch die neue Idee dieſer Bälle ſo ziemlich auf die allgemeine Gleichmachung hinauslief, ſo kam doch Baron K. glimpflicher davon als andere Anhänger neuer Ideen zu jener Zeit. Der Kaiſer ließ nämlich ſchon am nächſten Tage, da ſich ſein Zorn gelegt hatte,

den genannten Beſucher der paradieſiſchen Bälle vor ſich rufen, maß den Schuldigen, dem zu Muthe war wie Adam nach dem Sündenfalle, lange mit ſtrengem Blicke und ſagte endlich mild ironiſch: „Na, Sie müſſen Ihnen ſchön ausgenommen haben auf'm Ball."

Ohne uns über den inneren Werth aller während der Budget-Debatte vorgenommenen Enthüllungen ein Urtheil anmaßen zu wollen, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Mittheilung des Grafen Taaffe über die plötzlichen intimen Beziehungen der Regierung zu der bisherigen liberalen Oppoſition den größten Eindruck gemacht hat. Der kleine Verſöhnungs-Vorſchuß, den der Miniſter-Präſident in ſeiner Rede ſo freiwillig gab, mußte umſomehr verblüffen, da der in ein beſſeres Krakau hinübergegangene Finanz-Wojwode Dunajewski in einer früheren Budget-Rede den Verſuch gemacht hat, die Deutſchen aus dem cisleithaniſchen Völker-Club hinaus zu ballotiren. Und jetzt ſtehen mit einem Male die Polen den Deutſchen ſo nahe, da der Abgeordnete Jaworski verrathen hat, daß ſeine Landsleute von der confeſſionellen Schule nichts wiſſen wollen, während wir doch den ungerechten Verdacht gehegt hatten, auch ſie ſeien Gegner der neuen Schule, weil ſie fürchteten, daß, wenn das viele Leſen bei den Bauern einriſſe, und deren ganze Kraft in Anſpruch nähme, dieſe über keine freie Zeit mehr für andere geiſtige Getränke verfügen würden.

Eine Budget-Debatte, bei der man nicht die geringſte Sachkenntniß zu haben braucht, iſt aber immer auch ein Caviar für die ſüßen Feudalen. Nicht weniger als zwei Prinzen ergriffen das Wort, ein grüner und

ein ſchwarzer Prinz. Fürſt Schwarzenberg, der grüne Prinz, hat noch gelernt ſich zu verſtellen; der ſchwarze Prinz, Fürſt Liechtenſtein dagegen, ſuchte ſeiner feudalen Geſinnung einen bürgerlichen Anſtrich zu geben. Der bürgerliche Anſtreicher vertritt jetzt vorſtädtiſche Kleingewerbetreibende, und man konnte während der Wahldauer in den Zeitungen leſen, wie der herablaſſende Candidat alle diejenigen, deren er habhaft werden konnte, umarmte und Solche, die ſich durch dieſes Liebeszeichen nicht hinlänglich gekräftigt erachteten, mit einem Schoppen Bier abfand. Prinz Liechtenſtein machte diesmal ſeinem ſo lange gehegten Groll gegen das „mobile Kapital" endlich Luft, und es verräth wirklich den „Cavalier", daß er dieſen ſo viele Jahre ohne Verzinſung in der Bruſt verſchloſſen hielt.

Er verlangte eine progreſſive Perſonal-Einkommen-Tortur für jeden Beſitzer mobiler Kapitalien, die ſtrengſte ſtaatliche Ueberwachung aller verdächtigen, das iſt zinſentragenden Papiere, und eine peinliche Malefiz-Coupons-Ordnung mit harten Strafen, die mir ſelbſt, obwohl ich in Bezug auf Kapitalien gar nicht mobil bin, ohne deßhalb auch nur in dem ſchäbigſten Latifundien-Beſitz einen Erſatz zu finden, das Haar ſträuben machte. Um aber auch eine Enthüllung zum Beſten zu geben, bekannte ſich der Prinz offen zum Antiſemitismus und beklagte es namentlich, daß alle Confections-Geſchäfte in jüdiſchen Händen ſeien. Früher warf man den Juden fortwährend vor, daß ſie mit alten Hoſen handeln, ſo daß der Antiſemitismus neben anderen Rechten den Juden ſelbſt die allgemeinen ſtaatsbürgerlichen Hoſen

entziehen zu wollen ſcheint. Der fürſtliche Hoſen-Reformer nahm auch den Antiſemitismus dagegen in Schutz, daß derſelbe ein Schandfleck ſei, und meinte, daß man dann auch die Statiſtik, aus der jener hervorgegangen, einen Schandfleck des Jahrhunderts nennen müßte. Die Statiſtik iſt alſo hiernach die Mutter des Antiſemitismus, die Ruſſen und Corſioten ſind, indem ſie die Juden vertreiben und mißhandeln, nur eifrige Statiſtiker, und wenn man ihnen auch noch ihr Hab und Gut nimmt, ſo iſt das wahrſcheinlich blos eine „ſtatiſtiſche Gebühr", die ſie zu entrichten haben. Es iſt ganz unmöglich, vorauszuſehen, welchen Schabernack die Statiſtik den Culturvölkern noch zu ſpielen im Stande iſt, wenn ſie weiter gereizt wird!

Aus Meran I.

15. November 1891.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Ich glaube, man kann für ein modernes Freilicht-Feuilleton kaum einen klassischeren Anfang finden, als diesen, denn mit denselben Worten beginnen, wie gelehrte Goethe-Forscher bestätigen werden, die Leiden des jungen Werther. Als ich jedoch im October in Meran ankam und im Lesezimmer des Curhauses die Zeitungen zur Hand nahm und dort von dem widerlichen Treiben der Wiener Christlich-Socialen las, diesen giftigen Pilzen, die aus der liebenswürdigen Fäulniß des alten Wien aufgeschossen sind, da rief ich aus tiefstem Herzensgrunde: Wie froh bin ich, daß ich weg bin!

Wir haben ein Zeitalter der Renaissance, der Reformation, der Humanität und der Aufklärung gehabt, — wir leben in einem Zeitalter der Bacterien. Das Kleine und die Kleinen beherrschen heute die Welt. Die Tyrannen sitzen nicht mehr auf einem Throne, sondern in der Werkstätte eines Mechanikers oder in einer Advocatenkanzlei. Wir haben keinen Caligula mehr, dafür aber einen Dr. Lueger, und der Tyrann wünscht der ganzen Menschheit nicht mehr nur Einen Nacken, um ihr mit einem Schwertstreich den Garaus zu machen,

ſondern er begnügt ſich in ſeinem demokratiſchen Sinne damit, ihr „das Beuſchel herauszureißen". Und doch, wie harmlos waren dieſe Worte, die Dr. Lueger im überſchwänglichen Pfändungsdrange ausrief, im Verhältniſſe zu den gegenwärtigen Vernichtungsreden, die er im Parlament, im Gemeinderathe und in den Kneipen-Caucus der Chriſtlich-Socialen hält! Damals war er nur der Lueger nostras, erſt jetzt iſt er der wahre Lueger asiaticus.

Ich weiß nicht, ob es der Nachwelt beſchieden iſt, ſich ſo zu langweilen, daß ſie ſelbſt unſere parlamentariſchen Verhandlungen leſen und ſo von allen den politiſchen Struwelpetern Kenntniß erhalten wird, die Klio in ihrem Carricaturen-Album aufbewahrt. Was würde ſie zum Mechaniker Schneider ſagen, dem in allen Zeitungen und auch im Parlamente fortwährend vorgeworfen wird, daß er ein Fälſcher ſei? Aber freilich, es gibt ja unter unſeren Volkstribunen ſogar ſolche, die bereits den Paletot des Zuchthauſes getragen haben, woraus ich ihnen beileibe keinen Vorwurf machen will, denn das kann Jedem paſſiren, der das Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit begeht.

Während man ſich über das bürgerliche Gefolge der frömmelnden Feudalen ärgert, kann man doch über dieſe, deren Wortführer der Prinz Liechtenſtein iſt, dieſe größte Kokette männlichen Geſchlechtes, herzlich lachen. Allein man thut, weil ſie lächerlich erſcheinen, Unrecht daran, wenn man ſie, wie ich neulich geleſen, Don Quixotes nennt. Wenn ſie es ſind, dann ſind ſie es gewiß nur in Bezug auf den Verſtand, nicht auf das Herz. Denn dieſe

ſinnreichen Junker kämpfen nicht gegen die Mächtigen für die Unterdrückten, ſondern ſie waren immer ſelbſt die Mächtigen und Unterdrücker; ſie verſprechen dem Bauer und kleinen Gewerbsmann ebenfalls, ſo wie Don Quixote dem Bauer Sancho Panſa einen Statthalterpoſten verſpricht, alles Mögliche, was ſie niemals zu halten gedenken, aber ſie ſind immer lieber ſelber Statthalter und Miniſter, und ſie ſchwärmen allerdings auch für das weibliche Geſchlecht, jedoch nicht für dicke Bäuerinnen, die ſie, wie Don Quixote, „ſüße Dulcinea" tituliren, ſondern höchſtens für magere Ballettänzerinnen, die ſie „Mauſi" nennen. Ich will nur zur Erläuterung dieſer Schlußbemerkung hinzufügen, daß ſich die Feudal-Clericalen von den clericalen armen Teufeln dadurch unterſcheiden, daß dieſe die Faſten ſtrenge einhalten, während jene ganz ungeſcheut das Ballet cultiviren, das allerdings ebenfalls zu den fleiſchloſen Dingen gehört.

Der Kampf gegen den Liberalismus iſt ein Kampf gegen die Humanität, und die Anti-Liberalen ſind darum auch Antiſemiten, um die Humanität erfolgreicher bei der Menge zu discreditiren. Mich wundert nur, daß die Anti-Liberalen blos Leſſing, den Dichter „Nathan's des Weiſen", mit ſo giftiger Wuth verfolgen und bisher Schiller verſchont haben, den Dichter des „Don Carlos". Iſt denn nicht Marquis Poſa der Vater des Juden-Liberalismus, und ſucht er nicht mit dieſem ſogar den frommen Philipp II. zu inficiren? Er weiß ſich in das Vertrauen des großen Fürſten einzuſtehlen, aber er hat kein „Herz" für das Kleingewerbe, und ſtatt in der

Audienz, die er erhält, für dieſes warm einzutreten, verlangt er von dem ihm leider wohlwollenden Monarchen — Gedankenfreiheit und bemerkt dazu blasphemiſch: Ein Federzug von dieſer Hand, und neu erſchaffen wird die Erde. Ein Miniſterial-Erlaß hätte alſo dieſem liberalen Schwefler zufolge ganz dieſelbe Bedeutung wie der Schöpfungsact, und ein beliebiger Hofrath und der liebe Gott wären ſocial gleich geſtellt.

Hat der Judenliberalismus je ſchamloſer und in ſo wenigen Worten ſein ganzes Programm entwickelt? Dem frommen Philipp kommt der zudringliche freche Poſa zwar gleich verdächtig vor, denn er ruft erſchrocken: „Ihr ſeid ein Proteſtant!“ Hätte der Prinz Liechtenſtein auf dem ſpaniſchen Throne als Alois I. geſeſſen, er würde gewiß den Nagel auf den Kopf getroffen und den Marquis mit der kühlen Bemerkung: „Ihr ſeid ein Judenknecht!“ dem Großinquiſitor zur weiteren Amtshandlung übergeben haben.

Wenn ich, nachdem ich die ſtürmiſchen Zeitungen geleſen habe, hinaustrete ins Freie, in die Berge ſchaue mit ihrem ſtillen Frieden, die objective Waſſer rauſchen höre und von der durchſonnten Herbſtluft umfächelt werde, dann rufe ich, wie von einem Alp befreit: Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Doch plötzlich hüpfen Walzerklänge an mein Ohr, die Curcapelle ſpielt einen Walzer von Johann Strauß: „Nilfluthen“. In den Pyramiden des Strauß'ſchen Egypten wird aber Heuriger ausgeſchänkt, die Memnonsſäule ſingt Vierzeilige, die Mumien kutſchiren in ihren feſchen Sarkophagen nach dem Prater, und ſtatt der Krokodile ſchwimmen in

den Nilfluthen gebackene Donaukarpfen, denen es bekanntlich am liebſten iſt, mit Kartoffelſalat verſpeiſt zu werden. Und die ſegenbringenden Fluthen dieſes Nils, in denen ſich der Stefansthurm ſpiegelt und der Kahlenberg ſeinen Schatten wirft, ſie ſpülen alle die häßlichen Erſcheinungen weg, die mir die Erinnerung an die ſchöne Vaterſtadt vergällten.

Alſo fort mit der garſtigen Politik, die mich gehindert hat, das empfindſame Reiſe-Feuilleton zu ſchreiben, das ich vor hatte: Von der Salzach zur Paſſer. Ich kann jetzt nur mehr im Galoppſchritt von Salzburg nach Meran eilen, und muß die fruchtbaren Betrachtungen verſchweigen, zu denen der fortwährende Regen in dieſem Sommer den Spaziergänger anregte, indem er ihn zwang, ſich unter ſeinem Regenſchirme einzuſpinnen und von der Außenwelt abzuſchließen. Wenn ich beiſpielsweiſe an den Ufern der Salzach geſenkten Hauptes einherging und die langen Schleppkleider ſah, die ihren Lebenszweck, Staub aufzuwirbeln, nicht zu erfüllen vermochten und ruhmlos in dem Straßenkothe zu Grunde gingen, dann mußte ich immer an Danaë denken, die ausgezeichnete Wirthin, die ſich vollſtändig zu entkleiden pflegte, wenn es regnete. Tizian hat dieſes ſchöne Beiſpiel des ſparſamen Sinnes der Frauen des alten Griechenland in einem ſeiner herrlichſten Bilder verewigt, wie die Beſucher unſerer Pinakothek auf dem Ringe ohnehin wiſſen.

Ich fürchte, daß der clericale Abgeordnete Kaltenegger, der zwar ſonſt ein großer Sparmeiſter und deshalb auch dagegen iſt, daß die Zeit mit dem Unterrichte

an die schulpflichtige Jugend vertrödelt werde, die von mir erwähnte Schonung der weiblichen Toilette nicht gut heißen wird. Denn erst in der vorigen Woche hat er im Reichsrathe eine geistsprühende Rede über die vernachlässigte steirische Stallwirthschaft gehalten und dabei, hingerissen von seinem, der Phantasie freiesten Spielraum gewährenden Thema, auch der mediceischen Venus, und zwar gerade wegen ihrer Nacktheit, die Leviten gelesen. Ich habe schon im Juni dieses Jahres, als Herr Kaltenegger im Abgeordnetenhause, in dem sich doch auch ganz junge Parteien befinden, die nackten Oel- und Marmorfrauen heftig angriff, vor diesem frivolen Gebiete gewarnt, eine Mahnung, die ich jetzt wiederholen und ihm dabei den Rath in Erinnerung bringen will, den die venetianische Courtisane einem seiner Vorgänger, der auch mit der Jugenderziehung nicht einverstanden war, Rousseau, gelegentlich ertheilte: Lascia la donna e studia la matematica.

Die Fremden hatten schon die Alpenländer verlassen, als auch ich mich aufmachte, mein südliches Exil aufzusuchen. Ich hielt anfangs, als ich zum Fenster des Eisenbahnwagens hinausschaute, die Burschen, die, mit Blumensträußen auf den Hüten, singend über die Feldsteige zogen, für Hochzeiter; erst später entdeckte ich, daß es Recruten waren, die in wehmüthigen Schnadahüpfeln das Scheiden vom Dirndl besangen, das jetzt traurig die verschwiegene Zeugin ihres entschwundenen Liebesglückes melkt. Die Untauglichen aber begleiteten mit gesenktem Kopf die Recruten und dachten vielleicht, wie weise die europäischen Wehrgesetze die Natur eingerichtet

haben, daß die Schwachen für die Starken arbeiten müſſen.

Ich wollte vom Norden nicht Abſchied nehmen, ohne vorher dem lieben Goſſenſaß, wo ich ſo oft einen Theil des Sommers zugebracht hatte, einen Beſuch abzuſtatten. Ich fand diesmal von den alten Bekannten nur noch einen liebenswürdigen Profeſſor aus München, einen berühmten Bergſteiger, der ganz ortlermäßig heruntergekommen ausſah und auch heuer ſo viele Bergſpitzen erklommen hatte, daß ich ſchon vom bloßen Zuhören Seitenſtechen bekam. Wenn der Platz neben mir bei der Table d'hôte leer war, ſo wußte ich beſtimmt, daß der Aermſte ſich auf einem Gletſcher verſpätet habe. Das iſt aber ein großer Leichtſinn, denn die Suppe kann kalt werden, was bei einem Gletſcher nicht zu beſorgen iſt. Der Senior der Gäſte des bekannten „Hotels Gröbner" in Goſſenſaß, Baron Redwitz, der ſonſt in ſeinem „Schillerhof" in Meran zurückgezogen lebte, und nur in den heißen Sommermonaten mit ſeiner Gattin die kühle Sommerfriſche an dem Südabhange des Brenners aufſuchte, war leider vor einigen Monaten geſtorben, betrauert von Allen, die ihn gekannt hatten. Obwohl er ziemlich viel in Verſen und Proſa geſchrieben hatte, nannte man ihn doch nur nach ſeinem frommen Jugendwerke den Dichter der „Amaranth". Er hatte ſich wohl in ſpäteren Jahren von den Clericalen entſchieden losgeſagt, aber dieſe rechneten ihn doch zu den Ihrigen, und vielleicht hat auch dies dem Fortkommen ſeiner Romane geſchadet, denn viele fürchten die frommen Dichter, und wenn dieſe einen Roman ſchreiben, glaubt man, die Vorſehung

habe die Leſer züchtigen wollen. Schon bei ſeinen Lebzeiten wurde eine Lichtung im Walde auf einer nahen Anhöhe Redwitzplatz genannt, und die Beſucher desſelben werden ſchon im nächſten Sommer eine Büſte des heimgegangenen Dichters dort finden, die ein anderer treuer Beſucher von Goſſenſaß, der Bildhauer Beer in Paris ſchon meißelt.

Auf dem Redwitzplatze ſprudelt eine muntere kleine Quelle, in der neueſtens die Chemiker Eiſen entdeckt haben. Ach, dieſe armen Mineralquellen! Ihr habt vielleicht in eurer Jugend davon geträumt, als freier, mächtiger Strom von unzähligen berühmten Fiſchen bewohnt zu werden, kühn beflaggte Schiffe zu tragen und endlich ins große, ſtolze Meer euch zu ergießen. Eines Tages aber kommt ein Mann daher mit einer blauen Brille, der ſchon ein großes Werk über chemiſche Verbindungen und die Mesalliancen, die hiebei vorkommen, geſchrieben hat. Er ſieht die kleine, bisher nicht beachtete Quelle und hält ſich ſofort mit einem großen, in der Wiſſenſchaft ergrauten Taſchentuche die Naſe zu. Die Honoratioren des Ortes ſehen dies mit ehrfürchtigem Staunen, da ſie bisher nichts gerochen haben. Bald wird die luſtige Quelle eingefangen und hinter einem eiſernen Gitter eingeſperrt, und die Weiſeſten treten zuſammen, um eine den berühmteſten Muſtern nachgebildete Cur- und Muſiktaxe zu entwerfen. Die kleine Quelle aber plätſchert traurig in ihrem engen Gefängniſſe, ihre ſchönen Träume vom weiten Weltmeere ſind verflogen, und in ihrem Waſſer, das es ſchon von reichen Handels- und gepanzerten

Kriegsschiffen durchfurcht sah, baden alte Rheumatiker.

Auch einen Ibsenplatz findet man in der Nähe des Dorfes, so genannt zu Ehren des norwegischen Dramatikers, der hier gerne im Sommer weilt. So oft ich ihn in Gossensaß sah, trug er einen zugeknöpften schwarzen Salonrock, einen Klappcylinder auf dem Löwenhaupte und einen Regenschirm in der Hand; denn diese Welt ist so schlecht eingerichtet, daß man nie weiß, ob es nicht im nächsten Augenblicke regnen wird. Er geht sehr langsam und vorsichtig, und die Tiroler, die sonst jedem Wanderer zurufen: Zeit lassen! haben ihn gewiß nie in dieser Weise begrüßt. Er ging auch selten weiter, als von seinem Zimmer zum Brunnen vor dem Gasthofe, in den er immer nachdenklich blickte, als wollte er sich überzeugen, ob noch immer „Alles fließt", wie der traurige Heraklit behauptete. Die Eingeborenen nannten ihn daher das Wassermannl, allein er zieht trotzdem dem Wasser den Wein vor, denn in vino veritas. Die Damen in Gossensaß sahen den verwegenen Dichter der „Gespenster" anfangs sehr ängstlich an, aber mit der Zeit wurden sie immer zutraulicher, und jetzt ist er es, der sie fürchtet, denn sie lauern fortwährend mit Autographen-Albums auf ihn.

Als ich Gossensaß verließ, war es schon winterlich; die Wolken hingen bis zu den Dächern der Dörfer nieder, die Berge waren beschneit und die auffliegenden Raben sangen ihr schauerliches Todtengräberlied. Im Eisenbahnwagen saßen drei englische Damen mit brennrothen Haaren, eine Mutter mit ihren Töchtern, und

wir tauſchten unſere Empfindungen aus, indem ich von Zeit zu Zeit ſeufzte und die Engländerinnen ihr ſacramentales „Yes“ riefen. In Bozen trennten wir uns, die Familie-Feuersbrunſt raſte mit dem Schnellzuge nach Italien, während mich das beſchauliche Localdampfroß nach Meran entführte.

Aus Meran II.

(Spitzer's letztes Feuilleton).

3. April 1892.

Es ist ganz unglaublich, wie viele kostbare Zeit man mit dem Krankſein vertrödelt. Man beſchäftigt ſich nur damit, die Zeit todtzuſchlagen, daß heißt, wir glauben ſie todtzuſchlagen, indeſſen ſchlägt ſie uns todt. Obwohl ſo viele Dummheiten in der Welt vorgegangen ſind, habe ich doch in dieſem Jahre noch gar nichts geſchrieben. Und doch muß man ſich in unſerer Zeit beeilen, einen Dummkopf auszulachen, denn morgen iſt er vielleicht ſchon ein ſehr einflußreicher Mann. Aber was iſt Einem in der Fremde ein neues Jahr? Mir war ſonſt ſo beklommen zu Muthe, wenn ein neues Jahr begann. Mir war, als müßte ich eine alte liebgewordene Wohnung verlaſſen und mit einer neuen vertauſchen, mit der Ausſicht auf fremde Straßen und neue Menſchen, mit unbekannten Zimmern, deren Mauern noch nicht an meine Seufzer und Monologe gewöhnt waren, und einem Plafond, der mich nicht verſtand, wenn ich die Augen hilfeſuchend zu ihm aufſchlug; als müßte ich alle Erlebniſſe in einen Koffer packen, und als ſtünde ein trauriger grauer Möbelwagen bereit für meine Erinnerungen. Wenn man jedoch

immer in einem Gasthofe lebt, so ist es Einem ebenso gleichgiltig, ein Jahr wie eine Wohnung, wie die wetterwendischen guten Freunde, ja vielleicht sogar wie die Welt zu verlassen.

Die guten Freunde vergessen uns schnell, die haben nächstens wieder einen guten Freund, und deßhalb ist es am besten, man sieht sich beizeiten um Feinde um, die behalten uns immer im Gedächtnisse und sagen uns die rühmenswerthesten schlechten Eigenschaften nach, wenn wir uns deren schon längst nicht mehr erfreuen. So habe ich vor einiger Zeit in einer Gesellschaft einen Herrn kennen gelernt, der mich, obwohl man uns bei dem Souper neben einander gesetzt hatte, mit einer erschreckend eisigen Kälte behandelte. Ich glaubte anfangs, es sei der steierische Kapaun, der herumgereicht wurde, an dem schroffen Benehmen meines Nachbars schuld, indem ich vielleicht gerade sein Lieblingsstück mir auf den Teller gelegt hatte. Als er aber anfing, von Journalisten zu sprechen, deren einziges Bestreben es sei, aufknospende Talente im Keime zu ersticken, sah ich, daß mein Verdacht unbegründet war, da ich noch niemals gehört hatte, daß durch den Genuß gewisser Kapauntheile das Heranreifen poetischer Talente gefördert werde. Ich drückte in versöhnlichster Weise dem Journalistenfeinde meinen Abscheu gegen eine solche Abtreibung der Geistesfrucht durch die Journalistik, wie er sie angedeutet hatte, aus; allein darauf wurde er noch ungehaltener und erklärte mir endlich, daß ich selbst vor fünfundzwanzig Jahren mich über seine Gedichte, die er vertrauensvoll der Oeffentlichkeit übergeben hatte, in der

ſchonungsloſeſten Weiſe luſtig gemacht hätte. Man denke ſich meine Verlegenheit; denn mir war weder erinnerlich, daß ich jemals ein Gedicht meines Nachbars geleſen, und noch weniger, daß ich darüber geſchrieben hatte. Der verkannte Lyriker hatte ſich ſpäter in den Strudel der Geſchäfte geſtürzt; er iſt jetzt ein vielumworbener Finanzmann und wurde ſogar vor einiger Zeit, da er im Intereſſe einer Bank ein größeres Geſchäft abgeſchloſſen hatte, in einem Börſenberichte mit Richelieu verglichen. Und doch konnte er die Wunden, die ich ihm vor einem Vierteljahrhundert geſchlagen, trotz aller Huldigungspflaſter, welche die Zeit auf dieſe gelegt hatte, nicht vergeſſen, und nun wird mich wohl Niemand mehr aus ſeiner Erinnerung verdrängen.

Glauben Sie aber nicht, daß Einen der Meraner Winter nur zu peſſimiſtiſchen Betrachtungen anregt. Die Meraner ſind liebenswürdig, gefällig und lebensluſtig. Sie trinken gerne den rothen Wein ihrer Gegend, und wenn der Fremde beim Glaſe ſitzt und vielleicht trübe an die kurzen Augenblicke des Glückes denkt, die ihm beſchieden waren — wahre Clavierſtunden des Glückes — dann hört er vielleicht zu ſeinem Troſte am Nebentiſche fröhliche Stimmen erſchallen, welche die Vorzüge des Dirndls und den Zauber des Fenſterlns preiſen, und das klingt ſo verführeriſch, daß der Zuhörer bereit wäre, ſelbſt ein paar einſame Stunden zu verfenſterln, ſelbſtverſtändlich nur unter der Vorausſetzung, daß das Dirndl ein curgemäßes Südzimmer bewohnen würde. Dem kunſtſinnigen Publikum des Curortes wurden die langen Winterabende

durch Conzerte verkürzt, bei denen hin und wieder die ſchönen Gattinnen zweier hieſiger Curärzte ihre wohlklingenden Stimmen vernehmen ließen und ſo dem Feſte eine therapeutiſche Localfarbe verliehen. Meiſter und Meiſterinnen des Vortrags fanden zahlreichen Zuſpruch; dagegen war das Theater während des Winters ganz leer, ſo daß ich es als eine Indiscretion betrachten würde, zu berichten, was dort geſpielt wurde. Ich darf endlich nicht die „gelehrten Hunde," die ſelbſt in weniger gelehrten Kreiſen Beachtung fanden, mit Stillſchweigen übergehen — das iſt aber Alles, was ich über die Literatur hier weiß. Eine große Reihe rauſchender Feſte brachte der Carneval, und wenn ich von allen den Elitebällen nur den Fleiſcher-, ſowie den Hausmeiſterball erwähne, ſo geſchieht es, um die großſtädtiſche Leſerin ahnen zu laſſen, mit welcher Kraft und Ausdauer hier das Tanzbein geſchwungen wird. Auch die Maskenbälle bewähren ihren alten Ruf und übten namentlich auf die reifere Damenwelt ihre volle Anziehungskraft aus.

In der That ſchwebte nirgends mehr als auf dieſen der Don Juan in Gefahr, zwar nicht von einem alten Gouverneur, jedoch von einer alten Gouvernante intriguirt zu werden. Die Clericalen treten hier ſelbſt während der Faſtenzeit nicht in den Vordergrund, ſie führen vielmehr ein innerliches, beſchauliches Leben, und das Organ derſelben, der „Burggräfler", muß ſchon ſehr nervös ſein, wenn es einmal Jene, welche den modernen Fortſchritts- und Freiheitsideen huldigen, zu jenſeitslänglichem ſchweren Teufel verurtheilt. Es gehen Einem hier die Faſtenprediger ab, die officiellen und die frei-

willigen, die wie der pickſalbungsvolle Lueger und Genoſſen einigen harmloſen Leuten, die von der Politik nichts wiſſen, als daß wir keinen Krieg mit den Türken führen, und von der Volkswirthſchaft nur begreifen, daß die Zeiten ſchlecht ſind, vor dem Schlafengehen einige Märchen von der alten Hexe: Aufklärung erzählen, die leichtgläubige Chriſtenleute frißt, von dem böſen Geiſte, der in den freiſinnigen Zeitungen ſpukt und unſchuldige Abonnentenkindlein verführt, und von dem gräßlichen Alp: Fortſchritt, der die guten Menſchen nicht ruhig ſchnarchen läßt. Man lieſt auch heuer in den Wiener Zeitungen gar nichts über die Faſtenprediger, und es ſcheint faſt, daß dieſe ſich einem Mitbewerbe mit den erwähnten Rahmſtrudel-Politikern nicht gewachſen fühlen. Man hat in früheren Zeiten oft die Uebergriffe der Faſtenprediger auf das politiſche Gebiet getadelt, und ich kann mich erinnern, daß dieſe oft ſogar gegen einzelne Zeitungsartikel polemiſirten. Das war aber nicht gefährlich. Die brave Hausmeiſterin, die in die Predigt gegangen war, um von dieſer erbaut zu werden, erfuhr vielleicht ſtatt erbaulicher Dinge nur, daß der Prager Correſpondet der Zeitung Soundſo ein „Sophiſt“ ſei. Wenn ſie dann nach Hauſe kam, und der ihr rechtmäßig angetraute Maurerpolier ſie neugierig fragte, ob der Prediger erzählt habe, wie die Engel im Himmel Poſaune blaſen, mußte ſie ihm ſeufzend geſtehen, daß der Prediger nichts vom Himmel erzählt habe, ſondern im Gegentheile von Prag; daß von keinem Engel die Rede war, ſondern von einem Correſpondenten, und daß dieſer kein Poſaunenbläſer ſei, ſondern ein — Flötiſt, wie vielleicht

die in der griechiſchen Philoſophie nicht ſehr bewanderte Hausmeiſterin ſtatt Sophiſt verſtanden hatte.

Nach dem rauhen Winter, der heuer auch den Süden nicht verſchont hat, iſt endlich der Frühling blühend und ſingend in das wunderſchöne Meran eingezogen, und bald wird auch der von den Meranern ſo heiß erſehnte Herzog Theodor in Bayern ſich in Obermais niederlaſſen. Der Herzog iſt ein edler Menſchenfreund, der als Augenarzt den Armen Merans ein Helfer und Tröſter iſt, und daß er auch ſonſt viel für die Meraner gethan, würde man, wäre auch ſeine Büſte jetzt nicht in der Wandelhalle aufgeſtellt worden, aus den herzoglich bayeriſchen Hofräthen, Hof-Apothekern, Hof-Zahnärzten, Hof-Friſeuren, Hof-Photographen, Hof-Schneidern u. ſ. f. errathen, denen man auf Schritt und Tritt hier mit freudiger Ueberraſchung begegnet. Ich glaubte ſchon gar nicht mehr an den Frühling, und als die Landſchaft ſo beſchneit und eingefroren vor mir lag, hielt ich ihn für eine Erfindung der Cur-Commiſſion. Als ich aber neulich den Kopf Morgens furchtſam zum Fenſter hinausſteckte, ſtieg eben eine Lerche mit einem Frühſtückstriller in die Höhe, nur die Berge im Hintergrunde waren noch weiß, neugierig beſahen die Leute auf der Straße den infanteriehoſenblauen Himmel, und ſplendid lachend vergoldete die großmüthige Sonne die Kupfernaſe der Zweifler. Weg waren alle Melancholie und Miſanthropie und wie alle die Gemüthskrankheiten heißen mögen, die eine immer rationeller wüthende Steuerpolitik zur traurigen Folge hat. Hatte ich doch in meinem progreſſiven Perſonal-Menſchenhaſſe, der

ganzen Menſchheit nur ein einziges Gefäße gewünſcht, um ſie auf einen Sperrſitz in ein Ritterſtück des hieſigen katholiſchen Geſellenvereines zu ſchicken!

Aber der Frühling hat begonnen, ſich zu regen, und ſchon wogt die Saiſon ſo aufgeregt, daß allen den zahlloſen Penſions-Beſitzern ihr Opfer zu Theil wird.

Es iſt nicht immer leicht, ein Unterkommen zu finden, und man hört auch ſchon häufig rührende Berichte über die edle Hingebung und Aufopferungsfähigkeit vieler Penſions-Beſitzer. So ſoll ein Wirth, ergriffen von dem Loſe einer Penſions-Bewerberin, der er kein Zimmer in ſeinem Gaſthofe mehr zu bieten vermochte, dieſer ſeinen Platz im Ehebette abgetreten und ſelbſt in ſeinem Weinkeller übernachtet haben, während wieder eine ſamaritaniſche Witwe einem auf der Hochzeitsreiſe begriffenen Paare mitleidig ihr Lager eingeräumt und an der Seite ihrer von ſchweren Träumen geängſtigten Köchin eine fürchterliche Nacht zugebracht haben. Wie man ſieht, geeignete Stoffe für eine Ballade, die noch bei den ſpäteſten Geſchlechtern Mitleid und Furcht erregen könnte. Die Meraner Penſionen werden ſehr gerühmt, und nur Derjenige, den die Behaglichkeit des Penſionszwänglings-Lebens nicht reizt, ſeine Freiheit zu opfern, hat mit den Unbilden der Fütterung zu kämpfen und muß dann all die zähen und ſaftloſen Fin de siècle-Roaſtbeefs und -Schweinebraten, die nämlich aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts ſtammen dürften, über ſich ergehen laſſen. Uebrigens iſt ja die Küche überall in einem bedauerlichen Rückgange begriffen, und ſelbſt in Wien wird ſowie die Geſinnung bald auch der Geſchmack ganz verlungert ſein.

Ich habe die Gerichtsverhandlung gegen das infame Scheuſal, den Dienſtbotenmörder Schneider, nicht geleſen, aber wenn unter ſeinen Opfern auch Köchinnen geweſen ſein ſollten, dann weiß ich nicht, ob ein Feinſchmecker als Geſchworner die volle Unbefangenheit ſeines Urtheils zu wahren gewußt hätte.

Man darf ſich nur nicht durch die der wirklichen Küche nicht entſprechenden Darſtellungen der Speiſekarte täuſchen laſſen. In der ſchönen Literatur herrſcht heute ziemlich allgemein der Naturalismus, ganz wenige Dichter ſträuben ſich noch gegen dieſen, und nur in ihren Werken und in der ganzen Speiſekarten-Literatur findet man noch eine ideale Weltanſchauung. Ein „griechiſches Beefſteak“ hat ſo wenig einen helleniſchen, wie etwa ein Pharaonen-Roman von Ebers einen egyptiſchen Charakter. Glaubt man etwa, daß ein „Napoleon-Filet“ ein blutiges Milieu hat? Weit gefehlt. Es ſind verſottene dünne Schnittchen Lungenbraten zwiſchen Kartoffelſcheiben gebettet in einer Rührmichnichtan-Sauce; ein Filet, das alſo eher an die Romane der Frau Marlitt, als an die Schlachten des corſiſchen Eroberers erinnert. Wenn die Speiſekarte auch fernerhin keine Rückſicht nimmt auf die Wahrheit, die „Documente“ und die neueſten Ergebniſſe der Naturforſchung, dann nennt vielleicht ein czechiſcher Wirth nächſtens einen edlen Hummer mit Mayonnaiſe zu Ehren des unverdaulichen Abgeordneten Vaſchaty: Vaſchaty-Hummer, obwohl doch nach einem grauſamen Rathſchluſſe der Vorſehung der böhmiſche Löwe zwei Schweife hat, der Hummer aber nur Einen.

Inhalt:

Seite

Einleitung.

Wereschagin's Heiligenbilder. — Ein verrückter Gastwirth. — Maskenbälle ohne Mönche und Nonnen. — Graef's mageres Märchen 1

Ein neues Eisenbahnunglück. — Ministerfreunde und Strohmänner 7

Fastenzeit. — Errungenschaften der Antisemiten. — Die Urdeutschen Mödlings. — Aus dem Künstlerhause 14

Neuer Frühling und alte Liebhaberinnen. — Eine Frauen-Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines und die Walpurgisnacht. — Die Cholera. — Dr. Gregr und die czechische Sprache 20

Verfrühte Hundstage. — Seelische Unfallsversicherung. — Allmutter Germania. — Vortheile eines auf Engagement abzielenden Ministergastspieles 25

Die Königstragödie im Hause Wittelsbach und das Kunstwerk der Zukunft 30

Rücksichtsvoll unterdrückter Reisebrief. — Ludwig XIV. in den bayerischen Alpen. — Die Cholera, keine Erfindung der Juden und Liberalen. — Die militärfreundliche Börse . . 35

Schnupfen im Burgtheater. — Die Poselarisirung der Literaturgeschichte. — Traurige Zeiten 41

Graf Beust (Nachruf) 46

Das unheimliche Wien und das sybaritische Mödling. — Beunruhigende Nachrichten. — Der ultramontan gewordene Dichter Schaufert 51

Seite

Neue Damenhüte und Repetirgewehre. — Sperrſtunde für Opern. 57

Friedliche Weihnachten. — Nutzen einer rein czechiſchen Univerſität. — Paſſende Geſchenke. — Die eingeſottene Bibliothek einer Hausfrau 62

Im neuen Jahr die alten Miniſter. — Neue Freuden, neue Schmerzen. — Heiratsfähige junge Damen 68

Die verkehrte Welt. — Modengeſpenſter und die „Chemise juive“. — Kriegsgerüchte. — Pairsſchub. — Bauernfelds 85. Geburtstag 73

Das nieſende Wien. — Es gibt keine Geheimniſſe mehr. — Der Gemeinderath gegen Frau Wolter und Herrn Meixner. — Erheiternde Bosheit und beſeligende Dummheit. — Parlamentariſche Schimpfwörter 79

Confiscirliches aus dem Faſching. — Die Brieftaubenpoſt vom Jahre 1987 ein Anachronismus. — Ein Beſuch bei den Auſtralnegern. — Unverehelichte Wöchnerinnen. — Wir Wilden ſind doch beſſere Menſchenfreſſer 85

Politik und ſchlechtes Wetter. — Der langweilige „Figaro“ in der Hofoper und die griechiſchen Greiſe im Burgtheater . 92

Ein verſpäteter Proteſt des Grafen Thun. — Drei Großkreuze. — Ein altadeliger Scharfrichter. — Im Salon 98

Die Gelehrten der Freudenau. — Erbitterte Hebammen. — Neuerliche Erkletterung des Stephansthurms. — Eine Gründung ohne Gründer 104

Aus Peſt 110

Das Wolter-Jubiläum und der Jungbrunnen des Burgtheaters. Ein promovirter Meuchelmörder. — Mein Amerigo Vespucci. — Neue Steuern 117

Zwei jugendliche Naive im Burgtheater auf einmal. — Todte und lebende Taſchenſpieler. — Ein altrömiſcher „Spaziergang“ 123

Herbſtwehmuth und Sommerreminiscenzen. — Der in ſeinen 24.000 Frauen beleidigte Sultan und die Wiener Witzblätter 130

Seite

Die Morgenſonne des Krieges. — Bismarck als hungeriger Tiſchgaſt. — Eine alltägliche Ehebruchsgeſchichte im Burgtheater. — Meixner als aufgeregter Holländer 136

Ein neues Jahr. — Hamerling als Satiriker 144

Unſere Beziehungen zu Rußland. — Die Vortheile des ſchlechten Geſchmackes und das Mozartdenkmal. — „Aber“. 151

Was der Zar für den Frieden thun könnte. — Jugendliche Unbeſonnenheit des Fürſten von Bulgarien. — Ein Wort Schmerling's. — Alt- und Jungöſterreich 185

Schönerer als Harun-al-Raſchid. — Knigge's Converſationslexikon der Höflichkeit. — Beleidigungen der Augen und Ohren. — Die Jubiläumsausſtellung 163

Allerlei Nöthen. — Leichtere Ausrüſtung der Hauſirer. — Geduld der Eſel und ihrer Häute. — Die vier kriegeriſchen Jahreszeiten. — Rußland als Eheſtörer 171

Ein demokratiſcher Miniſterfreund. — Graf Taaffe ein „feſcher Mann“, aber leider kein Tenoriſt. — Die ſtiliſirten Biertempel. — Das Etabliſſement Ronacher ein Muſenheim für Centraliſten und Separatiſten 176

Frühlingsſtimmungen. — Ein Märtyrer der Gewaltthätigkeit. — Die Maulwurfsarbeit der Preſſe 181

Städtiſcher Sommer. — „Tu felix Austria nube.“ — Seltſame Folgen der Branntweinſteuer 186

Ende der Saiſon. — Der lebendige Schönerer und der todte P. Greuter. — Eine Unſterblichkeit in vier Buchſtaben . . 191

Verſchiedene Formen der Langweile. — R. Wagner's „Feen“ . 196

Vorzüge des neuen Burgtheaters. — Neubeſetzung einer Miniſterrolle 207

Das Embonpoint der Sarah Bernhardt. — Spitalswärterinnen im Dienſte der Venus. — Segen des Höferechts. — Ein mathematiſcher Scherz 213

Italieniſcher November. — Circus- und Opernpferde. — Renz und Rienzi. — Luſtſpieldialog im Abgeordnetenhauſe. — Die Monarchie als Pyramidenthurm 219

Seite

Geburtstagsfeier des Baron Vogelsang. — Ein Haifisch im Musikverein. — Das Armen-Budget und andere Unglücksfälle 225

Aristokratische und bürgerliche Unzulänglichkeit. — Der Tod des Grafen Leo Thun. — Eine Donauflotte in Sicht 230

Der neue Aufschwung. — Ein berittenes Werkzeug der Vorsehung. — Preisausschreiben für die dauerhafteste Verfassung 236

Die schlechte alte gute Zeit. — Ein Nudelbrettschimmel. — Prinz Alois Liechtenstein als Judenfreund 241

Pöbelexcesse, eine Folge der modernen Schule. — Strategische Erinnerungen. — Leoparden und Nubier. — Cardinal Vannutelli und andere Gäste aus der Fremde 246

Die Dummheit strikt. — Der Zeitungsstempel als Titelvignette. — Die subjective Objectivität des Confiscationsverfahrens 251

Maihitze und Gleichheit der badenden Menschen. — Lasten der Vielweiberei 256

Aus Ischl 260

Die angegriffene Gesundheit des Baron Kraus 268

Die gesetznehmende Körperschaft. — Böhmische Dalken und böhmisches Staatsrecht. — Die Deutschen lernen Dobrou noč sagen. — Eine Augias-Walhalla. — Ein Vorschlag zur Wildmachung zahmer Hausthiere 274

Einer meiner großartigen literarischen Pläne. — Ein Ministerialsecretär wird Director des Burgtheaters. — Mögliche Consequenzen dieses sonderbaren Falles 279

Die Unmoralität des Wiener Grabens. — Kaiser Franz als Kritiker. — Ein grüner und ein schwarzer Prinz. — Die Mutter des Antisemitismus 284

Aus Meran I. 289

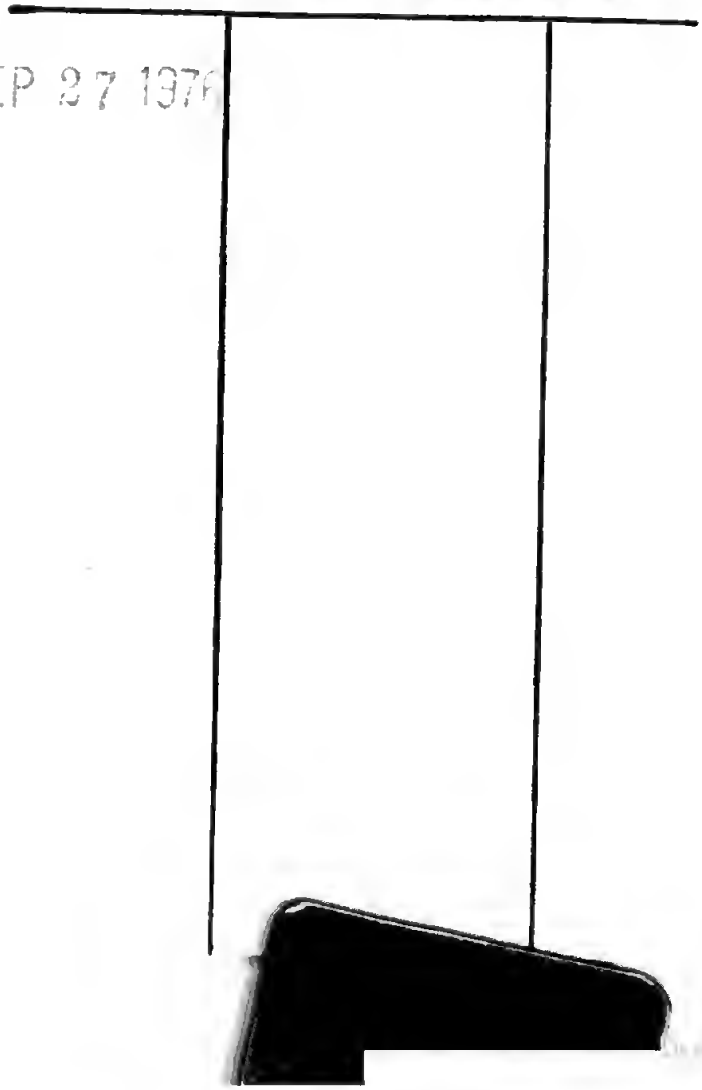
„ „ II. (Spitzer's letztes Feuilleton.) 299

10
8378 .1

PT 2521 .S93 L4 C.1
Letzte Wiener Spaziergange,
Stanford University Libraries
3 6105 037 753 394

PT
2521
S93L4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

SEP 27 197